

Lesebuch

für

ISRAELITEN.

Zum Gebrauche

in Schule und Haus.

Herausgegeben

von

Leopold Lammfromm,
Oberlehrer in Buchau am Federsee.

ERSTER THEIL.

Blaubeuren,
Verlag von Wilhelm Lubrecht,
(Fr. Mangold'sche Buchhandlung.)
1847.

Lesebuch

für

Israeliten.

Zum Gebrauche

in Schule und Haus.

Herausgegeben

von

Leopold Lammfromm,
Oberlehrer in Buchau am Federsee.



Blaubeuren,
Verlag von Wilhelm Lubrecht,
(Fr. Mangold'sche Buchhandlung.)
1847.

Druck von Louis Bosheuyer in Cannstatt.

Den Wohlgeborenen Herren:

Hrn. Banquier M. Benedikt
in Stuttgart,

Hrn. Assessor Dr. E. Weil
in Stuttgart,

Hrn. Großhändler Pflaum
in München,

in Hochachtung gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Gegenwärtiges Lesebuch ist, wie schon sein Titel theilweise besagt, zunächst für reifere Schüler der Volksschule, zugleich aber auch zur Belehrung und Unterhaltung für Erwachsene bestimmt. Sein nunmehriges Erscheinen wurde einerseits durch das tiefgefühlte Bedürfniß, ein für israelitische Schulen besonders bearbeitetes Lesebuch zu besitzen, andererseits durch mehrere Anregungen und Aufforderungen von verschiedenen Seiten hervorgerufen. — Daß es Viele gibt, welche bei ihren beschränkten und indifferenten Köpfen zu behaupten sich erkühnen, jedes Lesebuch sey gut für jede Schule, weil es sich bei einem solchen ja doch nur um das Lesen der Schüler handle, wobei das Confessionelle ganz außer Acht gelassen werde, das ist genugsam bekannt. Aber eben so bekannt ist es auch, daß diese und ähnliche Behauptungen nur von Solchen ausgehen können, welche sich nach ihrer frivolen Denk- und Handlungsweise in dem Erziehungs- und Unterrichtswesen der Jugend nicht gehörig orientirt haben. Der gewissenhafte und einsichtsvolle Schulmann denkt und spricht hierüber ganz anders. Das Lesebuch kann diesem, besonders wenn es sich einmal um ältere Schüler handelt, kein bloßes Mittel zur Erlangung mechanischer Fertigkeit im Lesen für die Schüler mehr seyn, sondern er betrachtet und gebraucht es hauptsächlich als ein Compendium, das denselben in die Hand gegeben wird, damit sie, unter treuer und umsichtiger Leitung alles Das sich aneignen, was sie für das gegenwärtige und künftige Leben nöthig haben. Diesem gemäß, und in Rücksicht auf das Jugendalter, das Abwechselung liebt, muß ein für dasselbe bearbeitetes Lesebuch Verschiedenes: Auferbauliches, Belehrendes, Nützliches und Unterhaltendes zugleich enthalten. Auferbauliches und Belehrendes, um dadurch den religiösen Sinn des Schülers, dessen Herz und Gemüth zum Göttlichen und Himmlischen zu erheben, und dadurch die Hauptaufgabe der Schule zu lösen; Nützliches, um seinen Verstand zu schärfen und ihn für's praktische und bürgerliche Leben möglichst brauchbar zu machen, und Unterhaltendes, um auf eine rein erheiternde, das jugendliche Gemüth ansprechende Weise, Erstgenanntes zu unterstützen, Allseitigkeit in der Bildung zu erzielen und deßhalb gleichzeitig auch dem Witze und Scharfsinne seine Nahrung zu reichen. Diese Ansichten, welche nicht bloß aus dem Munde einzelner, sondern aus dem Munde aller

bessern Pädagogen wie Eine Stimme ertönen, haben mich als Halt- und Gesichtspunkt bei der Bearbeitung des gegenwärtigen Buches geleitet und mich zu der nunmehrigen Herausgabe desselben bestimmt.

Daß es kein Leichtes sey, ein wirklich brauchbares Lesebuch zu bearbeiten, hat die Erfahrung zu aller Zeit hinlänglich nachgewiesen und noch mehr spricht sich dieß durch die dermalige Zeitrichtung aus. Um aber dessenungeachtet das Wahre und Rechte dennoch zu treffen, habe ich mich bei den Abschnitten, welche sich ausschließlich auf's Religiöse beziehen, an die Offenbarungslehre festgehalten, weil ich mich in dieser Beziehung nur auf positivem Boden bewege, und der lieben Jugend, so wie den Erwachsenen, welche von diesem Buche Gebrauch machen wollen, nichts Schöneres, Erhabeneres, Tröstlicheres und Erquickenderes zu reichen vermag, als das, was die göttliche Offenbarung uns in so reicher Fülle bietet, wenn wir es nur immer gehörig auffassen und das Aufgefaßte zur Richtschnur unseres Denkens und Handelns zu machen bestrebt sind; und um diese Lehren meinen Lesern praktisch vorzuführen und in lebendigen Beispielen anschaulich zu machen, habe ich den Glaubenslehren die Pflichtenlehre, größtentheils in Erzählungen, die durch Sentenzen und Kernsprüche ergänzt sind, folgen lassen, wobei ich mich bemühete den Talmud, Midrasch, und andere rabbinische Schriften bestmöglichst zu benützen, um zu zeigen, welche Wahrheiten und Kraftlehren auch in diesen Werken enthalten sind.

Da nun dieses Lesebuch für Schule und Haus zu den angegebenen Zwecken geschrieben ist, so nahm ich keinen Anstand, demselben noch profane Geschichten einzuverleiben und fand es durchgängig für gut, nach Form und Inhalt eine Auswahl zu treffen.

Sofern dieser für sich abgeschlossene erste Theil sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben wird, werde ich suchen, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, demselben alsbald einen zweiten Theil folgen zu lassen, welcher Geschichte, allgemeine und besondere Geographie, namentlich Geographie von Palästina und sonstige Realien enthalten soll.

Möge für jetzt dieser Theil mit liebevoller Nachsicht und in gleichen Gesinnungen gelesen und benützt werden, womit ich ihn geschrieben habe.

Buchau, im September 1847.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

1. Religion.

Furcht des Ewigen ist die erste Kenntniß.

Sprüche Sal. 1, 7.

Die Furcht des Ewigen ist eine Quelle des Lebens, zu entgehen den Schlingen des Todes.

Sprüche Sal. 14, 27.

Religion ist die große Wissenschaft von der Verehrung Gottes. Sie ist unter allen Schätzen der Erde der köstlichste Schatz, — ist die schönste Gabe des Himmels. Sie kommt von Gott, dem Vater ewiger Liebe, und führt zu ihm. Ohne sie ist der Mensch arm und verlassen, und nicht im Stande, seine hohe Bestimmung zu erreichen. Ohne sie bleibt es uns verborgen, was wir sind, und die Absicht, warum wir leben. Ohne sie bleibt unser Lebenspfad umnachtet, und wir können uns nicht über seine Dunkelheiten erheben. Nur an der Hand der Religion gehen wir ruhig und sicher durch das Schattenthal der Erde, und sie eröffnet uns zugleich die reinste Quelle alles Segens für Zeit und Ewigkeit. Sie verlangt aber auch, daß wir ihren hohen Werth dankbar anerkennen, unsern Wandel nach ihren Geboten einrichten, und so des Glaubens Ziel und Ende erlangen.

2. Werth und Wichtigkeit der Religion.

Religion — von Gott gegeben, — was wäre das ganze Menschengeschlecht ohne dich! — Nur du verwandelst des Lebens düstere

Nacht in freundliches Morgenroth, in eine Sonne, die immer leuchtet und erwärmet. Du schließest in deine zarten Arme jedes gläubige Gemüth. In deinem Strahle versiegt die Fluth der Thränen, und in Dank löset sich die stumme Klage auf. Du reichst dem Staubgeborenen die Leiter zu Gott und zur Vollkommenheit, und öffnest ihm die Pforten des Reiches, wo ewige Wonne, fortdauernde Glückseligkeit seiner wartet.

Die Religion ist der Anker, der dem von so mancherlei Stürmen umhergetriebenen Schiffe des Lebens einen festen Halt gibt. Der Anker soll das Schiff halten, nie aber das Schiff den Anker schleppen.

Wie Gott selbst alle Theile des Weltalls durchdringt und belebt, so durchdringt und belebt die Religion den gesammten Wirkungskreis des Menschen. Wie die Sonne das erwärmende Licht der Erde, ist die Religion die Alles erweckende Sonne des Gemüthes. Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziele unserer Tage; sie gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Anmuth, Hoheit und Segen über all' unser Thun.

Nur die Religion kann uns den sichern Pfad des Lebens durch die Sümpfe niederer Lüste, durch die lockenden Auen der Verführung, über die Felsen der Beschwerden, durch die Dornenwüsteneien unseres Geschickes, durch die Höhlen des Elends und durch die Zaubergefilde des Glückes zu dem Reiche seliger Geister führen.

Die Religion geht von Gott aus, ergreift und umschafft den Menschen, sie führt den Umgeschaffenen wieder zu Gott zurück, vereinigt ihn mit ihm und vollendet ihn in dieser Vereinigung.

Der religiöse Mensch ist der höhere Mensch auf Erden. Seinen Blick in die Ewigkeit gerichtet, seine Hand zum Wohlthun ausgestreckt, wandelt er in und mit Gott; ruhig in Gewittern und Stürmen, selig in den Freuden, die Gott verleiht.

Religion ist der Schutzengel der Menschheit, sie zeigt dem Menschen den sichern Weg zum Heile, hält ihn am Arme, und geht ihm voran. Sie verschafft ihm göttliche Kraft, das Gute zu thun, und bewahrt ihn, daß er nicht strauchelt und sich nicht verirrt, wenn er im Dunkeln sich nicht erkennen kann.

Nur Religion gibt dem menschlichen Daseyn volle Bedeutung. Sie ist's, die das Irdische mit dem Himmlischen, das Erschaffene mit dem Schöpfer, die vorüberfliegenden Minuten mit dem, was ewig bleibt, vermählt: sie gibt dem Menschengeiste das höhere Leben, dessen er durch

seine Sinne fähig ist. Das ist die Religion auch für jeden einzelnen Lebenstag und für jede außerordentliche Handlung des Sterblichen.

Das Heiligthum des menschlichen Geistes ist sein innerer, frommer Glaube, aus welchem Alles, was er Großes und Gutes vermag, hervorgeht. Nimm ihm dieß Heiligthum, und was bleibt ihm übrig? — Eine Menschengestalt mit thierischem Gelüste und thierischer Schlauheit, ohne Zweck in der Welt, ohne Ziel eines Lebens, nur Kind des Augenblickes, nur Spiel der wechselnden Umstände, ohne Trost auf Erden, ohne Gott im Himmel.

Die Religion ist die Grundlage aller Weisheit. Sie gibt Alles, Freude und ewige Wonne, deren Hoffnung alle Leiden und Freuden der Zeit unendlich überwiegt. Sie gibt Leben und selige Unsterblichkeit. Sie gibt Ruhe hienieden in den Stürmen des Lebens und dereinst ewige Ruhe, und den Frieden, den die Welt nicht hat.

Die Religion ist eine kostbare Perle, um die man alles Andere hingeben soll; denn sie ist ein Licht in der Finsterniß, eine Kraft zur Tugend, eine Stärkung und Beruhigung im Kummer, Trost im Leiden, und herzerhebende Erquickung in der Stunde des Todes.

Religion, von Gott gegeben, sey ewig meinem Herzen werth! Wie dunkel ist der Weg durch's Leben dem, der dein himmlisches Licht entbehrt! Nur du, du führst an sich'rer Hand den Pilger hin in's Vaterland.

Du bist es, die mich Gott erkennen, mich meinen Schöpfer lieben lehrt. Ich darf getrost ihn Vater nennen, gewiß seyn, daß er mich auch hört. Du rufst mir zu: dein Gott ist gut, wohl dem, der seinen Willen thut.

Wer heißt mein Herz sich selber richten? Wer schärfet meines Geistes Blick zur hellen Einsicht meiner Pflichten, und schreckt vom Bösen mich zurück? Du stärkest den Gewissenstrieb, und machst mir Recht und Tugend lieb.

Du leitest mich auf allen Wegen, du zeigest mir das höchste Gut; du machst mir jedes Glück zum Segen, und gibst im Unglück frohen Muth. Wo nichts, sonst nichts mich trösten kann, da hebt dein wahrer Trost erst an.

Du gibst dem Geiste süßen Frieden, erheiterst mild den trüben Sinn, reichst dem Belasteten und Müden den sichern Stab der Hoffnung hin. In Angst, Gefahr und Todesschmerz, erquickt dein Trost das schwache Herz.

Du lehrst mich ew'ges Leben hoffen, verkündest mir Unsterblichkeit. Der Himmel steht durch dich mir offen, und mein ist seine Seligkeit. Ich glaube fest und zweifle nicht; du, du bist meine Zuversicht.

Ja, du, des Lebens reinste Wonne, begleite du mich bis an's Grab, und leuchte dann gleich einer Sonne, vor mir in's Todesthal hinab. Mein erster Laut an Gottes Thron, sey Dank für dich, Religion.

3. Gott ist der Schöpfer alles Dessen, was da ist.

> Du Gott, du allein hast den Himmel gemacht, der Himmel Himmel und ihr ganzes Heer, die Erde und Alles, was darauf ist, die Meere, mit Allem, was darin ist. Du erhältst alle diese Dinge; des Himmels Heer fällt anbetend vor dir nieder.
>
> Nehem. 9, 6.

Gott ist der Schöpfer der Welt, des Himmels und der Erde. Seine ewige Kraft hat Alles, was da ist, hervorgebracht. Ohne ihn ist nichts, nur durch ihn ist Alles entstanden. Daher sollen wir auch Alles als Gottes Werk betrachten und als solches ehren. Wie unendlich groß muß der seyn, der da sprach, und es ward, der da wollte, und es geschah! Glaubend falle ich nieder, und bete an den unendlich Mächtigen und Ewigen, und preise mit allen Geschöpfen seinen großen Namen.

Eine allmächtige Hand hat Alles geschaffen, was dein Auge sieht, und nicht sieht. Sie schuf im Himmel die Engel und auf Erden den Wurm; sie ist in beiden gleich mächtig; denn wie keine andere Hand die Engel und den Himmel erschaffen konnte, so kann auch keine andere das geringste Blatt am Baume erschaffen. Alle Dinge im Himmel und auf Erden kommen vom Allergrößten, der da nur sprechen durfte: „Es werde!" und es ward.

Gott ist's, der dem Nichts gerufen hat: „Verschwinde!" Er ist's, der der Welt geboten: „Sey!" Er ist's, der da sprach: „Sonne, Mond und Sterne wandelt die euch angewiesenen Bahnen!" Und Alles ward und lebte durch ihn. Und Alles rief frohlockend: „Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde!"

Wie, du verlangst nach Gottes Wundern? — Suche sie im Feuerlaufe der Sonne, und in dem sanften Schimmer des Mondes! Suche sie in dem Baue des Sternenraumes und in dem der Gartenrose, die so süß und milde dir entgegen duftet; — suche sie im Wassertropfen und im Meere, und du wirst sie finden. Sie rufen dir vernehmlich zu: „Uns hat Gottes Vaterhand geschaffen!"

Gott hat sich überaus herrlich und lehrend im allmächtigen Buche der Schöpfung gezeigt. Was darin geschrieben ist, das ist die vollkommene göttliche Sprache, die er von Ewigkeit sprach, und die in Ewigkeit gleich einer Posaune schallet.

Von allem Sichtbaren ist die Welt das Größte, und von allem Unsichtbaren ist Gott der Allergrößte. Daß eine Welt sey, dieß sehen wir, wenn wir das Auge des Leibes öffnen; daß ein Gott sey, der den Himmel und die Erde und Alles, was darin ist, aus nichts erschaffen, das glauben wir. Wir glauben dieses aber Niemandem mit größerem Rechte, als ihm, dem Ewigen, welcher sprach: „Es werde Licht! und es ward Licht.

Gott ist es, der das Veilchen, das im niedern Grase blüht — der Demuth holdes Bild — aus dem Schooße der Erde rief, und ihm den Farbenglanz und die süßen Düfte gab.

Alles kommt von Gott, das Nahe wie das Ferne, das Hohe wie das Niedere, der Wassertropfen und der Strom, die Schmerle in dem Bache, wie die bemooste Eiche, das Würmlein mit dem Feuerglanze, wie die Sonne an dem Firmament. Er hat Alles aus dem Nichts hervorgerufen.

4., Gott wird aus seinen Werken erkannt.

Du erfreuest mich, Gott, durch deine Werke, ob der Thaten deiner Hände jub'le ich. Wie groß sind deine Werke, Herr, unergründlich deine Rathschläge.

Ps. 92, 5. 6.

Die Sterne.

Des hohen Himmels Heere,
Die schönen Sterne weit und breit,
Verkünden Gottes Ehre
Und Gottes Herrlichkeit.

Er gängelt sie an einer Schnur,
Und nennet sie alle mit Namen,
Und weidet sie, wie Lämmer auf der Flur,
Der große Hirte! Amen.

Die Sonne.

Und die Sonne — schaut dieß Wunder an! —
Wie ein Held läuft sie ihren Weg behende,
Und frohlocket, daß sie ohne Ende
Wohlthun und erfreuen kann;
Segnet jedes Wesen durch ihr Licht,
Segnet und ermüdet nicht.
Sie ist ein Born, dem nie gebricht,
Ein unverbrennlich Oel und brennt zu Gottes Ruhm,
Wie eine Lampe vor dem Heiligthum,
Und treibt hinweg die Finsterniß mit ihrem Weh und Schmerzen,
An ihr wird sonderlich der Herr erkannt.
Der Himmel um und um ist sein Gewand,
Und sie der Stern auf seinem Vaterherzen.

Der Mond.

Der Mond am Himmel in der Nacht
Ist auch ein freundlich Zeichen seiner Macht.
Wenn etwa wir die Stimme der Sterne
Nicht hörten in der großen Ferne,
Hat er, damit es uns nicht fehle,
In seiner sanften, stillen Pracht
Sich nah' an uns heran gemacht;
Daß er uns traulich in der Nacht
In's Ohr von Gott erzähle.

Die Erde.

Und in der Mitte dieser Herrlichkeiten,
Die keine Grenze kennt, kein Maß und Ziel beengt,
Wo Tag und Nacht von allen Seiten
Sein Segen sich herunter drängt,
Hat Gott die Erde aufgehängt:
Den Menschen eine Wohnung zu bereiten.

Da hängt sie hold und wundervoll
In ihrem Blumenkleide!
Wie eine Braut geschmücket wohl,
Und voll gedrückt, gerüttelt voll
Von Speise und von Freude.

Und auf dem Himmelsstuhl sitzt Er,
Der Geber aller Gaben!
Hat seinen Fuß auf Land und Meer,
Und siehet väterlich umher,
Ob wir auch Mangel haben!

5. Gott ist Erhalter und Regierer der Welt.

Nach seinem Willen verfährt Gott mit dem Heere des Himmels und den Bewohnern der Erde und Keiner ist vorhanden, der seiner Hand wehren und sagen möchte zu ihm: Was thust du?

Dan. 4, 32.

Wie Gott Alles erschaffen hat, so erhält er auch Alles, regiert und leitet Alles nach seinen ewig weisen und gütigen Absichten, so daß nichts ohne seinen Willen und ohne seine Zulassung geschieht, noch geschehen kann. Seine allwaltende Vorsehung erstreckt sich nicht nur über das Allgemeine, sondern auch über das Einzelne. Vor ihm ist nichts groß und nichts klein. Seine Vatersorge umfaßt das Größte, wie das Kleinste, mit gleicher Huld und Liebe. Vorzüglich aber steht der Mensch — Gottes Ebenbild — unter der göttlichen Vatersorge. Bei Allem, was uns Menschenkindern begegnet, es mag noch so widrig und traurig seyn, wollen wir die weise, erziehende und liebevolle Absicht Gottes nie verkennen, sondern ihn, den Unerforschlichen, auch dann anbeten, wenn wir ihn nicht verstehen, und wenn er uns in Zucht nimmt. Auf ihn wollen wir vertrauen, und uns seinem Willen in kindlicher Demuth unterwerfen und dabei sprechen: „Auf dich vertraue ich, o Gott; Ich denke: du bist mein Gott! In deiner Hand ist mein Schicksal. Ps. 31, 15. 16.

Gott, der Herr, ist es, der zahllose Welten belebt, und die tausend und tausend erschaffenen Wesen seit ihrer Erschaffung erhält, der da

macht, daß weder Sonne noch Erde wanken und aus ihren Bahnen weichen können, der mit gleicher Zweckmäßigkeit den Grashalm gestaltet und mit seinen äußeren und inneren Theilen ordnet, wie das Heer der Sterne in den Räumen des Weltgebäudes; der seine unendliche Güte in allen Theilen der Erde, des Meeres und der Himmel allen seinen Geschöpfen ohne Ausnahme zu Theil werden läßt, — sollte ich wohl der Einzige seyn, den er versäumt und als Allversorger nicht versorgt? Würde ich dann noch athmen können, noch in der Welt seyn, wenn er mich auch nur einen Augenblick vergessen hätte? Nein, in meinen bangen Stunden verläßt er mich nicht, sondern ist bei mir, und seine Liebe waltet stets fort über mich und seine Gnade wird an mir mit jedem Morgen neu.

Gott, der die tausend Sonnen und Erden in ihren Bahnen erhält, daß sie nicht um eines Sandkorns Breite aus ihnen weichen, nicht um eine Minute zu früh oder zu spät aufgehen; Er, groß im Großen, ist auch dem Kleinen, dem Einzelnen Erhalter und Vater. Er ist's auch mir! Gelobt sey die Herrlichkeit des Herrn! Er ist's auch mir, so lange ich hier bin; ist mein Erhalter auch dann, wenn der Tod meinen Staub dem Staube wieder gibt, Erhalter meines Geistes in Ewigkeit!

Mondenlang unter Eis und Schnee schläft das Saamenkorn. Aber Gott hat ihm eine natürliche Wärme gegeben, daß es auch durch den strengsten Frost nicht das in ihm wohnende Leben verlieren konnte. Kein Mensch nimmt sich dieses Saamenkörnleins an, Niemand verpflegt es; aber Gott, der es geschaffen, sorgt auch für die Erhaltung desselben. Sturmwinde fliegen darüber hin, sie entwurzeln feste Eichen und versenken die Schiffe des Meeres in den Abgrund; aber das unbemerkte Saamenkorn lassen sie ruhig an seiner Stelle schlafen.

Sorgt die göttliche Vorsehung so für das Saamenkorn der geringsten Pflanze, wie könnte sie jemals meiner vergessen? Nein, Gott vergißt meiner nicht. Groß ist die Sorgfalt des Herrn aller Welten, vor dem die Sterne beben, um die Erhaltung und Pflege des kleinsten Keimes, wie um die Erhaltung der Sonne, die die ganze Erde erleuchtet und erwärmt.

In der Schöpfung Gottes ist Alles Leben, Bewegung und Veränderung. Nichts bleibt dasselbe. Sterne, Sonnen, Monde gehen auf und unter; Eis und Schneewüsten verwandeln sich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken und blühen, Thiere sterben und werden ge-

boren, Alles verschwindet, Alles kehrt wieder. Und dieß ist die Geschichte der Natur von Jahrtausenden zu Jahrtausenden, aber in diesen ewigen Abwechselungen herrscht eine geheimnißvolle Einheit.

Es mag Vieles veränderlich seyn; die göttliche Gesetzgebung in der Natur ist doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch mancher rauhe Wintersturm über unsere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen, und die Zeit der Rosen ist nahe. Darauf kann ich mit der größten Gewißheit zählen. Menschliche Befehle ändern oft, selbst der Wille des weisesten Herrschers kann in Widersprüche verfallen, aber ewig einerlei ist Gott und sein Wille, unwandelbar und unzerbrechlich seine Ordnung. Darum baue du nicht auf Menschenwort, baue lieber auf Gottes Rath. Gottes Wort bestehet ewiglich.

Alles, was die weise Allmacht des Schöpfers in's Daseyn gerufen hat, bewegt sich darin nach ewigen Gesetzen, und nichts kann die Gesetze brechen, denn sie stammen von der Allmacht. Nach diesen ewigen Ordnungen wandeln die Gestirne, verwittert der Stein, erzeugt sich das Metall, wächst, blüht und welkt die Pflanze, steigt der Vogel in die Lüfte, kriecht der Wurm am Boden, spielt der Fisch in den Gewässern.

Kein Glied in der Kette der Schöpfung ist klein und unwichtig, — im Zusammenhange ist Alles — groß.

Gott liebt Alles, was er aus dem Nichts in's Daseyn rief; denn für Alles sorgt er seit der Schöpfung mit unendlicher, väterlicher Huld. Er bereitet Nahrung überall, für den Löwen in der Wüste, für den Adler in hohen Lüften, wie für den kleinsten Wurm, der im Sonnenstrahle tanzt, oder, dem Auge kaum sichtbar, im Staube irrt. Für Alle erfand er eigene Genüsse, eigene Freuden. Doch vor Allem umfasset seine Vatersorge den Menschen.

Seit Jahrtausenden währt der Kreislauf des strömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerstörbares Gesetz, bleibt das Erschaffene mitten im scheinbaren Wechsel der Dinge. Sieh', die Pflanzen, sie waren nicht anders, nicht vollkommener in den Tagen der ersten Sterblichen, als heute. Der Apfel röthete sich im Paradiese, der Mandelzweig blühte in Aaron's Tagen, die Rose und Lilie schmückten Salomon's Garten — Jahrtausende verflossen, sie blieben die Gleichen, und werden nach Jahrtausenden die Gleichen seyn.

In der Ordnung des großen Weltgebäudes greift Alles wundervoll, nach den weisesten Zwecken ineinander. Das Niederste dient dem Höchsten,

das Größte dem Kleinsten. Der Tropfen, welcher vom Himmel herabfällt, die Blumen zu laben, oder das unbemerkte Moos am Felsstein zu erfrischen, ist ein Theil des Weltmeeres, herbeigeführt auf des Sturmes Fittigen und verwandelt durch geheime Kräfte in den Höhen des Himmels, wohin keines Sterblichen Macht reichet. Erde und Himmel sind in ewiger Wechselwirkung miteinander. Alles ist und besteht in und durch — Gott.

6., In Gottes Welt gibt es keinen Zufall, kein Ungefähr.

Du hast die Erde gegründet, und sie stehet, nach deinen Gesetzen stehet noch Alles jetzt, denn Alles ist dir unterthan.

Ps. 119, 90. 91.

Gott führt und leitet Alles; in seiner ganzen Schöpfung ist das heilige Gesetz der Nothwendigkeit, und Ungefähr und Zufall sind Worte des Unsinnes. Kein Ungefähr schrieb den Weltkörpern ihre unendlichen Bahnen vor, welche sie regelmäßig durchlaufen müssen; kein Zufall drehet den Erdball, daß er in bestimmten Zeiträumen Tag und Nacht habe, daß die Frühlingssonne im berechneten Augenblicke herankomme, daß Sommer und Herbst unveränderlich mit dem Winter wechseln, und die Geschöpfe der Erde, Thiere und Pflanzen ihr volles, kräftiges Gedeihen, ihre Thätigkeit und ihre Ruhe empfangen. Es ist kein Ungefähr, daß dem Adler der Fittig gegeben ward, um in den Höhen zu schweben, und dem Fische die Schwimmblase und Flossen, und die schlüpfrige Decke, um auf dem Boden des Meeres oder der Flüsse Nahrung zu suchen und Wohnung. Es ist kein Zufall, daß der Dornstrauch sich mit Stacheln überzieht, daß der Fruchtbaum nur seine und keine andere Frucht erzeugt, und der Rosenbusch keine andere Blume tragen kann, als Rosen. Es ist kein Zufall, daß sich die Pflanzen, die zu gleicher Art gehören, durch die Lüfte winden, ihren goldenen Blumenstaub zu sammeln, wodurch ihre Befruchtung möglich wird, und daß diese kaum sichtbaren Theilchen die Blumen finden, mit deren Blüthe sie in Verwandtschaft stehen! — Nein, Gott ordnet und leitet Alles.

In der Schöpfung Gottes und in der Leitung der Schicksale ist immer ein erhabenerer Plan, als wir erwarten und glauben. Nichts ist Zufall, auch die kleinste Pflanze hat ihren besondern Standort nicht ohne

Absicht empfangen und ein Stein liegt nicht vergebens im Felde, wo er auch liege.

In der ganzen Schöpfung herrscht kein Zufall. Die Ereignisse der Zeit kommen nicht von Ungefähr; sie haben ihre Wurzeln in dem Zustande der Sittlichkeit der Völker und die Kettenreihe ist die Hand des Allerhöchsten.

Alles, was unter der leitenden Hand Gottes geschieht, ist Segen und Wohlthat für uns. Unter diese Wohlthat gehört auch das allgemeine Zerstören unseres irdischen Wohlstandes, unserer besten Freuden. Die Vorsehung streut in den umgerissenen Boden den Saamen der höheren Güter. Zwar erkennen wir es bei unserm kurzsichtigen Blicke nicht, welche segensvolle Früchte daraus den nachkommenden Geschlechtern hervorgehen werden; aber die besondere und allgemeine Geschichte predigt es laut: Es ist nichts vergebens in der Welt.

7. Gott lenkt nach seiner Huld und Gnade die Schicksale einzelner Menschen und ganzer Völker.

Vom Himmel blickt der Herr herab, er sieht alle Menschenkinder; von seinem Wohnsitze herab schaut er auf alle Bewohner der Erde, Er, der ihr Herz gebildet allzumal, der da merkt auf alle ihre Thaten.

Ps. 33, 13 — 15.

Schwerlich fällt auf einen Menschen ein Loos, das nichts enthielte, ihn zu befriedigen; denn die göttliche Vorsehung hat dem Kelche eines Jeden, sey er auch noch so bitter, einige stärkende Tropfen beigemischt, welche bei kluger Benützung zureichen, ihn zu beschwichtigen.

Dieselbe Macht, Weisheit und Liebe, die über den Schicksalen der Nationen waltet, leitet auch die Ereignisse jedes einzelnen Menschen. Dem Unendlichen ist nichts zu klein, weil ihm nichts zu groß ist. Wäre die Fürsorge für den Wurm im Staube seiner unwürdig, so wäre es auch die Regierung der zahllosen Sonnen, die wir sehen, denn vor ihm sind auch Sonnen nur Staub.

Gott ist's, der jedem Menschenkinde sein Loos beschieden, seine Hand wägt Jedem Schmerz und Freuden, Glück und Unglück weislich ab. Gott ist die Urquelle aller Macht und Liebe, er bewahrt die Seinen wie seinen Augapfel, er tröstet sie in der Nacht des Kummers und der

Thränen. Sind auch die Wege dunkel und dornenvoll, auf welche er sie führet, so führt er sie auf denselben doch zum Frieden und zum Heile.

Oft ist Gottes Vaterhand umwölkt, aber dem hellsehenden Auge der ihm ergebenen Seele zeigt sie sich in ihren Führungen, und sieht diese auch nicht den ihr zum Begleiter gegebenen Engel, so weiß sie doch, daß Gott seinen Engeln Befehl gegeben, sie zu behüten auf allen ihren Wegen.

Der Sturmwind, welcher dem Frevler Schiffbruch droht, und ihn beten lehrt; der Blitzstrahl, welcher blendend und zerschmetternd in die Nähe des Gottesläugners fällt; das Erdbeben, welches Ebenen und Berge bewegt; Ströme, welche brückenlos dahin rauschen und erstarren, wenn der Frost einiger Nächte kommt und Feindesheer mit Roß und Mann hinüberzieht zum Siege — nein, sie erscheinen nicht vergebens. Sie sind die Boten Gottes, die Priester der Allmacht und Barmherzigkeit. Sie zeigen, daß Gott das Schicksal einzelner Menschen und ganzer Völker in seiner Hand hat.

Gott ordnet alles Wohl und Wehe der Völker an, aber darin auch das Wohl und Wehe des Kindes. Ohne seinen Willen athmet kein Sperling, und ohne seinen Willen stirbt kein Wurm, welchen dein Fuß unwissend zertritt.

Die Geschichte ist ein Spiegel, in dem wir diese göttliche Weltregierung schauen. Sie überzeugt uns durch Thatsachen von einer Vorsehung, welche über einzelne Menschen und über ganze Völker wacht, und selbst die Bosheit der Menschen zur Erziehung ihrer wohlthätigen Absichten benützt, den Einen erhöht, den Andern erniedrigt, und in ihrer Hand den geheimnißvollen Becher, voll vom Weine des göttlichen Zornes, hält, von welchem alle Sünder auf Erden trinken müssen, wenn die Reihe an sie kommt.

8., Auch die Uebel der Welt und die Leiden des Erdenlebens stehen unter Gottes väterlicher Leitung.

Vertraue dem Herrn von ganzem Herzen und stütze dich nicht auf deine Einsicht.

Spr. Sal. 3, 5.

Wenn ich bei den Stürmen des unruhigen kampfvollen Lebens ohne Glauben an eine Vorsehung da stünde, ein Spiel des Zufalls, wehe dann mir! dann möchte ich nicht Mensch seyn.

Ergreife Mensch, den Stab, auf den du dich stützen kannst in deiner Schwäche, den Balsam, der dir die Wunden heilen kann, die dir das Schicksal schlägt. Halte dich am Glauben, er hält dich, wenn du sinken willst, er eröffnet dir freundliche Aussicht auf die Stunde, die dein Weinen in Freude verwandeln wird.

Wenn du in den trüben Stunden eben so unerschütterlich fest am Glauben an die Vorsehung hältst, wie in der Freude deines Herzens, dann hast du den Hafen der Ruhe gefunden.

Alles Böse trennt von Gott, und widerspricht seinem heiligen Willen und der Menschenseele. Wohl schmückt sich öfters das Verbrechen mit Purpur, und zertritt die Unschuld; aber der Purpur verfault, das Verbrechen bleibt Verbrechen, und aus dem Blute der Unschuld erhebt sich ein siegender Rächer. Umsonst wetzt das Laster das Mordbeil und erbaut der Tugend flammende Scheiterhaufen, denn bald verschwindet des Sünders Hoheit, und für die verkannte Tugend verwandelt sich der Scheiterhaufen in einen Strahlenthron.

Gott duldet den Bösen um des Guten willen. Rotte das Unkraut auf dem Weizenacker aus, wird nicht auch der gute Weizen darunter leiden? Darum duldet Gott die Bösen unter den Guten. Der schlimmere Mensch hat immer noch etwas Gutes, wodurch er der Welt nützlich wird. Das Gute, das er stiftet, macht ihn zwar nicht zum guten Menschen, er thut's nicht aus Liebe zu Gott und zur Pflicht, aber er thut's doch, und die Welt gewinnt durch ihn. Gott ist ein Arzt, der aus den giftigen Kräutern oft heilsame Arzneien für die Menschheit bereitet.

So und noch auf verschiedenen anderen Wegen zeigt es sich, daß auch die Uebel der Welt durch die Leitung der göttlichen Vorsehung Gutes hervorrufen. Eben so verhält es sich auch mit den verschiedenen Erdenleiden, die den Sterblichen treffen; sie veredeln ihn, denn sie lehren ihn merken auf die Vergänglichkeit des Irdischen, lehren ihn streben nach den höheren, geistigen Gütern, die der Sturm der Zeit nicht zerstören, die Flamme der Verwüstung nicht ergreifen kann. Der Duldende blickt sehnender als der Glückliche nach einer bessern Welt, und lebt eher für sie. Die Erfahrung eröffnet dem Leidenden den Werth des kindlichen Vertrauens auf Gott.

Durch die natürlichen Uebel soll der Mensch, der göttlichen Absicht gemäß, weiser, besser, zum Himmel reifer werden. So reift die Traube am Weinstocke unter Gewitterstürmen und Regengüssen, unter dem kalten Thaue der Nächte und unter der brennenden Hitze der Mittagssonne.

Willst du den kommenden Uebeln getrost entgegengehen, so muß der Glaube an Vorsehung in deinem Herzen wohnen, an eine Vorsehung, ohne welche dir nichts begegnen kann, die alle deine Leiden weislich benutzt, liebreich mäßigt, kräftig endet. Wäre mein Schicksal des Zufalls Spiel, so müßte ich freilich traurig seyn, so oft mein Geist in der Zukunft dunkle Gewölke erblickt. Ich wäre ein schwaches Kind, das einen weiten, gefährlichen Weg zurücklegen soll. Unterstützt von der Vaterhand, lebt aber in mir der Gedanke: „Der Vogel unter dem Himmel fällt nicht ohne meines Vaters Willen, nicht das kleinste Unglück begegnet mir ohne Gottes Zulassung, und ich gehe meinen Weg getrost; mich leitet ein Vaterauge, mich leitet ein Vaterarm, darum zittere ich auch nicht bei nächtlichen Gefahren, vor Pfeilen, die des Tages schwärmen, nicht vor der Pest, die im Finstern schleicht, nicht vor der Seuche, die am Mittage wüthet; denn er, der Herr, deckt mit seinem Fittige mich, er ist meine Burg und meine Zuversicht, mein Gott, auf den ich stets vertraue."

Zweiter Abschnitt.

Lehre von Gottes Eigenschaften.

Haben wir gleichwohl in dem bisherigen Abschnitte Vieles von Gott, von seinen Werken, von seinem liebevollen Walten, seinem Leiten und Erhalten alles Dessen gehört, was er schuf und was sein Daseyn so sprechend und laut bekundet, so wollen wir hierin doch noch weiter fortfahren, um Gott, dem Erhabenen und Liebenden, nach seinen uns faßlichen Eigenschaften noch näher kennen zu lernen, es unserm Herzen zuzuführen und zu fühlen, wie groß er ist und welche Pflichten wir, Kinder des Staubes, gegen ihn zu beobachten und zu erfüllen haben.

9. Gott ist ein ewiger, unerschaffener Geist.

In ewige Geschlechter reichen deine Jahre. Die Erde, die du vordem gegründet, und deiner Hände Werk, die Himmel, sie vergehen, du aber bestehest, und Alle wie ein Kleid zerfallen sie, wie ein Gewand wechselst du sie und sie wandeln. Du aber bist derselbe und deine Jahre enden nicht.

Ps. 102, 25 — 28.

In Gott findet keine Zeit des Entstehens und des Werdens statt. Wie er aus und durch sich selber ist, so ist er auch ohne Anfang und Ende, der Erste und der Letzte.

Ewiger, Unveränderlicher! Auf Güter, Menschen, Kräfte, und Leben können wir uns nicht verlassen, denn sie sind hinfällig und vergänglich. Auf dich allein können wir mit Sicherheit vertrauen. Du bleibst. Deine Kraft, deine Liebe, deine Weisheit ist immer dieselbe, durch alle Jahrtausende der Ewigkeit.

In der ganzen Natur befindet sich nichts, das aus sich selbst bestände, weil das Nichts aus sich selbst nichts machen kann. Durch Gott ist und besteht Alles. Er war, ehe noch der Sonne Licht sich durch die Welt verbreitete, ehe noch Geschöpfe seine Macht verkündeten, ehe noch Land und Meer, Berg und Thal gegründet waren; da war er schon — Gott von Ewigkeit. —

Alles, Alles hinieden ist ein Spiel der Umstände, ein Raub der Zeiten. Das Gelächter froher Menschen verhallt, und die heiße Thräne des einsamen Grames trocknet aus. Den Grashalm des Feldes und den Stärksten der Menschen erreicht endlich der Tag, an dem beide hinwelken und verbleichen, der Tag, dem Niemand entrinnt, der dem Bettler die Krücke aus der Hand und dem Könige die strahlende Krone vom Scheitel zieht. Alles ist ein flüchtiges Schattenwerk. Und was bleibt dann, wo nichts bleibt, was steht noch, wo Alles sinkt? — Nur Gott: er bleibt ewig in den Verwandlungen aller Dinge.

Vor Gott sind Jahrtausende ein Augenblick, Welten nur Staubkörnchen, Könige und Völker machtlose Schatten.

Jahrhunderte sind vor Gott weniger, als Minuten, und der Zusammenhang derselben, welcher die Dauer der Welt ausmacht, ist weiter nichts, als die Auszierung eines Schauspiels, das verschwindet, ein Bild, das vergeht und in Ohnmacht fällt. Nur kurze Zeit — und die Feinde des Guten liegen zum Schemel seiner Füße.

Alles ist sterblich, Alles vergänglich, was nur durch sterbliche Sinne erkannt wird. Selbst das schöne, strahlende Licht am Himmel ist diesem Loose unterworfen. Aber ewig bleibend ist Der, der dasselbe schuf mit ungesehener Hand, und mit ihm des Menschen Geist.

Die Himmel werden wie Rauch vergehen, und die Erde wie ein Gewand veralten, und ihre Bewohner nach und nach hinsterben; aber Gottes Heil wird ewig dauern, und nicht vergehen seine Gerechtigkeit.

Gott ist ein dem Wesen nach unsichtbarer, jedem Geschöpfe unbegreiflicher Geist. Er hat alles Leben, alle Weisheit, und alle Gerechtigkeit in sich, und alles Leben, alle Weisheit und Gerechtigkeit strömet von ihm

aus. Er ist die Ewigkeit selbst, und faßt alle Creaturen, wie in einem Puncte in sich.

10., Gott ist allgegenwärtig.

Wohin soll ich gehen vor deinem Geiste, und wohin entfliehen vor deinem Antlitze? Wenn ich in den Himmel steige, dort bist du, und mache ich die Unterwelt zum Lager, bist du da. Schwänge ich des Morgenrothes Flügel, ruhete im Aeußersten des Meeres; auch dort würde deine Hand mich führen, und mich fassen deine Rechte.

Ps. 139, 7—10.

Gott ist als der einzig einige Gott, das allervollkommenste Wesen und kann als solches durch keinen Raum beschränkt seyn, ist also überall gegenwärtig. Gott hat Alles, was da ist, hervorgebracht, daher muß er auch bei Allem seyn, was durch ihn geworden ist. Ueberall — in der ganzen Schöpfung erscheint seine Alles durchdringende Wirksamkeit.

Tritt hinaus und frage die Welt voll blühender Pflanzen, die in wunderbar mannigfaltiger Pracht deinen Schritt umringen: wo ist Gott? — Stumm erheben sie ihre glänzenden Blumenkelche zum Himmel, und ein lieblicher Duft steigt aus ihnen empor zu den Sternen: dort ist Gott. Und die Sterne funkeln herrlicher am Himmel, ihre Strahlen deuten zur Erde nieder und verkünden: auch dort ist Gott! — Ueberall ist er, denn Alles lebt und webt in ihm, dem Allgegenwärtigen.

Gott, du gedenkest des Menschen, und erbarmest dich seiner; denn deiner Allmacht ist nur deine Güte gleich; du bist der Gott der verlassensten Sterblichen, wie der Gott der entferntesten Himmel; du bist dem Wurme, dessen Leben nur einen Tag dauert, so nahe, wie der letzten Sonne, die sich, fern und ungekannt von uns, seit Anbeginn mit unerlöschlichem Glanze durch dein Weltall schwingt.

In Gott bewegen sich alle Sonnen, alle Welten wie der Tropfen des Regens und die schwebende Silberflocke des Schnees. Ohne ihn und seine belebende Kraft wäre die Welt ein erstarrter Leichnam, eine schauerliche Wüste, eine grenzenlose Nacht, ein dunkles Nichts.

Gott ist die Seele seiner Schöpfungen, in die er sich gleichsam, wie in ein herrliches Gewand, hüllte. Du bewunderst den Glanz und die Farben der im Frühlinge wiederkehrenden Blume, das ist Gottes Erscheinung; — dich schreckt der wilde Sturm des Herbstes, wenn er über die öden Felder hinbrauset, er ist Gottes Athem; — dich erquickt im Lenze das heitere Grün der Fluren, das ist Gottes Hand, die den todten Erdboden beseelt, — überall ist Gott! Gott in Allem! — In ihm leben und weben und sind wir.

Gott, ich sehe dich, wenn tausend Gestirne des Himmels ihr Licht über die schlafende Welt niedergießen, und vernehme deine Allgegenwart im Brausen der Sturmwinde, im Donner des Wasserfalles, im Rauschen der Regenströme. Sänke ich hinab in die untersten Tiefen der Erde, ich würde deiner Weisheit begegnen, wo sie in unbekannten Werkstätten die Quellen der höchsten Berge bereitet, und die Klüfte der todten Felsen mit köstlichen Metallen füllt. Wohin mein Fuß tritt, da hast du gewaltet, und wohin kein Sterblicher kam, da wohnet deine Macht.

Allgegenwärtig ist Gott! Himmel und Erde zeugen davon; alle Zeiten und alle Ereignisse bekennen es. Sünder, auch dir ist Gott gegenwärtig, keine Macht verhüllt ihm deine verbrecherischen Wünsche. Er sieht deine Gedanken, wie sie entstehen und kommen, er sieht das Gähren und Aufsteigen deiner unreinen Begierde, und durchblickt deine verborgenen Entwürfe. Und wäre der Mund verschwiegener, als das Gras, und könntest du Berge wälzen über deine Schandthat, — Gott kennet sie; er ist dir nahe, wie er bei Denen ist, die dein Haß verfolgt. Läugne, so lange du willst, es kommt ein Tag, dein Verbrechen tritt an's Sonnenlicht, und du wirst gerichtet, es wird dir vergolten werden nach deinen Thaten.

Gott ist allgegenwärtig. Die Schicksale der Menschen und Völker bezeugen es. Kein Frevel wird begangen, die weise, ordnende Hand des Weltregierers veranstaltet dessen Offenbarung. Die Wände horchen, die Lüfte plaudern, was im Finstern geschah. Wie die Wellen der Flüsse und Meere einen Leichnam von sich ausstoßen an das Ufer, so wirft das Meer der Vergangenheit jede schlechte That wieder an das Tageslicht, die man längst in ihr versunken glaubte. Der Sünder vernimmt es und erbebet in seinem Innern.

Wer in der Noth ist um seines Lebens Unterhalt, wen die Sorge der Armuth drückt, der vergesse nicht, daß Der ihm nahe ist, der Alles zu ernähren weiß, daß Der seine Seufzer vernimmt, der das Geschrei

der Raben hört und auch dem geringsten Wurme die Nahrung reicht. Und wenn Menschen dich aufgeben und verlassen, wenn der Neid der Bösen dich verwundet, und Lästerungen einen flüchtigen Sieg über deine Ehre davon tragen, warum lächelst du nicht, statt mißvergnügt zu grollen? — Der Allgegenwärtige ist deiner Unschuld Zeuge, Er, der große Sachwalter deiner Rechtschaffenheit, welche verkannt wird, Er kennt dein Herz und das Herz Derer, die dich verfolgen. Er kennt und ruft die Stunde, da du herrlich und gerechtfertigt hervortreten wirst.

Die Allgegenwart Gottes heiliget die ganze Erde, macht jede Stelle derselben zu seinem Altare, und Alles zu seinem Tempel. Durch Gottes Allgegenwart ist schon hinieden ein Himmel, in welchem auch der Unglückliche sich froh erheben, der Kleinmüthige heiteres Vertrauen, der Verzagte Muth und Trost fassen kann, in welchem nur der Sünder zittert und zittern muß; weil er in diesem Tempel und Heiligthume des Herrn ein Fremdling, ein Gerichteter ist.

Gott begegnet dir in der grünen Nacht der Wälder, deren Wipfel feierlich über dir ertönen, wie Gesang. Er begegnet dir unter den bunten Blumenheeren des Feldes, deren süßer Duft zum Himmel emporwallt, wie Opferduft. Ueberall ist Gott. Die Kornähre, der Grashalm, das niedere Moos sprechen: Wir kommen von Gott! Die ganze Natur ist ein Tempel, in welchem du ihn anbeten sollst — und jeder Theil, auch der geringste an diesem Heiligthume, predigt ihn.

Gott ist nicht nur an dem Orte, wo du dich befindest, sondern auch und ganz besonders in der tiefsten Tiefe deines Herzens, und belebt dasselbe durch seine Gegenwart. Er ist da, wie das Herz deines Herzens, und wie der Geist deines Geistes.

Ueberall ist Gott bei mir. Er ist Zeuge und Schöpfer meiner Freuden; er vernimmt die leisesten meiner Wünsche; er ist bei mir auf meines Lebens ganzer, oft froher, oft gefahrvoller Reise.

Bete im Palaste, im Kerker, im Tempel, in der Schlafkammer, im Walde, auf dem Meere: Gott hört dich. Er ist bei dir. Sein Tempel ist das hohe Weltall.

Gott ist überall bei uns. Ueberall wohnen Gottes Engel über uns. Darum dürfen wir uns nirgends fürchten, wo wir immer hinkommen, überall sollen wir uns aber auch ehrerbietig und wie vor Gottes Angesicht betragen.

Wer Gottes Nähe fühlt, der wird überall, in Leiden ruhig und getrost, bei des Lebens Freuden mäßig, rein und heilig seyn; dem wird jede

Stelle, auf der er sich befindet, die arme Hütte selbst, ein Tempel der Anbetung Gottes werden.

Gott ist überall, er sieht Alles, und doch ist der Mensch so verwegen, zu sündigen vor seinen Augen — schwebend in seinem göttlichen Wesen.

Eins sey dir immer unvergeßlich: „Wo du bist und seyn wirst, da ist Gott, und da wird er seyn. Eher entgehest du dem Lichte und eher der dich umgebenden Luft, als deinem Gotte.“

Die Vorstellung, daß uns Gott beobachtet, ist das kräftigste Mittel, unser Herz vor dem Gifte der Sünde zu bewahren.

Wo die stete Erinnerung an Gott Raum findet, da verschwinden alle bösen Leidenschaften, wie der leichte Nebel vor der Morgensonne.

Auf Gott, den Allgegenwärtigen, will ich meine Blicke unabgewendet richten, und wenn ich in Gefahr bin, Böses zu thun, so wird die Vorstellung, daß er mich beobachtet, mein Herz vor der Sünde bewahren.

11., Gott ist allwissend.

Der das Ohr gepflanzt, sollte er nicht hören, oder der das Auge gebildet, sollte er nicht sehen? — Der die Völker züchtiget, sollte er nicht strafen, Er, der den Menschen Erkenntniß lehrt? — Der Ewige kennt die Gedanken der Menschen, daß sie nichtig sind. —

Ps. 94, 9 — 11.

Gott weiß Alles. Sein Erkennen ist das vollkommenste. Er erkennt, was ewig in ihm war, und was in der Zeit aus ihm hervorgegangen ist. Sein Wissen umfasset Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges. Alles liegt vor seinem Blicke offen da. Die dunkelste Nacht ist heller ihm, als uns der Glanz der Mittagssonne.

Gott ist allwissend, — sein Blick durchforschet Alles, er erkennt in gleichem Augenblicke, was seit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reiche der Unendlichkeit geschieht, und was in Ewigkeiten seyn wird. Vor ihm ist keine Täuschung möglich.

Nur dir, o Gott! ist's offenbar, was war und ist und werden wird, was nie ein Auge schauet. Du, o Urquell alles Lichtes, du siehst

in allen Finsternissen, und Erde und Himmel haben Nichts, was dir verborgen wäre.

Vor den Augen Gottes liegt die unendliche Zukunft der Zeiten hell, wie ein klarer Thautropfen.

Menschen sehen das Auge, die Stirne, die Lippen, und den Kieselstein im Bache; — aber die tiefsten Tiefen des Herzens und alle Regungen desselben schauet Gott.

Der Allwissende kennt deine Gedanken, weiß das Geheimniß deiner Seufzer; er kennt auch den Sinn der stummen Thränen, die meinen Augen entrinnen, indem sie ihn suchen. Was sollte dem Allervollkommensten, welcher das ganze Weltall mit seinem Geiste durchdringt, und den Staub im Sonnenstrahle und den entferntesten Stern bewegt, verborgen seyn? Wandeln wir daher mit einem höhern Vertrauen durch die Welt, das kein Schicksal und keinen Feind mehr fürchtet.

Alle Tiefen meines Herzens sind enthüllt, o Gott! vor dir, und meine verborgensten Gedanken strahlt dein ewiges Licht vor dein allsehendes Auge. Du vernimmst meine leisesten Tritte, bemerkst alle meine Handlungen, und kennest ihren geheimsten Grund.

Nie geht das Gute, das man thut, verloren; wird es auch von Menschen vergessen, so vergißt es doch Gott nicht.

Gott ist der Herzenskenner. Was hilft's, sich vor Menschen verstellen — besser scheinen wollen, als man ist? Es ist doch Einer, der uns ganz durchschaut, von dem wir keinen Gedanken verbergen können. Wer an seinen allsehenden Blick denken kann, und nicht Ursache hat, sich zu fürchten, ist gewiß gut.

Vor Gott ist Alles offenbar. Er überschaut Alles von einem Weltende zum andern. Keine Thräne fällt ungesehen von ihm, die jetzt vielleicht der Afrikaner unter seinem Mandelbaume weint.

Gott sieht jede gute That. — Gott schauet auf das Herz und auf die Gedanken der Menschen.

Auf dich und mich blickt das Auge Gottes hernieder. Er, der die Sonnen hält in ihren Bahnen, kennt des Herzens leisesten Wunsch, vernimmt das stille Beten, und zeigt sich freundlich tröstend, wo der Kummer weint.

So wenig du im Stande bist, die Sonne zu bedecken, so wenig vermagst du es, Gott, den Allwissenden, zu täuschen.

Vor Gott können wir uns nicht verbergen, seine Hand erreicht uns überall. Versteckten wir uns zu oberst auf den Gipfel eines hohen,

waldigen Gebirges, oder könnten wir uns in des Meeres Grund verbergen, dennoch würde uns sein Auge entdecken.

Gottes Auge durchschaut Welten und Herzen und schauet auch in die geheimsten Winkel. Daher ist vor ihm sündigen wollen auch sündigen. — Gott ist Zeuge aller unserer Thaten. Dieser Gedanke stärket uns im Guten, wenn wir wanken wollen, und bewahrt uns vor dem, was Sünde und Unrecht ist. Er bewahret unsere Schritte, daß sie nicht gleiten.

Wer da weiß, daß Gott allwissend ist, wird nimmermehr seine Hand ausstrecken nach der verbotenen Frucht. Er wird nicht wollen, denken und thun, was unrecht ist; denn Gott sieht das Wollen und den Gedanken wie die That.

Gott enthüllt die Verbrechen, lägen sie auch unter Bergen verschüttet und in den Gräbern der Todten versenkt. Er enthüllet sie, daß wir in den Untergegangenen Warnung und Weisheit lernen.

Nur Gott ist allwissend, darum richtet er den Sterblichen gerecht. Also wird jeder von Gott nicht bloß nach seinen Worten, nicht bloß nach seinen äußeren Werken, sondern hauptsächlich nach den dabei im dunkeln Hintergrunde des Gemüths versteckten Absichten, Gesinnungen und Gedanken gerichtet. Gott richtet das Gemüth und dessen stille Handlungen, die kein Ohr sonst vernimmt, kein Auge sieht.

Es würde weniger Böses und mehr Gutes unter den Menschen herrschen, wenn sie sich stets lebhaft denken würden: „Gott sieht und weiß Alles, nichts ist ihm unbekannt."

12. Gott ist allweise.

Bei Gott ist Weisheit und Macht; sein ist Rath und Einsicht.

Hiob 12, 13.

Wie viel sind deine Werke, Ewiger! sie Alle hast du mit Weisheit gemacht.

Ps. 104, 24.

Vor Gott ist Alles da in seinen wahren Beziehungen, und er ist es allein, der für das Leben die einzig wahren Zwecke kennt, so wie auch die Mittel, welche zur Erreichung seiner Zwecke dienlich sind.

Gott ist allweise, — er ist die höchste Weisheit, d. h. er kann durch keinen Außenschein getäuscht und geblendet werden. Er kennt

den wahren Werth aller leblosen und lebendigen Dinge. Vor ihm gilt nicht das Ansehen der Person. Auf der Wage seiner Gerechtigkeit sind der königliche Scepter und der Stab des Bettlers von gleichem Gewichte; für ihn ist das Zufällige keine Hauptsache. Er steht nicht, wie der Mensch, vor übertünchten Gräbern, der die darunter liegende Verwesung und den Moder nicht sieht.

Mit unendlicher Weisheit richtete Gott Alles am Himmel ein. Die Sonne erleuchtet und erwärmet am Tage, und wenn sie dann hineilt, auch über die andere Hälfte unserer Erde einen Strom von Licht und Wärme zu ergießen, so füllt der Mond aus ihrem Feuermeere seine Lampe mit Licht, tritt über unsern Gesichtskreis herauf, und erleuchtet den Pfad des nächtlichen Wanderes. Aber nicht minder machte Gott auch auf Erden Alles wohl. Berg und Thal, Feld und Wald, ja der kleinste Halm auf ebener Flur ist ein Spiegel seiner Weisheit.

Die ganze Schöpfung ist eine große Bibliothek. Jeder Band derselben und jede Seite in diesen Bänden enthält glänzende Charaktere unendlicher Weisheit; und alle Vollkommenheiten des Universum's sind mit einer so unnachahmlichen Kunst im Menschen vereint, daß er keines andern Buches bedarf, um ein Weiser zu werden.

In Gottes großer Schöpfung muß Eines dem Andern dienen, und was dient, muß unter anderen Verhältnissen zugleich das Andere beherrschen; das war und ist und wird seyn die ewige Weltordnung, in welcher sich die Sterne und Sonnenstäubchen bewegen, die Gräser und Moose, wie ganze Völker aufblühen und untergehen.

In der Schöpfung Gottes ist nichts ohne Zweck — nichts umsonst vorhanden. Im tiefen Abgrunde des Meeres bilden sich Pflanzen, es blühen Blumen hoch über den Wolken des Himmels auf unwirthbaren Felsengipfeln, die nie das Auge eines Sterblichen erblickt. Meinst du, sie wachsen und blühen zwecklos, weil du sie nicht kennst? —

Im Großen, wie im Kleinen, ist Alles so zweckmäßig eingerichtet; die Sonne der Erde gerade so viel Licht gebend, als sie bedarf; gerade in die Entfernung hingestellt, die für die Erde die rechte ist. Jedes Thier für die Lebensart, für die Wohnung eingerichtet, welche die Natur ihm bestimmte; jede Pflanze, ein Wunder der göttlichen Weisheit. Und der Mensch, — ich danke dir, daß ich so wunderbar geschaffen! — (Ps. 139, 14.) Alles gut, Alles gerade so, wie es seiner Bestimmung gemäß eingerichtet seyn muß.

Die Welt — ein Spiegel der göttlichen Wunder. Der schlechteste Grashalm, die kleinste Feldblume, welche mein Fuß niedertritt, ist ein Zeuge der allerhöchsten Weisheit, der allerhöchsten Macht.

Der Halm — ein Bild göttlicher Macht und Weisheit. Welche Kunst, welche Einsicht herrscht in seinem ganzen Baue! Mache doch, du kunstverständiger Mensch, der du so stolz auf deine Einsicht bist, ein einziges Saatkörnlein. Gib seinem Keime die Kraft, sich zu entfalten und fünfzigfältig sich zu vermehren, verleihe dem Halme die Knoten, daß der Wind ihn nicht zerbreche, und der Aehre die schützenden Spitzen! Das kannst du nicht, du Weiser und Künstler, ein Blatt, einen Grashalm bilden, der da wachse und in seinen Adern Säfte führe, und mit seinen Wurzeln Säfte sauge, das hervorbringen kannst du nicht. Nun so bewundere die Macht und Weisheit Dessen, der es kann, der in jeder Blüthe dich ein Wunder seiner Einsicht erblicken läßt.

Gott ist es, der da leitet die Sonnen, Monde und Sterne in der uferlosen Ewigkeit seines Schöpfungsalls mit einer Kraft und Weisheit, die kein Engel ausspricht, daß sie Alle untereinander sich wechselsweise Licht und Leben zusenden, und daß selbst der Grashalm, welcher auf Erden blüht, in Berührung und Verbindung mit den entferntesten Welten lebt. Falle nieder, bete an, o Mensch, den Herrn deinen Gott! Er ist der Allmächtige, der Allweise! —

Nicht nur die einfache Blume, die sich aus ihrer Knospe entfaltet, und mit Farben reizt, welche keine Kunst eines Sterblichen nachzubilden vermag, sondern auch die Geschichte des allerkleinsten Wurmes ist dem wahren Verehrer Gottes ein wundervoller Spiegel göttlicher Macht und Liebe, und unbegreiflicher Weisheit.

Nichts ist in Gottes großer Welt zu klein, nichts zu gering; Alles hat seine hohe Bedeutung, Alles steht darin miteinander in ewiger Verknüpfung. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Sonnen, die kreisenden Sterne, und die Kometen in ihren Bahnen festhält. — Du trittst einen geringscheinenden Kiesel mit Füßen, der am Ufer des vorbeifließenden Wassers liegt. Einst war er der Theil eines Felsens am Gebirge. Ströme spielten ihn hieher. Er verwittert an der Luft und wird Erde. Eine aufwachsende Pflanze zieht Theile von ihm an, und Thiere nähren sich von dieser Pflanze. Jener Stein lag also dort nicht vergebens; er hatte seine Bestimmung.

Alles, was Athem hat, verkündet die Herrlichkeit Gottes, selbst leblose Dinge sind Zeugen seiner unerforschlichen Weisheit und Güte.

So wenig du ergründen kannst, wie in den Pflanzengefäßen und Röhren Luft- und Wassertheile aufsteigen und sich so vollkommen verwandeln können, daß auf dem gleichen Flecke des Erdbodens der Rosenstock den süßen Duft, die Wermuthstaude ihre Bitterkeit, der Weinstock sein köstliches Getränk, und der Stechapfel sein Gift bereiten könne; da doch Alle die gleiche Erde umgibt, und ihre Wurzeln sich in der gleichen Erdscholle verschlingen: eben so wenig wirst du Gottes Weisheit in allen seinen Führungen zu ergründen im Stande seyn.

So wenig das menschliche Auge in die Sonne schauen kann; so wenig vermag der menschliche Geist in die Rathschlüsse der ewigen Weisheit und Güte einzudringen.

Die Rathschlüsse des Ewigen sind für den Staubgeborenen so unergründlich, wie das Weltmeer. Selbst den Engeln ist es nicht vergönnt, der Gottheit Tiefen auszuspähen.

Manchmal verbirgt Gott sein Antlitz vor den Seinigen, damit sie ihn desto inbrünstiger suchen, desto wachsamer über sich selbst seyen, aus Liebe zu ihm mit Geduld harren, daß er sein Antlitz wieder leuchten lassen wolle, auf daß sie genesen mögen.

13. Gott ist allmächtig.

Herr, Gott! du hast Himmel und Erde gemacht durch deine große Kraft und deinen ausgestreckten Arm, nichts ist dir unmöglich.

Jer. 32, 17.

Ich weiß, daß du Alles vermagst; zu schwer ist dir kein Beginnen.

Hiob 42, 2.

Gott ist der einzige Grund und die Quelle von Allem, was da ist. Er vermag Alles, was er will. Seine Macht kennt keine Grenzen. Die ganze Welt, so groß und weit sie ist, ist der Ausdruck seiner ewigen Macht, womit er ausrichten kann, was er will.

Die ganze große, weite Welt ruft uns zu: Gott ist's, der die Sonne in ihrer Bahn erhält, daß sie Jahrtausende hin wandelt, und keine Hand breit aus ihrem Wege weicht; Er ist's, der auf der Erde

Sommer und Winter, Aussaat und Ernte, Tag und Nacht in nie zerstörter Ordnung erhält; Er ist's, der den Tropfen Blutes in meinem Innern, der vom klopfenden Herzen ausgeht, und wieder dahin zurückströmt, in seinem ununterbrochenen, geregelten Umlaufe erhält. Gott! du vermagst Alles, Welten stehen in deiner Gewalt. Du sprichst, so sind sie geschaffen; du gebeutst, so sind sie nicht mehr. Auch ich stehe in deiner Gewalt, du gebeutst, so lebe ich; du rufst, so höre ich auf Bewohner der Erde zu seyn. Und ich, der ich durch dich nur bin, ich sollte nicht immer im Gefühle meiner Abhängigkeit von dir leben? dir nicht gehorsamen, der du durch einen Wink mich zum seligsten aller Geister machen, durch einen Wink mich zerschmettern, mich zur elendesten aller Creaturen auf Erden machen kannst? dir gehorcht das Thautröpflein und die Sonne, das Würmlein und der Seraph. Nein, dein Wille soll mir stets heilig seyn. Die Ehrfurcht gegen dich sey meines Gehorsams Anfang und seine Vollendung.

Alles, was wir im Reiche der Natur gewahren, zeuget von dem allmächtigen Gotte. Der Duft, welcher dem Kelche der Blumen entsteigt; das erfrischende Wehen der Lüfte, wie der zermalmende Sturm; das Summsen der fleißigen Biene vor unserm Ohre, wie der Donner, der die Gebirge zittern macht; der Farbenschmuck des flatternden Schmetterlings, wie das Strahlenthor des Regenbogens; der tausendjährige Baum Baobab, der mit seinen Zweigen und Blättern ein volkreiches Dorf beschattet und die schwarzen Tannen, wie das helle Laub der Buchen; der traurige Eisvogel, wie der buntgefiederte Singvogel; der blendende Schnee, wie der Frühling, der sich mit einer unermeßlichen Zahl von Blumen kränzt; der Sommer, der die Saaten vergoldet, wie der Herbst, der den Apfel röthet und die Traube reift.

Auch die kleinste Blume des Feldes, die wir gleichsam nur von ungefähr entdecken und aufheben, ist kein geringeres Wunder, als die lieblichste der halbentfalteten Rosen; sie verkündet eben so laut Gottes Herrlichkeit in der stummen Einöde, als diese im bunten Gartenlande.

Woher haben die Blumen ihren lieblichen Duft, den keine menschliche Zunge bezeichnen kann? Woher ihn die blendende Rose, die heimlichen Veilchen, die edle Nelke? Zerstöre sie und du findest nichts als Fasern, Wasser und wenige ölige Theilchen. Was ist ihre Nahrung, aus der sie die balsamischen Gerüche bereiten, die ihnen der geschickteste Scheidekünstler nicht nachbildet? Wasser- und Lufttheilchen. Doch, wie die Biene aus dem Staube der Blüthen zähes Wachs und die Süßig-

keit des Honigs zu verfertigen weiß, so die Blumen aus Wasser- und Lufttheilchen den Duft, welcher uns berauscht, und den wir vergebens mit aller Kunst im Wasser und in der Luft suchen. Er ist Gottes ewige Kraft.

Gott ist's, der die Berge bildete, die Nacht in Morgenroth, den Tag in Nacht verwandelt, den Wind schuf und die Nebel macht, den Wassern des Meeres ruft und sie im milden Regen herabgießt auf die Erde, und dem Baume winkt, wenn ihm ein Blüthenblatt entweht.

Gott wirkt in den entlegensten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinsten Mooses.

Gott sendet uns das Licht, und es eilet fort; er ruft's zurück, und zitternd gehorcht es. Mit Freuden leuchten die Sterne an den Stellen, die er ihnen anwies. Er ruft ihnen, und sie sagen: „Hier sind wir!" Sie leuchten und freuen sich in dem, der sie schuf.

Gottes allmächtige Hand ist immer dieselbe; sie schuf im Himmel den Engel, und auf Erden den Wurm. Sie ist in jenem nicht erhabener, in diesem nicht niedriger; denn gleichwie keine andere Hand einen Engel erschaffen konnte, so kann auch keine einen Wurm erschaffen, und wie keine andere Hand einen Himmel erschaffen konnte, so kann auch keine andere das geringste Blatt am Baume erschaffen.

Gott ist allmächtig. Keiner kann ihm zu tief fallen, er kann ihn wieder emporheben; Keiner ihm zu hoch steigen — er kann ihn stürzen.

Gottes allmächtiger Arm ist's, der die Umstände ordnet, und von diesen Umständen hängt der Bettler am Wege, der Sieger an der Spitze des Heeres, der Fürst auf seinem Throne, der Starke wie der Schwache ab.

Was der Herr will, das geschieht. Der Schwache wird stark, und der Starke kraftlos. Verlaß dich weder auf die Schlauheit der Rathschläge, noch auf die Tapferkeit, Gewandtheit, Kunst u. s. w. Eine Kleinigkeit vereitelt Riesenentwürfe; ein Staubkorn macht das große Uhrwerk stille stehen. Dem Menschen gehört der gute Wille an bei seiner That, aber ihr Erfolg gehört Gott an.

14. Gott ist allgütig, Gott ist die Liebe.

Du öffnest deine Hand, und sättigest Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Ps. 145, 16.

Herr, deine Güte reicht bis zum Himmel, und deine Treue bis zu den Wolken.

Ps. 36, 6.

Alles, was da ist und lebt, verdankt der Güte und Liebe Gottes sein Daseyn. Durch diese Güte und Liebe bleibt Gott der Vater und Versorger aller Wesen, und ganz besonders der Menschen.

Wer ist unendlicher an Güte und Barmherzigkeit, als Gott, der die Seligkeit des kleinsten Wurmes und Hallelujah bringende Geister des Himmels bereitet? —

Alle Liebe aller Geister zu Gott ist nicht ein Fünklein gegen die Sonnengluth der Liebe, die er zu dem Geringsten seiner Menschenkinder hat.

Darum winkte er, und das prachtvolle Weltall stieg glänzend in das Daseyn hervor, und Alles, was darin athmet und lebt, athmet und lebt in Gott, seiner Allgüte und Liebe.

Gott ist allgütig; Gott ist die ewige Liebe! Er wacht über die Gesammtheit der sichtbaren und unsichtbaren Naturen. Vor ihm schweben in den grenzenlosen Himmelsräumen die Welten, und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen. Das Größte, das Kleinste, das Höchste, das Niedrigste, das Wichtigste, das Geringste, — Alles liegt umfangen von seiner ewigen Liebe und Güte. —

Der Reiß des Muhammedaners, der Sago des Braminen und das Korn des Abendländers, Alles wird von einer Sonne beschienen, von einer Erde befruchtet! — Sie werden Alle durch verschiedene Mittel, aber von einem Vatter gesättigt.

Im hohen, prachtvollen Tempel der Natur, wo die Erde, vom Morgen- bis zum Abendrothe, zum Altar wird, von welchem Opferdüfte gen Himmel wallen, — die wehenden Halme des Grases, die goldenen Saaten, die schwellenden Früchte — Alles, Alles verkündet uns hier früh und spät: „Gott ist die Güte, Gott ist die Liebe!"

Die Natur ist ein offener Garten, an dessen Schönheiten sich Jeder laben kann, dem Gott ein menschliches Herz gegeben hat. Dieses aufglühende Morgenroth, das mit seinen Strahlen die Hügel vergoldet und der Bäume Wipfel; diese Sonne, die hervortritt in ihrer Pracht; dieses Leben in der ganzen Schöpfung, diese Schönheit des Blüthenbaumes und Aehrenfeldes, über dem sich der mannigfaltige, wirbelnde Gesang der Vögel erhebt, — dieß Alles lächelt nicht bloß dem Reichen der

Erde entgegen, sondern auch dem Armen, ihn erquickt der Schatten des Baumes so gut, wie den Reichen; um die niedere, ländliche Hütte blühen solche Schönheiten, daß die Paläste der Könige keine herrlicheren aufzuweisen haben. Was der Reiche zur Zierde seiner Kleidung und Wohnung mit schwerem Gelde erkauft, — die herrlichsten Stickereien und Gemälde — sind nur schwache Abbildungen von dem, was der Aermste viel schöner und herrlicher täglich aus Gottes Hand haben kann. Die Großen der Erde bezahlen die ausgesuchtesten Töne der Musik. Die Sänger des Armen sind die Vögel unter dem Himmel, die der große Vater droben für ihn unterhält und besoldet. Wohlgerüche aus Ost- und Westindien entzücken den Reichen, und dem Armen duftet die Rose im Thale, und der liebliche Sommermorgen und der süßeste Wohlgeruch aus tausend Blumen des Feldes und der Wiesen. Immer erscheint die Natur in neuer Gestalt und entzückt mit verjüngter Anmuth.

Himmel und Erde verkünden Gottes Güte. Er selbst begrüßt uns früh mit offenem Angesichte der Morgenröthe, und nach vollbrachtem Tagewerke lächelt uns seine Freundlichkeit auf der Abendröthe Wangen. Der Hain, welcher die Gluth unseres Heerdes nährt, uns mit seinem Schatten kühlt, wenn die Sonne sticht, — Berg und Thal, das Meer mit seinen Gestaden, und das von Strömen und Quellen gewässerte Land; das Wild im Walde; die zahmen Thiere; die Vögel in der Luft; die Blüthen an den Bäumen; Gras und Blumen und die bunten Schmetterlinge, die auf den Stauden wimmeln, Alles, Alles, von der Sonne bis zum kleinsten Sandkörnlein, ruft uns vernehmlich zu: Gott ist die Güte, Gott ist die Liebe!" —

Freude verbreitete er allenthalben durch seine Schöpfung hin. Für den Wurm im Staube, für die Raupe am Blatte sorgte er, und für dich, o Mensch! wohl noch mehr. Dein Geist ist seines Odems belebender Hauch! Die Freuden des Erkennens, der Tugend, des Gefühls für's Schöne und Große, des Gefühls für Gott, deinen Schöpfer, sind dein. Um dich her strahlt die Natur. Gott ist die Güte, Gott ist die Liebe!" —

Der Mensch wandelt beständig in der Fülle göttlicher Wohlthaten einher, und weiß es kaum.

So weit nur deine Sonnen glänzen,
Reicht deine Huld, die uns erhält,

Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater bis zur fernsten Welt.
O deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Erfreuend ist Gottes Huld — wie heitere Sonnenwärme nach dem Regen; erquickend — gleich dem Thaugewölke am Erntetage. Für Alles ist sie uns Schutz und Schirm — gleich einer Schattenlaube bei schwüler Sonnenhitze, — gleich einem Zufluchtsorte vor Sturm und Regen.

Was schadet es der sprudelnden Quelle, wenn Niemand von ihr Wasser nimmt? Wird sie darum aufhören, sich über die Erde auszugießen? So schaden Jene Gott nicht, die ihn und seine Wege verlassen, denn nur zu ihrem Unglücke verlassen sie die Quelle, und halten sich an Cisternen, die kein lebendiges Wasser haben. — Gott sucht in seiner Liebe nur das Heil der Menschen.

Jedem auf Erden gab Gott das Recht zur Freude; er gab es auch dem kleinsten Gewürme, dessen Lebenslauf nicht länger, als vom Sonnenaufgange bis zum Abende dauert. Und wem er das Recht verlieh, dem gab er auch den Genuß. Doch zum Lichte gesellte die göttliche Weisheit auch den Schatten, und zu jeder Freude auch den Schmerz, damit der Sterbliche sich stets erinnere, daß nicht die vorübergehende Erdenfreude das höchste Lebensziel sey, sondern daß es noch ein höheres gebe.

Die Kräuter auf den Wiesen, an den Bächen, in Thälern und auf Bergen, sogar an den rauhen Felsen herum, enthalten kostbare Geschenke für uns — Gesundheit und Leben; darum zeigt sich auch an Blumen, Gras und Kräutern Gottes Güte gegen uns besonders lieblich und freundlich.

Ewig bleibt es wahr: Gott hat keine Lust daran, uns Menschen zu plagen. Nach dem Ungewitter gibt er erquickenden Sonnenschein, nach Weinen und Schluchzen überschüttet er uns mit Freude. Und Jeder, der Gott verehrt, wird durch Leiden nur geprüft und dann gekrönt.

Gott ist ewig die lautere Güte und Freundlichkeit! Er züchtiget die Seinigen nur aus Liebe, und sobald sie sich von Herzen bekehren, sich aufrichtig bessern, so verwandelt er ihre Thränen in Freude und Jubelgesang.

Wenn dich Gott für deine Sünden nicht gleich straft, dich ihre übeln

Folgen — Krankheit, Armuth ꝛc. ꝛc. — nicht gleich in ihrer Schwere empfinden läßt, so soll seine Güte dich rühren, in dir den Entschluß wecken: Gott ist gut! ich war bisher seiner Güte nicht werth! Ich will mich von nun an ihrer würdig beweisen! Ich will anders, ich will ihm gehorsam werden! —

Gott trägt Geduld mit denen, die seinen Namen lästern. Er vereinigt mit seiner Güte und Liebe die größte Langmuth und gibt ihnen seine Sonne, sein Licht, seine Gnade, und hört nie auf, sie bis zum Ende ihres Lebens zu suchen. Er wartet mit ausgestreckten Armen, um sie, wenn sie wollen, auf- und anzunehmen, und ihnen unaussprechlich viel Gutes zu erweisen. O, wer sollte ihm nicht augenblicklich entgegeneilen? —

An deiner Gnade, Gott, verzagen,
Heißt läugnen deiner Sonne Licht;
Heißt, wie die Thoren, frevelnd sagen:
Kein Gott ist! — Vater ist er nicht!
Und Vater bist du! Tausend Herzen
Empfinden's in den bangsten Schmerzen,
Und jauchzen voller Seligkeit:
„Gott, Gott ist die Barmherzigkeit!"

15. Gott ist heilig.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit.

Jes. 6, 3.

Du bist nicht ein Gott, dem Frevelmuth gefällt; Bosheit findet keinen Schutz bei dir.

Ps. 5, 5.

Gott hat nur Gefallen am Guten, und Mißfallen am Bösen. Von ihm ist alles Unheilige ausgeschlossen, weil er nichts Anderes will und wollen kann, als was recht uud gut ist. Es ist demnach die Heiligkeit, die ewige Uebereinstimmung seines Willens und Wirkens mit seinem göttlichen Wesen.

An dir, du Heiligster! vor dem die Sterne schwinden, vor dem der reine Blick der Sonne sich verneiget, vor dem die Unschuld in den Staub der Erde niedersinkt, ist kein Schatten des Bösen.

Mit Flammenschrift schrieb Gottes Finger das Gesetz der Heiligkeit in unser Herz; wie könnte ihm gottloses Wesen wohl gefallen.

Ein Mensch, der schon früh anfängt, Gutes zu thun, und mitten unter Sündern und Frevlern gut bleibt, ist Gott ein weit erfreulicherer Anblick, als dem hungrigen und durstigen Wanderer die reife Frucht des Feigenbaumes und die reine Wasserquelle in einer dürren und unwirthsamen Wüste.

Wenn du nur einige Tugenden liebst, und andere nicht, so bist du noch nicht das Bild der göttlichen Heiligkeit. Wenn's auch nur noch ein Laster gibt, dem du dich vorsätzlich überlässest, so bist du noch nicht das Bild der göttlichen Heiligkeit. Alles Gute lieben, alles Böse verabscheuen, das liegt in Gott, das muß in dir liegen!

Wenn der Mensch überall in der Natur Gott sehen, und an seinem großen Altare beten würde, wahrlich, es würde dann wenig böse Menschen in der Welt geben. Ueberall umschwebte uns dann der Gedanke an Gott. Wer aufmerksam im Buche der Natur lies't, der lernt glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, lernt Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Die Natur führt zu Gott. Sie verherrlicht seine Macht, Weisheit und Güte. Betrachte daher die Natur als eine Predigerin der Religion und höre auf ihre Stimme! Du lebst dann überall wie in Gottes Heiligthume.

Gott ist heilig! Heilig leben
Dieß sey auch mein ganzes Streben!

16., Gott ist gerecht.

Ein Greuel dem Herrn sind Lippen der Falschheit; aber die Redlichen sind sein Wohlgefallen.

Spr. Sal. 12, 22.

Gottes ewig gerechter Wille waltet über uns. Er gibt einem Jeden, was ihm gebührt; dem Guten Belohnung, dem Bösen aber, der von seinen Missethaten nicht läßt, Strafe. Mag es aber hienieden oft noch so ungerecht zugehen, so wird Gott dereinst doch Alles ausgleichen und vergelten.

Gottes Gerechtigkeit herrscht überall — im Himmel — auf Erden — und unter der Erde. Sie setzt dem, der rechtschaffen kämpft,

die Krone auf das Haupt, und vergilt ihm geringe, augenblicklich vorübergehende Trübsale mit Ruhm und Herrlichkeit, wie einem Helden nach erfochtenem Siege.

Gott sieht, er prüft, er wägt Alles, Gedanken, Wunsch, Entschluß und That, der Tugend Werth, den Reiz des Falles, der Sünde Keim und ihre Saat. Er richtet zwischen Finsterniß und Licht; nur er allein gewiß.

Wer das Böse meidet bloß aus Furcht vor Strafe, der kennt und liebt Gott nicht; er ist wie ein Kind, das seinen Erzieher fürchtet, der es durch Schläge in Zucht hält.

Die Leiden, die wir erdulden, sind entweder verschuldet; dann sind es die schmerzlichen Folgen des Mißbrauches, welchen wir mit unseren uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machten; so straft sich jede Sünde selbst: oder sie sind unverschuldet; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seele eben das werden, was Glücksgüter für Andere sind — Mittel zur Veredlung und Vollendung unserer Seelen! Und so werden alle Leiden zuletzt zum Triumphe des siegenden Geistes: so öffnen sie ihm eine herrlichere Laufbahn in der Ewigkeit. Gott ist gerecht. Alles führt zu glänzenden Zielen hinan.

Gott vergißt nichts von Allem, was du hienieden Gutes thust. Auch das geringste Gute bringt unter seiner gerechten Leitung reichen Segen. Edle Handlungen sind Perlen, welche die allesvergeltende göttliche Vorsehung an eine Schnur reihet; — sie sind goldene Ringe, aus welchen sie eine goldene Kette herrlicher Ereignisse zusammenfügt. Dagegen bleibt von Gott auch nicht das geringste Böse unbestraft. Dieß wird einst jeder beharrliche Sünder erfahren, wie wahr es sey: „Der Bösewicht kauft sich für kurzen Sündengenuß ewige Thränen;" denn Gottes Gerechtigkeit schläft und schlummert nicht.

Mag der glückliche Sünder lange unentdeckt seine Werke der Finsterniß treiben; — eine Stunde, ein Augenblick ist genug, Alles zu offenbaren, was Schändliches im Geheimen getrieben worden; ein Lichtstrahl bricht durch einen unbemerkten Spalt in das Lastergewölbe hinab, und die schwarzen Thaten werden hell: denn Gott waltet! Das Verdammungswerthe kann seiner Verdammung nie entfliehen.

Nimmer wird der Gottlose, der jetzt triumphirt, zu lange triumphiren; er wird verdorren, wie Gras auf dem Felde, das des Morgens

Reicht über unsers Himmels Grenzen,
O Vater bis zur fernsten Welt.
O deine Gnad' und auch ihr Reich
Steht ewigen Gebirgen gleich.

Erfreuend ist Gottes Huld — wie heitere Sonnenwärme nach dem Regen; erquickend — gleich dem Thaugewölke am Erntetage. Für Alles ist sie uns Schutz und Schirm — gleich einer Schattenlaube bei schwüler Sonnenhitze, — gleich einem Zufluchtsorte vor Sturm und Regen.

Was schadet es der sprudelnden Quelle, wenn Niemand von ihr Wasser nimmt? Wird sie darum aufhören, sich über die Erde auszugießen? So schaden Jene Gott nicht, die ihn und seine Wege verlassen, denn nur zu ihrem Unglücke verlassen sie die Quelle, und halten sich an Cisternen, die kein lebendiges Wasser haben. — Gott sucht in seiner Liebe nur das Heil der Menschen.

Jedem auf Erden gab Gott das Recht zur Freude; er gab es auch dem kleinsten Gewürme, dessen Lebenslauf nicht länger, als vom Sonnenaufgange bis zum Abende dauert. Und wem er das Recht verlieh, dem gab er auch den Genuß. Doch zum Lichte gesellte die göttliche Weisheit auch den Schatten, und zu jeder Freude auch den Schmerz, damit der Sterbliche sich stets erinnere, daß nicht die vorübergehende Erdenfreude das höchste Lebensziel sey, sondern daß es noch ein höheres gebe.

Die Kräuter auf den Wiesen, an den Bächen, in Thälern und auf Bergen, sogar an den rauhen Felsen herum, enthalten kostbare Geschenke für uns — Gesundheit und Leben; darum zeigt sich auch an Blumen, Gras und Kräutern Gottes Güte gegen uns besonders lieblich und freundlich.

Ewig bleibt es wahr: Gott hat keine Lust daran, uns Menschen zu plagen. Nach dem Ungewitter gibt er erquickenden Sonnenschein, nach Weinen und Schluchzen überschüttet er uns mit Freude. Und Jeder, der Gott verehrt, wird durch Leiden nur geprüft und dann gekrönt.

Gott ist ewig die lautere Güte und Freundlichkeit! Er züchtiget die Seinigen nur aus Liebe, und sobald sie sich von Herzen bekehren, sich aufrichtig bessern, so verwandelt er ihre Thränen in Freude und Jubelgesang.

Wenn dich Gott für deine Sünden nicht gleich straft, dich ihre übeln

Folgen — Krankheit, Armuth ꝛc. ꝛc. — nicht gleich in ihrer Schwere empfinden läßt, so soll seine Güte dich rühren, in dir den Entschluß wecken: Gott ist gut! ich war bisher seiner Güte nicht werth! Ich will mich von nun an ihrer würdig beweisen! Ich will anders, ich will ihm gehorsam werden! —

Gott trägt Geduld mit denen, die seinen Namen lästern. Er vereinigt mit seiner Güte und Liebe die größte Langmuth und gibt ihnen seine Sonne, sein Licht, seine Gnade, und hört nie auf, sie bis zum Ende ihres Lebens zu suchen. Er wartet mit ausgestreckten Armen, um sie, wenn sie wollen, auf- und anzunehmen, und ihnen unaussprechlich viel Gutes zu erweisen. O, wer sollte ihm nicht augenblicklich entgegeneilen? —

An deiner Gnade, Gott, verzagen,
Heißt läugnen deiner Sonne Licht;
Heißt, wie die Thoren, frevelnd sagen:
Kein Gott ist! — Vater ist er nicht!
Und Vater bist du! Tausend Herzen
Empfinden's in den bangsten Schmerzen,
Und jauchzen voller Seligkeit:
„Gott, Gott ist die Barmherzigkeit!"

15., Gott ist heilig.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, die ganze Erde ist voll seiner Herrlichkeit.

Jes. 6, 3.

Du bist nicht ein Gott, dem Frevelmuth gefällt; Bosheit findet keinen Schutz bei dir.

Ps. 5, 5.

Gott hat nur Gefallen am Guten, und Mißfallen am Bösen. Von ihm ist alles Unheilige ausgeschlossen, weil er nichts Anderes will und wollen kann, als was recht uud gut ist. Es ist demnach die Heiligkeit, die ewige Uebereinstimmung seines Willens und Wirkens mit seinem göttlichen Wesen.

An dir, du Heiligster! vor dem die Sterne schwinden, vor dem der reine Blick der Sonne sich verneiget, vor dem die Unschuld in den Staub der Erde niedersinkt, ist kein Schatten des Bösen.

Mit Flammenschrift schrieb Gottes Finger das Gesetz der Heiligkeit in unser Herz; wie könnte ihm gottloses Wesen wohl gefallen.

Ein Mensch, der schon früh anfängt, Gutes zu thun, und mitten unter Sündern und Frevlern gut bleibt, ist Gott ein weit erfreulicherer Anblick, als dem hungrigen und durstigen Wanderer die reife Frucht des Feigenbaumes und die reine Wasserquelle in einer dürren und unwirthsamen Wüste.

Wenn du nur einige Tugenden liebst, und andere nicht, so bist du noch nicht das Bild der göttlichen Heiligkeit. Wenn's auch nur noch ein Laster gibt, dem du dich vorsätzlich überlässest, so bist du noch nicht das Bild der göttlichen Heiligkeit. Alles Gute lieben, alles Böse verabscheuen, das liegt in Gott, das muß in dir liegen!

Wenn der Mensch überall in der Natur Gott sehen, und an seinem großen Altare beten würde, wahrlich, es würde dann wenig böse Menschen in der Welt geben. Ueberall umschwebte uns dann der Gedanke an Gott. Wer aufmerksam im Buche der Natur lies't, der lernt glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, lernt Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Die Natur führt zu Gott. Sie verherrlicht seine Macht, Weisheit und Güte. Betrachte daher die Natur als eine Predigerin der Religion und höre auf ihre Stimme! Du lebst dann überall wie in Gottes Heiligthume.

Gott ist heilig! Heilig leben
Dieß sey auch mein ganzes Streben!

16. Gott ist gerecht.

Ein Greuel dem Herrn sind Lippen der Falschheit; aber die Redlichen sind sein Wohlgefallen.
Spr. Sal. 12, 22.

Gottes ewig gerechter Wille waltet über uns. Er gibt einem Jeden, was ihm gebührt; dem Guten Belohnung, dem Bösen aber, der von seinen Missethaten nicht läßt, Strafe. Mag es aber hienieden oft noch so ungerecht zugehen, so wird Gott dereinst doch Alles ausgleichen und vergelten.

Gottes Gerechtigkeit herrscht überall — im Himmel — auf Erden — und unter der Erde. Sie setzt dem, der rechtschaffen kämpft,

die Krone auf das Haupt, und vergilt ihm geringe, augenblicklich vorübergehende Trübsale mit Ruhm und Herrlichkeit, wie einem Helden nach erfochtenem Siege.

Gott sieht, er prüft, er wägt Alles, Gedanken, Wunsch, Entschluß und That, der Tugend Werth, den Reiz des Falles, der Sünde Keim und ihre Saat. Er richtet zwischen Finsterniß und Licht; nur er allein gewiß.

Wer das Böse meidet bloß aus Furcht vor Strafe, der kennt und liebt Gott nicht; er ist wie ein Kind, das seinen Erzieher fürchtet, der es durch Schläge in Zucht hält.

Die Leiden, die wir erdulden, sind entweder verschuldet; dann sind es die schmerzlichen Folgen des Mißbrauches, welchen wir mit unseren uns von Gott verliehenen Gaben und Eigenschaften gegen seine Ordnungen machten; so straft sich jede Sünde selbst: oder sie sind unverschuldet; dann sollen sie nach Gottes Willen für unsere Seele eben das werden, was Glücksgüter für Andere sind — Mittel zur Veredlung und Vollendung unserer Seelen! Und so werden alle Leiden zuletzt zum Triumphe des siegenden Geistes: so öffnen sie ihm eine herrlichere Laufbahn in der Ewigkeit. Gott ist gerecht. Alles führt zu glänzenden Zielen hinan.

Gott vergißt nichts von Allem, was du hienieden Gutes thust. Auch das geringste Gute bringt unter seiner gerechten Leitung reichen Segen. Edle Handlungen sind Perlen, welche die allesvergeltende göttliche Vorsehung an eine Schnur reihet; — sie sind goldene Ringe, aus welchen sie eine goldene Kette herrlicher Ereignisse zusammenfügt. Dagegen bleibt von Gott auch nicht das geringste Böse unbestraft. Dieß wird einst jeder beharrliche Sünder erfahren, wie wahr es sey: „Der Bösewicht kauft sich für kurzen Sündengenuß ewige Thränen;" denn Gottes Gerechtigkeit schläft und schlummert nicht.

Mag der glückliche Sünder lange unentdeckt seine Werke der Finsterniß treiben; — eine Stunde, ein Augenblick ist genug, Alles zu offenbaren, was Schändliches im Geheimen getrieben worden; ein Lichtstrahl bricht durch einen unbemerkten Spalt in das Lastergewölbe hinab, und die schwarzen Thaten werden hell: denn Gott waltet! Das Verdammungswerthe kann seiner Verdammung nie entfliehen.

Nimmer wird der Gottlose, der jetzt triumphirt, zu lange triumphiren; er wird verdorren, wie Gras auf dem Felde, das des Morgens

blüht und des Abends unter die Füße getreten wird. Der Tod wird Alles ausgleichen und in Ordnung bringen.

Wenn wir sehen, wie oft der nichtswürdigste Verbrecher über die Unschuld siegt, wie der Bösewicht eine Krone trägt und das Haupt eines Gerechten bis zum Staube gebeugt wird, so drängt sich Jedem der Gedanke auf: Es muß ein zweites, ein besseres Leben seyn, wo dem Laster seine Strafe und der Tugend ihre Krone wird — denn: Gott ist gerecht! Es wird der Tugend, dem Vergehen, Jedem nach Verdienst zugetheilt werden.

Dritter Abschnitt.

Pflichten gegen Gott.

Das bisher von Gott Gesagte, meine Lieben, gibt uns Aufschluß über seine erhabenen Eigenschaften, so weit wir ihn und sein Wesen als Geschöpfe von beschränkter Erkenntnißkraft zu erkennen vermögen. Seine ganze Vollkommenheit können wir nie ganz begreifen. Die Erkenntniß jedoch, die wir in dem vorhergehenden Abschnitte von ihm erlangen, ist gewiß hinreichend, um diejenigen Pflichten kennen zu lernen, die wir gegen ihn, den Allvater, zu beobachten und zu erfüllen haben. Wir wollen es nun versuchen, diese und auch noch sonstige Pflichten, deren Erfüllung uns heilig und wichtig seyn muß, hier aufzuzählen, auseinanderzusetzen und durch Lehren und geschichtliche Thatsachen näher zu beleuchten.

17., Liebe gegen Gott.

Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, und mit deinem ganzen Vermögen.

5. Mos. 6, 5.

Die Liebe besteht in dem innigsten und reinsten Wohlgefallen an Gott, als dem höchsten Gute, und der Urquelle alles Guten. Daher neigt sich auch das Herz der Kinder Gottes auf ihren Gott und Vater hin. Von ihm und aus ihm strömt Alles auf uns nieder, was wir

haben und sind. — Wer sollte sich nicht seiner über Alles freuen, und in Liebe Alles thun, was er gebeut? — Und da Gott das Höchste ist, was sich der Geist des Menschen denken kann, und zugleich die reinste Liebe ist, so müssen wir ihn auch über Alles lieben, ihn Allem vorziehen, was im Himmel und auf Erden ist, ja wir müssen ganz Eins mit ihm in Liebe seyn. Daher ist die Liebe zu Gott auch unsere größte, wichtigste und zugleich die süßeste Pflicht.

Gott ist die unerschöpfliche Quelle alles Guten, Er ist das Meer der Liebe und Barmherzigkeit! Er ist die Sonne, lauter Liebe strahlend, deren Glanz kein Schatten je entweiht. Ihn sollst du lieben, meine Seele, über Alles, mehr als dich! Und in der Liebe zu ihm nur deine Lust und Wonne finden. —

Du sollst Gott lieben durch das Streben deiner Seele, ihm näher zu kommen, ihm ähnlicher zu seyn. Der höchste Grad der Liebe ist die Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Gegenstande. So sey denn dein Streben auch nur Verbindung, Vereinigung mit Gott. Das ist aber nichts Anderes, als sich vergöttlichen, in seinem ganzen Wesen vollkommen werden, wollen, denken und handeln wie Gott. Dieß ist die Liebe zu Gott, wie sie seyn soll.

Die Seele, die Gott nicht über Alles lieben will, lebt in einem schmerzlichen und zerstörenden Zwiespalte.

Wie die Liebe, so das Leben des Menschen. Was nicht liebt, lebet nicht.

Wo Liebe zu Gott in den Herzen wohnet, da ist das ewige Licht aufgegangen, welches das dunkle Leben hinlänglich erleuchtet, und selbst unserm brechenden Auge einen wohlthätigen Schimmer gewährt. — Wir stehen dann im wahren Verhältnisse mit Gott und seinen Geschöpfen, somit in Harmonie mit uns selbst, wenn Gott, der Grund und das Ziel unseres ganzen Strebens, der Gegenstand unserer höchsten Liebe ist.

Wohnt Liebe zu Gott in deinem Innern, so wird diese Liebe deine innere Sonne seyn, die dich zu Allem, was löblich ist, erwärmt, von der alle einzelnen Tugenden, die du übst, nur eben so viele Ausstrahlungen sind, die deinen Geist verklären. Je inniger, wahrer und vollkommener deine Liebe, desto strahlenreicher wird sie in allen deinen Gesinnungen, Wünschen, Worten und Thaten sich darstellen. Deine Tugenden werden dich mit Gott vereinigen.

Wer immer nur thut, was er soll, der kann thun, was er will. Sein Thun ist in der Liebe begriffen, und aus dieser tritt alles Gerechte und Heilige hervor, wie der wohlthätige Sonnenstrahl aus der Sonne der ewigen Liebe.

Der Liebe Weihe ist des Glaubens Wurzel, der Liebe Thun ist seine Frucht.

Liebe Gott mit ganzem Herzen,
Wolle nur, was göttlich ist;
Wenn du gottergeben bist,
Dann aus Freuden wie aus Schmerzen
Wahres Heil nur für dich sprießt.

Liebe Gott mit ganzer Seele,
Denke sein zu jeder Zeit;
Hast du ihm dich ganz geweiht —
Was dir dann auch immer fehle,
Ist sein Trost für dich bereit.

Und mit deinen Kräften allen
Wirke stets für Gott, den Herrn;
Thu' des Guten viel und gern.
Wirst du Gottes Wege wallen,
Bist vom Ziele du nicht fern.

Deinem Willen nachzustreben,
Vater der Barmherzigkeit!
Dich zu fürchten alle Zeit, —
Diesem Zweck sey unser Leben,
Diesem Dienste ganz geweiht.

18. Ehrfurcht vor Gott.

Siehe, Furcht des Herrn, das ist Weisheit, das Böse meiden, Verstand.

Hiob 28, 28.

Willst du der Weisheit Quelle kennen?
Es ist die Furcht vor Gott, dem Herrn.
Nur der ist weis' und klug zu nennen,

Der alle seine Pflichten gern,
Weil Gott sie ihm gebeut, vollbringt,
Wenn gleich dazu kein Mensch ihn zwingt.

Lern' Gottes Größe recht empfinden,
Und fühle deine Nichtigkeit:
So wirst du nie dich unterwinden,
Mit thörichter Verwogenheit
Zu tadeln, was sein Rath beschließt,
Der wunderbar, doch heilig ist.

Wirst du den Höchsten kindlich scheuen,
So wird dir keine Pflicht zur Last:
Nur das wirst du vor ihm bereuen,
Daß du sie oft versäumet hast.
Wer Gott als Zeugen vor sich hat,
Der freut sich jeder guten That.

Wenn Nacht und Dunkelheit dich decken,
Die dem Verbrecher Muth verleih'n,
Wird dich die Furcht des Herrn erwecken,
Auch dann, was unrecht ist, zu scheu'n.
Denk nur: vor seinem Angesicht
Ist Finsterniß wie Mittagslicht.

Den Höchsten öffentlich verehren
Sowohl als in der Einsamkeit;
Die Stimme des Gewissens hören,
Und willig thun, was sie gebeut:
Auch das lehrt dich die Furcht des Herrn,
Auch das übt, wer ihn fürchtet, gern.

Läßt dich die Welt Verachtung merken,
Wenn du dich fromm von ihr entfernst;
Die Furcht des Höchsten wird dich stärken,
Daß du auch dieß verschmerzen lernst;
Wer Gott, dem Höchsten, wohlgefällt,
Ist glücklich selbst beim Spott der Welt.

Sich stets vor dem Allmächt'gen scheuen,
Gibt Heldenmuth und Tapferkeit,
Wenn uns der Menschen stolzes Dräuen,
Von Gott zu weichen, kühn gebeut.
Ist Gott mein Schutz, mein Heil und Licht:
So fürcht' ich mich vor Menschen nicht.

Laß deine Furcht, Gott, mich regieren:
Mich stets auf dich, den Höchsten, seh'n;
Laß sie mich zu der Weisheit führen,
So werd' ich niemals irre geh'n.
Wohl Dem, der dich stets kindlich scheut!
Dich fürchten, Gott! ist Seligkeit.

Es gibt Sünden, welche der Ehrfurcht vor Gott entgegen sind und von diesen sind die hauptsächlichsten: Abgötterei, Aberglaube und jeder Mißbrauch des göttlichen Namens, leichtsinniges Schwören 2c. Lasset nun über jede dieser Sünden uns näher besprechen, damit wir deren Gräuel genau kennen lernen und uns sorgfältig davor hüten in allen Tagen unsers Lebens.

19. Abgötterei.

Höre, mein Volk, ich ermahne dich; Israel, möchtest du mich hören! Unter dir sey kein fremder Gott, falle nicht nieder vor fremden Göttern.

Ps. 81, 9, 10.

Es war eine Zeit, wo es schien, die armen Sterblichen wären nicht göttlichen Ursprungs, sondern aus dem Schlamme hervorgestiegen; so tief hinabgesenkt in's Irdische war ihr Sinn. Was den Leib erquickt, den Leidenschaften schmeichelt, das war ihr Bemühen, ihr Gelüst. Sich in Purpur und Gold kleiden, an üppigen Tafeln schwelgen, alle Wollüste des Lebens erschöpfen, galt ihnen als das höchste Gut; aber das Himmlische war ihnen verborgen, der wahre Gott vergessen. Sie knieten nieder vor selbstgemachten Bildern; sie beteten zu den Gestirnen; sie erwiesen selbst Thieren und Pflanzen göttliche Verehrung. So saßen sie in den Finsternissen — in den Schatten des Todes — und fühlten

Der alle seine Pflichten gern,
Weil Gott sie ihm gebeut, vollbringt,
Wenn gleich dazu kein Mensch ihn zwingt.

Lern' Gottes Größe recht empfinden,
Und fühle deine Nichtigkeit:
So wirst du nie dich unterwinden,
Mit thörichter Verwogenheit
Zu tadeln, was sein Rath beschließt,
Der wunderbar, doch heilig ist.

Wirst du den Höchsten kindlich scheuen,
So wird dir keine Pflicht zur Last:
Nur das wirst du vor ihm bereuen,
Daß du sie oft versäumet hast.
Wer Gott als Zeugen vor sich hat,
Der freut sich jeder guten That.

Wenn Nacht und Dunkelheit dich decken,
Die dem Verbrecher Muth verleih'n,
Wird dich die Furcht des Herrn erwecken,
Auch dann, was unrecht ist, zu scheu'n.
Denk nur: vor seinem Angesicht
Ist Finsterniß wie Mittagslicht.

Den Höchsten öffentlich verehren
Sowohl als in der Einsamkeit;
Die Stimme des Gewissens hören,
Und willig thun, was sie gebeut:
Auch das lehrt dich die Furcht des Herrn,
Auch das übt, wer ihn fürchtet, gern.

Läßt dich die Welt Verachtung merken,
Wenn du dich fromm von ihr entfernst;
Die Furcht des Höchsten wird dich stärken,
Daß du auch dieß verschmerzen lernst;
Wer Gott, dem Höchsten, wohlgefällt,
Ist glücklich selbst beim Spott der Welt.

Sich stets vor dem Allmächt'gen scheuen,
Gibt Heldenmuth und Tapferkeit,
Wenn uns der Menschen stolzes Dräuen,
Von Gott zu weichen, kühn gebeut.
Ist Gott mein Schutz, mein Heil und Licht:
So fürcht' ich mich vor Menschen nicht.

Laß deine Furcht, Gott, mich regieren:
Mich stets auf dich, den Höchsten, seh'n;
Laß sie mich zu der Weisheit führen,
So werd' ich niemals irre geh'n.
Wohl Dem, der dich stets kindlich scheut!
Dich fürchten, Gott! ist Seligkeit.

Es gibt Sünden, welche der Ehrfurcht vor Gott entgegen sind und von diesen sind die hauptsächlichsten: Abgötterei, Aberglaube und jeder Mißbrauch des göttlichen Namens, leichtsinniges Schwören ꝛc. Lasset nun über jede dieser Sünden uns näher besprechen, damit wir deren Gräuel genau kennen lernen und uns sorgfältig davor hüten in allen Tagen unsers Lebens.

19. Abgötterei.

Höre, mein Volk, ich ermahne dich; Israel, möchtest du mich hören! Unter dir sey kein fremder Gott, falle nicht nieder vor fremden Göttern.

Ps. 81, 9, 10.

Es war eine Zeit, wo es schien, die armen Sterblichen wären nicht göttlichen Ursprungs, sondern aus dem Schlamme hervorgestiegen; so tief hinabgesenkt in's Irdische war ihr Sinn. Was den Leib erquickt, den Leidenschaften schmeichelt, das war ihr Bemühen, ihr Gelüst. Sich in Purpur und Gold kleiden, an üppigen Tafeln schwelgen, alle Wollüste des Lebens erschöpfen, galt ihnen als das höchste Gut; aber das Himmlische war ihnen verborgen, der wahre Gott vergessen. Sie knieten nieder vor selbstgemachten Bildern; sie beteten zu den Gestirnen; sie erwiesen selbst Thieren und Pflanzen göttliche Verehrung. So saßen sie in den Finsternissen — in den Schatten des Todes — und fühlten

ihre Blindheit nicht. Schön und trefflich spricht sich hierüber der Prophet Jeremias in folgenden Worten aus: „Die Satzungen der Heiden sind nichtig; denn, Holz aus dem Walde ist's, das man gehauen, ein Werk von Künstlers Hand mit dem Beil, mit Silber und Gold überzieht er es, mit Nägeln und Hämmern befestigt er es, damit es nicht wanke. Wie ein Palmbaum stehen sie, und reden nicht; getragen werden sie, denn sie schreiten nicht. Fürchtet euch nicht vor ihnen, denn schaden können sie nicht, und euch wohlzuthun, steht nicht bei ihnen."

Wer das Geschaffene statt des Schöpfers anbetet, und Thiere zum Opferaltare bringt, statt Gott, dem Ewigen, Unsichtbaren, ein heiliges Herz zu bringen — treibt Abgötterei.

Wem mehr daran liegt vergängliche Dinge zu besitzen, als den Willen Gottes zu thun; wer an einem großen Haufen Gold mehr Freude hat, als an Gott, der erhebt diese Erdengüter in seinem Herzen auch über Gott — er treibt Abgötterei, wenn er gleich mit dem Munde anders spricht. Denn, wer Gott dienen will, soll nicht der Diener fremder Götzen seyn.

Hochmuth, Habsucht und Wollust sind Götzen der Weltkinder, vor denen sie das Knie beugen und ihnen ihre Opfer bringen, und doch rief die Gottheit selbst von der Höhe des Sinai herab: „Ich bin der Herr, dein Gott. — du sollst keine anderen Götter neben mir haben!"

Einige Erzählungen.

I.

Die Thorheit des Götzendienstes.

Terah, der Vater Abraham's, erzählt die Sage, war nicht nur ein Götzendiener, sondern auch ein Bildner von Götzenbildern, welche er zum öffentlichen Gebrauche auszustellen pflegte. Eines Tages mußte er aus dem Hause gehen und befahl dem Abraham statt seiner Acht zu haben, worauf dieser, obschon ungern, gehorchte.

„Was kostet der Götze?" fragte ein alter Mann, der in die Werkstätte kam und auf ein Bild zeigte, das ihm wohl gefiel.

„Darf ich fragen, Greis, wie alt du bist?" erwiederte ihm Abraham ausweichend.

„Achtzig Jahre," antwortete der alte Götzendiener.

„Achtzig Jahre!" rief Abraham. „Und du willst ein Bild anbeten, das von meines Vaters Knechten in den letzten vier und zwanzig Stunden gemacht wurde? Sonderbar! Ein Mann von achtzig Jahren will sein graues Haupt vor dem Bilde eines Tages beugen!"

Der Mann schämte sich aber und ging hinweg. — Bald nachher kam ein ernstes, vornehmes Weib und trug eine große, mit Blumen geschmückte Schüssel mit Speisen. „Hier," sagte sie, „habe ich den Göttern eine Gabe gebracht. Setze sie ihnen vor, Abraham, und bitte sie, daß sie mir gnädig seyen!"

„Setze sie ihnen doch selbst vor, thörichtes Weib!" eiferte Abraham. „Du wirst bald sehen, wie gern sie die Speisen verschlingen werden!"

Und sie that also. Abraham aber nahm in dieser Zeit einen Hammer und schlug die Götzenbilder in Stücke, das größte Bild ausgenommen, dem er das zerstörende Werkzeug in die Hände gab.

Als nun Terah wieder heim kam, sah er zu seinem größten Staunen und Schrecken den Schaden, der unter seinen Götzenbildern angerichtet war.

„Was heißt das, Abraham? Welcher gottlose Wicht hat es gewagt, unsere Götter in solcher Weise zu behandeln?" rief er thörichter Weise aufgebracht.

„Warum sollte ich meinem Vater Etwas verheimlichen?" antwortete der fromme Sohn. „Während deiner Abwesenheit kam eine Frau mit einem Geschenke für die Götter, welches dort noch steht. Sie setzte es ihnen vor. Die jüngeren Götter, welche, wie du leicht denken kannst, seit langer Zeit keine Speise gekostet haben mögen, streckten geschwind die Hände darnach aus und fingen an zu essen, bevor das alte Götzenbild die Erlaubniß gegeben hatte. Erzürnt über ihre Kühnheit stand es auf, nahm den Hammer und strafte sie für den Mangel an Achtung."

„Willst du meiner spotten? Willst du den betagten Vater hintergehen?" fragte Terah in heftigem Tone. „Weiß ich etwa nicht, daß sie weder essen, noch gehen, noch sonst sich bewegen können?"

„Und doch," bemerkte ihm Abraham, „zollst du ihnen göttliche Ehre, betest sie an und wolltest, daß auch ich zu ihnen betete?"

Doch umsonst redete Abraham also mit seinem verirrten Vater. Der Aberglaube und Irrglaube ist taub und blind. Der unnatürliche Vater überlieferte ihn dem Gerichte des eben so abgöttischen Nimrod's. Doch ein gnädigerer Vater — der barmherzige und gütige Vater von uns Allen — schützte Abraham gegen die drohende Gefahr und er ward der Stammvater der Gläubigen.

II.

Wie Abraham sich gegen Nimrod vertheidigt und aus dem feurigen Ofen gerettet wird.

(Fortsetzung des Vorigen.)

Als Abraham nämlich vor Nimrod geführt wurde, drang der Tyrann in ihn, das Feuer anzubeten.

Großer König, sprach da der Vater der Gerechten, wäre es nicht besser, das Wasser anzubeten? Es ist ja mächtiger, denn das Feuer, sintemalen es die Macht hat, dieses zu löschen?"

„So bete das Wasser an!" rief Nimrod.

„Und doch dünket mich, redete Abraham ferner, „es müsse vernünftiger seyn, zu den Wolken zu beten, denn sie führen das Wasser in ihrem Schooße und lassen es auf die Erde träufeln."

„Wohlan!" befahl Nimrod auf's Neue, „so flehe zu den Wolken, weil sie, wie du meinst, größere Macht haben!"

„Nicht doch," fuhr Abraham fort. „Wenn die Macht es ist, wegen welcher wir ein Ding anflehen sollen, so gebührt dem Winde der Vorzug, denn er treibt durch seine größere Gewalt die Wolken in einander und jagt sie vor sich her."

„Mit diesem Geschwätze werden wir nie zu Ende kommen!" rief Nimrod. „So verehre denn den Wind, und ich will deine ersteren Schmähungen vergessen!"

„Zürne nicht, großer König!" bat Abraham. „Ich kann nicht das Feuer, und nicht das Wasser, nicht die Wolken und nicht den Wind, noch ferner eines der Dinge anbeten, die du Götter nennst. Denn alle Macht, die sie haben, haben sie von einem Wesen, welches das

mächtigste und lauter Gnade und Liebe ist. Den Schöpfer Himmels und der Erde — ihn allein will ich anbeten!"

„Wohlan!" schrie der Tyrann, „da du dich weigerst das Feuer anzubeten, so sollst du bald seine mächtige Kraft fühlen."

Und er befahl, Abraham in einen feurigen Ofen zu werfen. Doch Gott rettete ihn aus den verzehrenden Flammen und machte ihn zu einer Quelle des Heils für viele Völker.

---

20. Aberglaube.

Fahret nicht fort, leere Geschenke zu bringen; der Weihrauch ist mir ein Gräuel — ich mag nicht Aberglauben und Kasteiungen.

Jes. 1, 13.

So spricht der Herr, lernet nicht den Weg der Heiden, und fürchtet nicht die Zeichen des Himmels, wie die Heiden dieselben fürchten.

Jer. 10. 2.

Rein ist, was Gott schuf, denn was er gab, ist ein Zeugniß seiner Weisheit und Güte, ist Mittel zu unserer Glückseligkeit. Nur wir sind es, die wir durch unsere Leidenschaften auch das Reinste beflecken, durch den Mißbrauch der Gaben des großen Gebers auch den Balsam in Gift verwandeln, und durch unser Vorurtheil das Heilige zum Unheiligen machen.

Willst du wissen, ob dein Glaube von den verborgenen Kräften der Natur Aberglaube sey, so prüfe an ihm: ob du ihn benützest, um damit das Gute oder Böse deiner noch bevorstehenden Tage zu erforschen. Ist dieß der Fall, so wandelst du im Widerspruche mit Gott, der deinen Vorwitz über den glücklichen oder unglücklichen Ausgang deiner Geschäfte feierlich durch sein heiliges Wort mißbilligt; du wandelst im Widerspruche mit deinem eigenen Verstande, da du gemeinen Dingen übernatürliche Wirkungen zumuthest, da du sie gebrauchst, die Räthsel der verschwiegenen Vorsehung zu lösen.

Nur Weisheit und Tugend führen zu Gott, der höchsten Weisheit, — Irrthum und Aberglaube aber scheiden von ihm, und verdrängen uns aus der lichtvollen Geisterwelt in den Kreis der Thiere.

Gottlosigkeit ruft den Aberglauben. Diese beiden sind die zwei Aeußersten der Unwissenheit in göttlichen Dingen.

Diejenigen, deren Bedürfniß für das Höhere und Himmlische rege ist, die aber aus Mangel an Licht über ihr Bedürfniß und das Himmlische, das Menschliche und Göttliche nicht zu scheiden wissen, und das Menschliche als Göttliches behandeln, verfallen so in Aberglauben.

Unwissenheit ist die Quelle des Irrthums und des Aberglaubens.

Ein unwissendes, verwahrlos'tes, gemeines Volk — was ist es anders, als Maschine am Pfluge und Maschine im Tempel Gottes. Es hat Augen, und sieht nicht; es hat Ohren, und höret nicht. Daher ist Aberglaube seine Weisheit, und Ceremonieendienst seine Religion. Der Schrecken der Hölle macht es frömmer, als die Liebe des Himmels. So wird das Göttliche an Staub verkauft — und in den Staub getreten. —

Der Aberglaube, in dem wir aufwachsen, verliert seine Macht über uns nicht, wenn wir ihn gleichwohl erkennen. Wir tragen seine Ketten oft bis an's Grab.

Einige Lehren verbunden mit einer Erzählung.

Ceremonieen und Gebräuche haben nur Werth, wenn ihnen das Innere entspricht.

„Zerreißt eure Herzen, und nicht eure Kleider!“ Fasten mag wohl dem Körper wehe thun, aber nicht die Krankheit der Seele reinigen, und Gott kann es nicht angenehm seyn, außer wenn es von aufrichtiger Reue und stetem Rechtthun begleitet wird. Leset den Propheten Jesaias, falls ihr wissen wollt, welche Art von Fasten Gott angenehm sey.

Es hatte ein böser und der Abgötterei ergebener König den gerechten Zorn Gottes durch seine Missethat auf sich geladen und über sein Volk großes Elend gebracht, denn er handelte unbesonnen und ohne Weisheit. Bedrückung und Tyrannei erzeugten Aberglauben und Schwärmerei. Dem unwissenden Volke ward von seinen unwissenden Lehrern gesagt, daß es fasten und beten müßte, den Zorn des Herrn zu versöhnen, und darum hüllten sich alle in Säcke und streuten Asche auf ihre Häupter. Als sie aber sahen, daß das Elend bei aller Selbstpeinigung fortdauerte, riefen sie zu dem Herrn: „Warum fasten wir und du siehst es nicht? Warum peinigen wir unsern Körper und du be-

achtest es nicht?" Da befahl der Allmächtige, dem getäuschten Volke die wahre Ursache seiner Leiden und seines Unwillens zu entdecken, und der Prophet Jesaias rief laut, wie eine Posaune, in seinem Namen:

Siehe, zu Hader und Streit fastet ihr und zu schlagen mit frevler Faust. Fastet nicht also, wie ihr jetzt thut; daß ein Geschrei von euch in der Höhe gehört wird! Sollte das ein Fasten seyn, das ich erwählen soll: daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thut, oder seinen Kopf hänget, wie ein Schilf, oder auf einem Sacke und in der Asche liegt? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag dem Herrn angenehm?

„Das aber ist ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gib Freiheit dem seufzenden Knechte und brich entzwei jedes drückende Joch. Brich dem Hungrigen dein Brod und nimm den Unglücklichen in dein Haus. Siehst du einen Nackten, so bekleide ihn, und entziehe dich nicht deinem eigenen Fleische. Dann wird dein Licht leuchten, wie die Morgenröthe und dein Wohlseyn schnell zunehmen. Die Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn dir nachfolgen. Dann wirst du rufen und der Herr wird antworten, dann wirst du beten, und er wird sagen: Hier bin ich!" (Jes. 58).

Auf gleiche Weise drückten einige alte Rabbiner denselben Gedanken aus.

In den Tagen des Rabbi Tanchuma war eine große Trockenheit. Mehrere Tage fastete und schmachtete das Volk und es kam kein Regen. Da sprach der Rabbi: „Meine Kinder, wenn ihr wünscht, daß euer Fasten Gott gefallen soll, so laßt es von Handlungen des frommen und barmherzigen Sinnes begleitet seyn."

Und das Volk öffnete seine Seckel und vertheilte den Armen, den Bedrängten. Ein Mann aber gab einem armen Weibe Geld, das ehemals seine Gattin gewesen und von ihm geschieden worden war. Das sahen die Anderen und meinten fälschlich, daß, nach dem Gesetze der Ueberlieferung, selbst solche Handlungen der Barmherzigkeit zwischen den Geschiedenen verboten wären. „Rabbi! Rabbi!" riefen sie heftig und ungestüm, „wir sitzen hier als müßige Zuschauer und es wird eine große Sünde begangen." Und sie erzählten ihm, was geschehen war.

Der gute Rabbi aber wünschte, ein solches verderbliches Vorurtheil aus ihrem Herzen zu verbannen, ließ den vermeinten Schuldigen zu sich kommen und fragte ihn, warum er so gethan habe.

„Meister, „antwortete ihm der barmherzige Israelit," es ist wahr, daß ich diesem armen Weibe Geld gab. Aber ich sah ihre große Noth und mein Herz war von Mitleid erfüllt."

Der tugendhafte Rabbi aber tadelte nicht nur seine Handlung nicht, sondern lobte sie sogar höchlich, und um die Barmherzigkeit, welche keine Grenzen, keine Schranken, keinen Unterschied kennt, den Herzen der Anwesenden noch mehr einzuprägen, brachte er diese That in seinem Gebete zum Höchsten vor und flehete also:

„Herr aller Welten! Wenn die Noth dieses Weibes, das kein Recht auf die Güte dessen hat, der sich von ihr scheiden ließ, doch sein Mitleid erregte; welche Hilfe können dann wir, das Werk deiner eigenen Hände, die Kinder Abraham's, Isaak's und Jakob's, die du geliebt hast, von dir, dem Vater der Barmherzigkeit, erwarten!"

Und Gott erhörte sein Gebet. Es kam Regen im Ueberfluß; die Erde ward fruchtbar und das jammernde Volk getröstet.

---

21. Mißbrauch des göttlichen Namens, leichtsinniges Schwören rc.

Du sollst nicht aussprechen den Namen des Ewigen, deines Gottes, zum Falschen; denn der Ewige wird nicht ungestraft lassen Den, der seinen Namen ausspricht zum Falschen.

2. B. Mos. 20, 7.

Du, Herr und Richter aller Welt,
Deß Auge Alles siehet,
Dem nur der Redliche gefällt,
Der Trug und Lügen fliehet!

Laß mir den Eid stets heilig seyn,
Auch dadurch dich zu ehren;
Mich nie aus Leichtsinn ihn entweih'n,
Nie aus Gewohnheit schwören.

Erfordern es Gesetz und Pflicht,
Bei dir es zu bezeugen
Was Wahrheit sey: so laß mich nicht
Um Alles sie verschweigen.

Die deines Namens Heiligkeit
Durch falschen Schwur entweihen,
Die trifft in ihrer Sicherheit
Mit Schrecken einst dein Dräuen.

Drum laß doch, Gott, von Herzensgrund
Mich deinen Namen ehren;
Und ferne sey von meinem Mund
Entheiligendes Schwören.

Er sey beständig lügenrein,
Nur Wahrheit heiß' ihn sprechen!
Sein Ja sey Ja, sein Nein sey nein!
Denn Lügen wirst du rächen.

Laß deine Majestät mich scheu'n,
Nie fluchen, zürnend toben;
Dein Name soll mir heilig seyn,
Mein Mund dich immer loben.

22. Dankbarkeit gegen Gott.

Wer Dank mir opfert, ehret mich: wer Acht auf seinen Wandel hat, dem zeig' ich göttlich Heil.

Ps. 50, 23.

Die Dankbarkeit besteht in der freudigen Liebe zu Gott, als unserm größten Wohlthäter, von dem wir Alles haben, und durch dessen Gnade wir Alle sind. Von ihm, unserm himmlischen Vater, träufelt jede gute Gabe auf uns hernieder, wie Morgen- und Abendthau auf die öde Flur. Wahrlich, wir wären der Segnungen und Wohlthaten unseres Gottes nicht werth, wenn wir ihm nicht mit gerührtem Herzen das Opfer des Dankes täglich und stündlich darbrächten. So oft du demnach, o Mensch, eine Gabe des Himmels genießest, so blicke hin-

auf zu deinem Gott und Vater, und danke ihm mit Herz, mit Mund und Thaten. Erkenne alles Gute, was du bist, hast und empfängst als Gnadengabe, und heilige es durch Demuth und durch guten Gebrauch. Verwende es zur Ehre deines Gottes, zu deinem und zu deiner Mitmenschen Nutzen und Heile. Sey aber auch mit dem zufrieden, was dir die Hand des Herrn mittheilt. Fern sey von dir Ungenügsamkeit und Undank, der dich selbst entehren und unter die vernunftlosen Thiere des Feldes herabsetzen würde.

Sieh' alles Gute, das dir zu Theil wird, als ein Geschenk des Himmels an. Wie jedes Stücklein Brod und jeder Trunk Wasser, so kommt alles Gute von Gott.

Dein erstes Wort, wenn du am Morgen erwachest, sey Dank gegen Gott; jede Freude des Tages sey dir ein Geschenk aus seiner Hand. Dein ganzes Herz sey immer voll von Gott! Gott sey dir Alles in Allem!

Dank, bester Vater, will ich singen,
Dank dir, der mir nur Gutes gibt.
Mit aller Kraft, vor allen Dingen,
Sey du gelobet und geliebt!

Dank, lauter Dank dir für mein Leben,
Ich steh' vor deinem Angesicht:
Du hast mein Daseyn mir gegeben;
Wenn du nicht wolltest, wär' ich nicht.

Du warst mir, eh' ich war, gewogen,
Und ewig auf mein Glück bedacht:
Du hast mich aus dem Nichts gezogen,
Zum Menschen hast du mich gemacht.

Ja, Vater, dir gebührt die Ehre;
Ich bin, was ich nur bin, durch dich.
Dank, dank dir! der Geschöpfe Heere
Erschufst du, Vater, auch für mich.

Ja, Vater, Vater, überschwenglich,
Und über jeden Ausdruck groß

Sind deine Gnaden: unausdenklich!
Und deine Güte namenlos!

Dank sey mein Mund, mein Herz, mein Leben!
Du bist die Liebe! Nichts bin ich!
O du, der mir so viel gegeben,
Gib mir noch Dankgefühl für dich.

23. Gehorsam gegen Gott.

Hat der Ewige mehr Lust an Ganzopfern und an Schlachtopfern, wie am Gehorsam gegen die Stimme des Ewigen? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer, Acht haben mehr als Fett der Widder.

1. Sam. 15, 22.

Wer Gott liebet, ist auch gehorsam gegen ihn. Unter den Opfern, welche die Liebe auf dem Altare des Herrn niederlegt, ist der Gehorsam eines der ersten und wichtigsten. Gott ist unser Schöpfer, Herr und Vater. Sein ist der Himmel und die Erde, und Alles, was im Himmel und auf Erden ist. Er gebeut der Sonne und den Meereswogen, und sie achten auf seinen allmächtigen Wink. Und wir — seine Kinder — mit Vernunft und Freiheit begabt, sollten nicht mit Freuden thun, was er zu unserm eigenen Heile befiehlt? Wir sollten nicht preisen seinen Namen durch willigen Gehorsam gegen ihn und seine Gebote? — Ja, der Gehorsam, den wir unserm Gott und Vater schuldig sind, muß jedem andern Gehorsam, selbst dem gegen unsere Aeltern, vorgehen; denn es ist uns nicht umsonst gesagt: „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen," und: „Gehorsam ist besser, als Opfergabe." Nur wer Gott Gehorsam erzeigt, ist wahrhaft weise, das Gesetz des Herrn erquicket seine Seele, und er hat den Frieden des Himmels in seinem Herzen. „Darum, o Mensch, sey deinem Gotte gehorsam, und wandle treu auf dem lichten Wege seiner Gebote!"

Mit dem Gehorsam gegen Gott ist aber auch Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung, Demuth und stete Wachsamkeit verbunden, denn der Gehorsam gegen Gott ist ja nichts Anderes, als die treue, kindliche Liebe, welche den Willen des himmlischen Vaters in allen Beziehungen freudig befolgt. Somit muß auch der Mensch sich selbst und dem Seinigen absagen, und sich Gott völlig hingeben.

Dieß aber kann ohne Selbstverläugnung und Wachsamkeit ꝛc. nicht geschehen.

Siehe, wie Alles in der Natur den Einrichtungen Folge leistet, die Sonne weicht nicht von ihrer Bahn, und die Blume blühet nicht anders, als die Natur sie bildet. Aber jene mag immer leuchten, wie sie will, und diese duften, wie sie will, der sie's lehrte, verdienet Dank; aber sie selbst nicht. Sie muß es thun, aber der Mensch will, nicht weil er muß, sondern weil ihm sein Herz und sein Gott sagen, daß er soll. Und du wolltest durch Mißbrauch deiner Kräfte der einzige Empörer in Gottes Reiche seyn? —

Gehorsam gegen Gott und seine heiligen Gesetze verwandelt Alles in einen Himmel der unvertilgbaren Freude. Der Engel wäre nicht selig ohne ihn. Das Herz, das die Hütte bewohnt; das Dorf, das Vaterland wird Himmel durch freudige Unterwerfung unter des Ewigen ewiges Gesetz.

Wolle auch was du sollst. Umsonst hat dir Gott sein Gesetz nicht in die Seele geschrieben, er will, daß es befolgt werde und Früchte bringe, gleich dem in die Erde gestreuten Saamenkörnlein.

Ein Mensch, der immer auf Gott blickt, lebt im Gedanken an seinen Gott und fragt sich stets: ist das, was ich denke und thue, Gott gefällig? d. h. bin ich Gott gehorsam?

Nichts wollen, und Alles wollen, was Gott will, und es darum wollen, weil es Gott will — ist das größte Geheimniß der Gottseligkeit.

Die Tugend, aus welcher alle übrigen Tugenden fließen, ist Gehorsam aus Liebe; ist Streben nach Heiligkeit, weil Gott heilig ist; ist Erstickung der Sünde im ersten Keime der Lust, ist Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten, wie man sich selber liebt.

Gott angehören ist unsere erste, einzige und ganze Pflicht; denn wer Gott angehört, denkt und will, liebt und thut, genießt und entbehrt, leidet und meidet, was und wie es der Wille des Herrn verordnet.

Je näher der Mensch im geistigen Verkehre mit Gott steht, desto höher steht er. Die Tugend der Sterblichen ist nur dadurch göttlich, daß sie ihr Antlitz zu Gott richtet.

Nicht allein durch Worte, sondern vorzüglich durch Thaten soll der Mensch die Kräfte Gottes durch ein harmonisches Leben verkünden. Seyn Leben sey ein Lobgesang.

Wer der Tugend und dem Laster zugleich dienen will, der will den Himmel und die Hölle miteinander vereinigen, und sanfte Schäflein mit zerfleischten Wölfen in einer Herde halten. Niemand kann Gott und dem Mammon zugleich dienen.

Sich selber baut die Himmelsleiter,
Wer hell vom Geist, im Herzen heiter,
Nach Gottes Willen thut.

24., Vertraue auf Gott.

Wer auf Gott vertraut, hat den festen Glauben, daß Gott väterlich für ihn sorge, und Alles zu seinem Besten ordne und leite. Muthvoll und entschlossen wandelt er fort auf seiner, selbst auch dunkeln, Bahn. Er spricht bei sich: Gott ist es, der mich hält und schirmt. Und dieser feste Glaube, der auf Gottes Macht, Güte und Treue sich stützt, ist für den Menschen ein sich'rer und haltbarer Stab, an dem er sich hält unter allen Stürmen und Abwechselungen des Lebens. Dieß Vertrauen auf Gott schafft einen ruhigen, ergebungsvollen Sinn, der in Allem, was sich mit ihm und um ihn her ereignet, die Anordnung und Lenkung einer ewigen Weisheit und Güte anerkennt; der bei Allem, was ihn auch immer betreffen mag, getrost und ruhig bleibt. Er hat die Ueberzeugung, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Dieses Vertrauen auf Gott ist es, das den Menschen aufrecht erhält bei allen Stürmen und Unfällen dieses Lebens, und Himmelstrost in sein bekümmertes Herz gießet. Freudig überläßt er den Gang seiner Schicksale seinem Vater in der Höhe, der nie müde und matt wird, seine Kinder zu segnen. Ja, wenn der Gedanke an Den, ohne Dessen Wissen kein Sperling auf die Erde und kein Haar von unserm Haupte fallen kann, uns stets begleitet, und wir der Ueberzeugung leben, daß Gott, der Allmächtige, väterlich für uns sorge, dann werden die dunkelsten Aussichten heiter, und die traurigsten Ereignisse nehmen eine andere und bessere Gestalt an. Wohl also Dem, der auf seinen Gott vertraut! Er wandelt unter seinem Schutze und Schirme, und spricht voll Zuversicht: „Mein Gott, auf dich vertraue ich! Du leitest mich an deiner Hand durch's Leben. Du willst nichts Anderes, als mein wahres Heil. Selbst auf dornenvollen, dunkeln Pfaden führst du mich zu Licht und Segen, und zu den Höhen seliger Vollendung!"

Wer unterm Schirm des Höchsten ruht,
Den mag kein Feind bezwingen;
Der kann in seiner Allmacht Hut
Mit frohem Muthe singen:
Gott schützet mich, ich zage nicht;
Der Herr ist meine Zuversicht,
Mein Gott, auf den ich traue.

O Mensch, wenn Ihm dein Herz sich weiht,
Mit Gott wird dir es glücken.
Wohl dir! Gott ist's, der dich befreit
Von des Verfolgers Stricken.
Weil sich dein Herz auf Gott verläßt,
Errettet er dich von der Pest,
Wenn sie im Finstern schleichet.

Dich wird der Schirm des Herrn umfah'n,
Dich wird sein Fittig decken;
Und unter seinem Schutze kann
Kein Unfall dich erschrecken.
Er kann nicht trügen! Er erfüllt,
Was er verheißt; dein Helm und Schild
Ist Gottes Vatertreue.

Der Herr ist deine Zuversicht
Und Zuflucht in Gefahren;
Er hält getreu, was er verspricht,
Sein Arm wird dich bewahren.
Kein Unfall überwältigt dich,
Und keine Plage nahet sich
In deiner sichern Hütte.

Der Herr wird seiner Engel Schaar
Auch über dir gebieten,
Daß sie vor Unfall und Gefahr
Dich überall behüten.
Kein Stein verwundet deinen Fuß,
Du gleitest nicht; sein Engel muß
Dich auf den Händen tragen.

Er, spricht dein Gott, begehret mein,
Drum will ich ihn bewahren;
Er dient mir, ich will mit ihm seyn
In drohenden Gefahren;
Er ruft mich an, mich seinen Gott:
Ich bin bei ihm in seiner Noth
Um ihn daraus zu retten.

Ihn, weil er mir vertrauet hat,
Will ich zu Ehren heben.
Ich bin sein Gott, ich mach' ihn satt
Mit Gnad' und langem Leben.
Ich zeig' ihm, daß ich helfen kann;
Dann betet er mich dankbar an,
Und preiset meine Hilfe.

25. Ergebung in den Willen Gottes.

Einst saß Rabbi Mëir den ganzen Sabbath in der Synagoge und unterrichtete das Volk. Aber während er von Hause abwesend war, starben seine zwei Söhne, die beide von ungewöhnlicher Schönheit und des Gesetzes kundig waren. Sein Weib trug sie in ihr Schlafgemach, legte sie auf ihr Bett und deckte ein weißes Tuch auf ihre Leichname. Gegen Abend kam Rabbi Mëir nach Hause.

„Wo sind meine geliebten Söhne," fragte er, „daß ich ihnen meinen Segen geben kann?"

„Sie sind in die Synagoge gegangen!" war die Antwort.

„Ich schauete mehr als einmal rings herum in der Schule, und sah sie nicht!" erwiederte der Rabbi.

Das Weib brachte ihm einen Becher und er lobte den Herrn, denn der Sabbath ging zu Ende. Dann trank er und fragte wiederum:

„Wo sind meine Söhne, daß sie trinken aus dem gesegneten Becher?"

„Sie werden nicht fern seyn!" sprach das Weib und trug Speise vor ihm auf, daß er essen möchte.

Er aber war fröhlich und wohlgemuth, und als er nach dem Mahle gebetet hatte, sagte sie zu ihm:

„Rabbi, so du es erlaubst, möcht' ich wohl eine Frage an dich thun?"

„So frage nur, meine Liebe!" anwortete er.

„Vor einigen Tagen gab mir Jemand etliche Kleinodien aufzubewahren und nun fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm zurückgeben?"

„Diese Frage sollte mein Weib an mich zu thun, nicht für nöthig gehalten haben!" sprach Rabbi Mëir. „Wie? Wolltest du anstehen, irgend Jemanden sein Eigenthum zurückzuerstatten, oder wolltest du dieses ungern und unwillig thun?"

„Nein!" erwiederte sie. „Aber doch hielt ich es für das Beste, sie nicht zurückzugeben, bis du davon unterrichtet seyest!"

Und sie führte ihn hinauf in's Schlafgemach und trat zum Bette hin und nahm das weiße Tuch von den Leichnamen hinweg.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!" jammerte da der Vater laut. „Meine Söhne! das Licht meiner Augen! die Leuchte meines Verstandes! Ich war euer Vater, aber ihr lehrtet mich das Gesetz."

Da drehete sich die Mutter hinweg und weinte bitterlich. Endlich nahm sie ihres Gatten Hand und sagte: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, nicht mit Unwillen das, was uns anvertraut war, zurückzugeben? Siehe, der Herr hat sie gegeben und hat sie genommen. Der Name des Herrn sey gelobt!"

„Der Name des Herrn sey gelobt!" wiederholte Rabbi Mëir „und gelobt sey sein Name auch um deinetwillen! Denn es steht geschrieben: „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden, hat einen größern Schatz, als köstliche Perlen."

Was Gott thut, das ist wohl gethan:
Es bleibt gerecht sein Wille;
Wie er fangt meine Sache an,
Harr' ich sein, und bin stille.
Er ist mein Gott, der in der Noth
Mich wohl weiß zu erhalten;
Drum laß ich ihn nur walten.

Was Gott thut, das ist wohl gethan,
Und weise all' sein Fügen.
Er führet mich auf rechter Bahn,
Drum laß ich mir genügen
An seiner Huld, und hab' Geduld,
Er wird mein Unglück wenden;
Es steht in seinen Händen.

Was Gott thut, das ist wohl gethan;
Nur er weiß, was mir nützet.
Der irrt auf ungewisser Bahn,
Der sich auf ihn nicht stützet.
Ja, seine Treu' ist täglich neu;
Drum will ich auf ihn bauen,
Und seiner Güte trauen.

Was Gott thut, das ist wohl gethan:
Er ist mein Licht, mein Leben,
Der mir nichts Böses gönnen kann:
Ihm will ich mich ergeben.
In Freud und Leid; es kömmt die Zeit,
Da öffentlich erscheinet,
Wie treulich er es meinet.

Was Gott thut, das ist wohl gethan;
Muß ich den Kelch gleich schmecken,
Der bitter ist nach meinem Wahn,
Laß ich mich doch nicht schrecken,
Weil er zuletzt mich doch ergötzt.
Mit süßem Trost im Herzen;
Da weichen alle Schmerzen.

Was Gott thut, das ist wohl gethan!
Das soll mein Trost stets bleiben.
Es mag mich auf die rauhe Bahn
Noth, Tod und Elend treiben,
So wird Gott mich doch väterlich
In seinen Armen halten:
Drum laß ich ihn nur walten.

26. Das Gebet.

Dein, Ewiger, ist die Größe und die Stärke und der Ruhm und der Sieg und die Majestät, ja Alles im Himmel und auf Erden! Dein, Ewiger, ist die Herrschaft, und du bist das über Alles erhabene Haupt! — Und der Reichthum und die Ehre kommen von dir, und du herr-

schest über Alles, und in deiner Hand ist Kraft und Stärke, und in deiner Hand steht es, Alles groß und stark zu machen. — Und nun, unser Gott, danken wir dir und lobpreisen dem Namen deines Ruhmes. 1. Chron. 11 — 13.

Zur Zeit meiner Drangsal rufe ich zu dir, denn du erhörest mich. Ps. 86, 7.

Aus dem Vertrauen auf Gott geht das Gebet hervor. Damit wir das Werk des Glaubens und der Heiligung auszuführen in den Stand gesetzt werden, ist uns ein höherer Beistand nöthig. Diesen Beistand reicht uns Gott nach seiner Vaterliebe und Gnade dar, wenn wir ihn mit kindlichem Sinne darum bitten. Das Gebet besteht aber in der Erhebung unseres Geistes und Herzens zu Gott. Entweder danken wir ihm für empfangene Wohlthaten, oder wir bitten ihn um das, was uns und Andere nöthig ist, oder wir betrachten seine Werke, bewundern seine Macht, Weisheit und Güte, die uns von denselben entgegenstrahlen, und werfen uns hin in den Staub, erkennend seine unendliche Größe und Herrlichkeit. Wir beten also in dreifacher Beziehung, und daher ist unser Gebet Dank-, Bitt- und Lobgebet. Gott fordert das Gebet von uns als seinen Kindern; wir dürfen und sollen ihm daher auch alle unsere Empfindungen, Anliegen und Wünsche in Gebeten vortragen. Vornehmlich aber sollen wir um himmlische Güter bitten, und um leibliche nur insofern, als sie uns nützlich und heilsam sind. Ferner sollen wir für alle Menschen, für Freunde und Feinde beten. Bei dem Gebete ist aber vor Allem Andacht nöthig. „Ein Gebet ohne Andacht, ist wie ein Körper ohne Seele," sagen unsere Weisen. Auch kommt es dabei noch darauf an, daß wir im Geiste und in der Wahrheit, mit Demuth und kindlichem Vertrauen beten. Dieß kann nun zwar an jedem Orte, zu jeder Zeit, allein oder mit Anderen geschehen; vornehmlich aber sollen wir Israeliten am Morgen, Abende und des Nachts beten, wobei allerdings der Ort, an dem die Andacht uns mit Anderen versammelt, den Vorzug verdient. Auch sind für uns Gebete angeordnet, die wir vor und nach dem Genusse der Speisen und Getränke und bei anderen Vorkommnissen zu verrichten haben. — Die Gebetbücher dienen uns dazu, daß sie uns heilige Empfindungen und Gedanken einflößen, und so unsere eigene Andacht befördern und erhöhen. Und wenn wir auf die rechte Weise — in Glaube, Hoffnung und Liebe — beten, so dürfen wir gewiß seyn, daß Gott unser Gebet erhören werde.

Schäme dich der wahren Andacht nie; denn wer sich der Andacht schämt, der schämt sich seiner Vernunft und seines Gottes.

Beten ist das Vorrecht des Menschen, ist die Krone seiner Fähigkeiten und der köstlichste Genuß. Lerne ihn in seiner Fülle kennen! —

Das Gebet — stetes Andenken an den Heiligsten, steter Umgang mit ihm, heiliget uns und belebt in uns den himmlischen Sinn. Es führt uns jedesmal auf die höchsten Höhen, von denen herabgesehen alles Irdische kleinlich, alles Sündliche und Unheilige verächtlich wird. So wie der Mensch im Umgange mit guten und weisen Menschen selbst besser und weiser wird: so heiligt sich sein Gemüth im Umgange mit dem Allerhöchsten. Man kann nicht mit Wahrheit und vollkommener Andacht beten, wenn man sich nicht von der Majestät und Heiligkeit Gottes bewegt fühlt. Wer aber die Heiligkeit des höchsten Wesens empfindet, kann sein Gemüth nicht dem Unreinen weihen.

Beim eifrigen Gebete zu Gott, von dem alle Kraft und Stärke kommt, werden wir, obgleich ringsumher von Stürmen der Versuchungen umgeben, doch aufrechtstehen, gleich einem tiefgewurzelten Baume, welcher dem Sturmwinde trotzt. Ohne Gebet hingegen gleichen wir dem schwachen Bäumchen ohne Stütze, das der erste Windstoß niederwirft.

Das Gebet ist ein heiliges Licht, womit wir Gott und seine Gnade suchen. Und wie das Licht die Schritte, also leitet das Gebet jedes gute Werk, weßhalb wir auch alle unsere Werke mit dem Gebete beginnen und schließen sollen.

Gleichwie die Taube in Noe's Arche, so kehrt das Gebet mit dem Oelzweige der Gnade und Versöhnung in die Arche des Herzens zurück.

Ein Wunsch, der still für uns und And're fleht,
Ein Seufzer, der dem Herzen leicht entweht,
Den keine Lippe spricht, — ist ein Gebet.

Das Gebet ist das Leben der Seele.

Wie sich der Leib erneuert durch Speise und Trank, so der Geist durch Gottes Wort und Gebet.

Das Gebet ist ein heiliges Feuer, wer sich davon entfernt, der — erkaltet, wird unheilig.

Wie Speise und Trank zur Erhaltung des leiblichen Lebens nothwendig ist, so ist Beten und Wachen zur Erhaltung des geistigen Lebens unentbehrlich. Beten und Wachen sind gleichsam zwei Flügel, die uns zum Himmel erheben.

Wie süß, mein Vater, ist die Pflicht,
Als Kind vor dich zu treten,
Voll Demuth und voll Zuversicht
Dich, Höchster, anzubeten!
Welch Glück, das Alles übersteigt,
Wird im Gebete mir erzeigt
Wenn ich mit Kindestreue
Mein Herz, o Gott, dir weihe!

Dein denk ich froh von Dank gerührt,
Wenn ich mich niederlege,
Die Pfade, die du mich geführt,
Bewunderungsvoll erwäge.
Dich rühm' ich, wenn nach sanfter Nacht
Mein Auge heiter nun erwacht,
Das die Natur entzücket,
Zu neuer Lust erquicket.

27. Die Heiligung des Sabbath's.

Gedenke des Sabbath-Tages, ihn zu heiligen.
2. Mos. 20, 8.

Dem ungestümen Lebensspiele
Entflieh' ich, eil' in Gottes Haus.
Aus dem geschäftigen Gewühle
Der Erde reiß' ich mich heraus,
Um Gottes Liebe zu erhöh'n
Mit Denen, die vor ihm heut steh'n.

Zu Gottes Freistatt will ich flüchten
Nach Wochenarbeit, Müh' und Last;
Sind treu erfüllet meine Pflichten,
Und war mir Falsch und Trug verhaßt:
Dann kann ich Gottes Lieb' mich freu'n,
Und froh den Tag der Ruhe weih'n.

Und danken soll heut' mein Gemüthe
Dem Vater der Barmherzigkeit

Für seine mir erzeugte Güte
An jedem Tag der Wochenzeit.
Ja, tief im Staube dank' ich heut'
Und freue mich in Heiligkeit.

Die heil'gen Schriften still zu lesen,
Sey heut mein Glück und meine Pflicht,
Was wäre ich unglücklich Wesen,
Entbehrt' ich diesen Unterricht!
Erforschen will ich dein Gebot
Und auch es halten, guter Gott!

Auch ferne soll von meinem Munde
Heut' jede eitle Rede seyn;
Und jede Gott bestimmte Stunde
Will ich der Pflichterfüllung weih'n
Denn Sabbathfei'r ist: Gutes thun,
Und von der Last des Eiteln ruh'n.

So wirst du heilige Sabbathfeier,
Mir Wonne, Lust der Seele seyn;
So bleibest du dem Herzen theuer,
Und ewig freue ich mich dein.
Denn nach der Uebung kurzer Zeit
Wird Sabbath uns in Ewigkeit.

28., Die Heiligung der Festtage.

Es öffnen sich der Andacht heil'ge Pforten,
Wir treten ein, lobsingen Gott, dem Herrn;
Zum Feste kommt mit freud'gen Dankesworten
Die fromme Schaar, und Gott empfängt sie gern.
Gelobt sey Gott, der gütig uns empfängt,
Wenn frommer Sinn zu seinem Thron uns lenkt.

Nimm huldreich auf die Töne unsres Mundes,
Die Lust an dir, o Gott, wird zum Gesang:
Wir freuen uns der Worte deines Bundes,

Wir sind dein Volk, o König, dir sey Dank!
Gelobt sey Gott, der seines Bundes denkt,
Sein Volk beschützt und seine Huld ihm schenkt.

Wir sammeln uns zur heil'gen Festesfeier,
Das Irdische verschwindet um uns her;
Die Liebe herrscht, die Herzen schlagen freier,
Den Trauernden hüllt keine Trauer mehr.
Gelobt sey Gott, der uns in Lieb' erfreu't,
Aus Vaterhuld den Festtag uns gebeut.

O Vater! gib zum Feste deinen Segen,
Und heil'ge uns durch deine Gegenwart;
Dein Wort führ' uns der höhern Freud entgegen,
Es ward zum Heil, zur Freud' uns offenbart.
Gelobt sey Gott, deß Liebe uns belebt,
Und dessen Wort erfreuend uns erhebt.



Vierter Abschnitt.

Pflichten des Menschen gegen sich selbst.

29. Selbstachtung.

Laß mich des Menschen wahren Werth,
Mein Gott, zu Herzen nehmen,
Und dessen, was mich selbst entehrt,
Mich allzeit innigst schämen.
Nie komm' es mir aus meinem Sinn,
Was ich vermag, und was ich bin
Durch deine weise Güte.

Du bildetest mir Fleisch und Bein,
Du hauchtest mir die Seele
Allmächtig, o mein Schöpfer, ein,
Durch die ich denk' und wähle.
Noch mehr, als was die Sinne rührt,
Und durch sie Schmerz und Lust gebiert,
Kann ich versteh'n und fassen.

Du schufst mich zur Geselligkeit,
Und zu der Freundschaft Freuden;
Gabst mir ein Herz voll Fühlbarkeit
Für And'rer Glück und Leiden;
Noch mehr: ein Herz, das fähig ist,
Sich dein, der du mein Vater bist,
Zu freu'n und dich zu lieben.

In stiller Andacht kann mein Geist
Sich bis zu dir erheben,
Und dir, den jeder Himmel preis't,
Auch Preis und Ehre geben.
Auch ich kann deinen Willen thun,
Im Rathe deiner Vorsicht ruh'n,
Und fröhlich auf dich hoffen.

Nicht bloß für diese kurze Zeit
Riefst du mich in dieß Leben;
Zu Freuden einer Ewigkeit
Soll mich mein Geist erheben.
Und wird auch gleich der Leib zu Staub,
So bleibt er nicht des Grabes Raub;
Du wirst ihn auferwecken.

Drum will ich nach Vollkommenheit
Mit allem Eifer trachten,
Und mich, weil mich die Sünd' entweih't,
Zu hoch für Sünde achten.
Nur, wer nach diesem Adel strebt,
Und seines Vorzugs würdig lebt,
Kann sich der Menschheit freuen.

30. Die wahre Selbstliebe.

Schöpfer, daß ich selbst mich liebe,
Kann dir nicht mißfällig seyn;
Du, du pflanztest ja die Triebe
Tief hiezu den Menschen ein.
Lenke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verfehle,
Und selbst das Verderben wähle.

Hilf mir alle meine Pflichten
Recht versteh'n, und mit Bedacht
Darauf mein Bestreben richten,
Was mich gut und selig macht.

Wer dir, o du Höchster, lebt,
Und dir zu gefallen strebt,
Der nur kennt das Glück der Seelen;
Der kann nie sein Wohl verfehlen.

Doch wie oft und leicht verführet
Eigenliebe unser Herz!
Durch den äußern Schein genähret,
Wünscht es Freude, wählt den Schmerz,
Sucht und findet niemals Ruh',
Hoffet und kommt nie dazu,
Weil es sich verliert in Dingen,
Die kein wahres Glück ihm bringen.

Wir versäumen uns're Pflichten
Von Bequemlichkeit regiert;
Werden, wenn wir Gut's verrichten,
Oft von Eigennutz geführt.
Ach wie selten trachten wir
Nach dem wahren Ruhm bei dir,
Und wie oft fehlt's uns am Wollen
Wenn wir Andern dienen sollen!

Mach' von nied'rer Eigenliebe,
Höchster, uns're Seelen rein;
Gib, daß uns're Herzenstriebe
Auch für And're wirksam seyn;
Daß von Haß und Mißgunst frei,
Jeder Wohlstand uns erfreu'!
Laß uns And'rer Glück erhöhen,
Und dadurch uns glücklich sehen.

31., Scheue kein Opfer, dir Kenntnisse zu erwerben.

Der gelehrte Hillel ward in der Hochschule des Samaia und Autaleon gebildet. Ueber seine Aufnahme in diese Hochschule wird im Thalmud Folgendes erzählt:

Hillel, der Weise, verdiente täglich einen Stater *), wovon die eine Hälfte ihn und seine Familie kümmerlich nährte und die andere gab er dem Pförtner der genannten Hochschule, um in diese eintreten zu dürfen. Eines Tages blieb auch dieser Verdienst aus, und der harte Pförtner verweigerte ihm den Eingang. Doch er kletterte hinauf an das Dachfenster des Hörsaals, und horchte aufmerksam auf die göttlich-lebendigen Lehren, welche dem Munde des Samaia und Antaleon entströmten. Man erzählt, daß jener Tag am Vorabende des Sabbaths war und zwar in einem Wintermonate. Der Vortrag dauerte die ganze Nacht und der Schnee, der vom Himmel fiel, bedeckte den Alles um sich her vergessenden Zuhörer. Die Morgenröthe verkündete den Tag, da begann Samaia und sprach zu Autaleon: „Mein Bruder! täglich ist der Saal des Lichtes voll und heute ist er ungewöhnlich dunkel; sollte etwa der Himmel umwölkt seyn?" da blickten sie auf zum Dachfenster und siehe, es war bedeckt von der Gestalt eines Mannes. — Sie eilten hinauf und fanden den Schnee drei Ellen hoch auf ihm liegend. Sie rüttelten, badeten, rieben den Erstarrten und ließen ihn dann durch ein Kaminfeuer erwärmen; mit dem Ausrufe: Er ist würdig, daß um Seinetwillen der Sabbath gestört werde!!!

32., Geistesbildung im Bunde mit zweckmäßiger Thätigkeit und Arbeitsamkeit.

„Es ist wünschenswerth, empfahl Rabban Gamaliel, nicht bloß das Gesetz zu studiren, sondern auch die Welt kennen zu lernen. Beider Kenntniß miteinander wechselnd, bewahrt vor Sünden!"

Er wollte damit sagen, daß man auch lerne, was in der Welt für Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten seyen; daß man ein nützliches Gewerbe oder Geschäft treibe, wodurch man seinen Unterhalt gewinnen könne. Solche Kenntniß geht mit der des Gesetzes Hand in Hand; gleich Zwillingsbrüdern wandeln sie mit einander und indem sie uns wechselnd beschäftigen, bewahren sie uns vor dem Müßiggange, der so oft Gelegenheit zum Sündigen gibt. Denn

„Gelehrsamkeit ohne Arbeit leitet endlich zur Sünde!"

„Wer, sagt ein anderer Weiser, „sein Kind keine Kunst, kein

*) Ein gewisses Geldstück.

Gewerbe lernen läßt, wodurch es seinen Unterhalt gewinnen kann, lehrt es, Andere zu bestehlen. Lieber ziehe selbst auf dem Markte einem Aase das Fell ab, als daß du betteln gehst. Sage nicht: Ich bin ein Priester, ich bin eines großen Namens Sohn, wie kann ich zu so niedrigem Gewerbe greifen? So erniedrigend es scheinen mag: es ist besser, als die Hand nach einem Almosen ausstrecken!" Der tugendhafte Hillel, die Zierde Israel's, hielt es nicht unter seiner Würde, Holz zu spalten. Kaena, ein Richter Israel's, erwarb seinen Unterhalt durch Wassertragen. Wenn das Volk kam, seinen Streit von ihm schlichten zu lassen, forderte er als Lohn für seine Mühe, daß Einer, indessen er die Sache hörte, Wasser für ihn trüge. Rabbi Huna handelte mit Wein und Rabbi Jochonan trieb das Schuhmacherhandwerk. Rabbi Isaak war ein Grobschmied. Rabbi Joseph nährte sich mit Holztragen und pflegte scherzend zu sagen: „Das ist eine schöne Arbeit; sie macht warm und verschafft zugleich Brod."

So ließen sich diese Männer zu den niedrigsten Arbeiten herab, statt ihren Gemeinden eine Bürde zu seyn. Kein Wunder, daß ihre Lehren tief in den Herzen des Volkes wurzelten und immerwährend im Andenken blieben.

Glückliche Zeit, wo ehrlicher Erwerb nicht für Erniedrigung galt, und Arbeit eine Zierde der Tugend war!

33. Rechtmäßige Benützung der Jugend bringt Segen, Glück und Ehre.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Mann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod für sich und die Seinigen zu verdienen; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte von David Lichtenstern.

Der alte David war ein Bettler, der durch einen unglücklichen Fall das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehreren Jahren in den Dörfern seiner Gegend umher, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte David als ein reicher Mann im Lehnstuhle, und die Leute wundern sich seiner, und Niemand weiß, woher er seinen Reichthum hat. Da sagt der Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! — Nein, schreit der Dritte, er hat mit dem Satan ein Bündniß geschlossen! — Das ist aber Alles nicht so; ich will's euch besser sagen.

David hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in wahrer Tugend auferzog, und durch die Güte des Lehrers unentgeldlich zur Schule schickte.

An einem heißen Tage saß David im Freien und theilte mit den drei Knaben sein Brod.

„Buben," sagte David, „ihr seyd groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod verdienen." Aber betteln dürft ihr nicht, denn

Bettelbrod ist bittre Noth!
Diebesbrod bringt Galgentod!

34. Eine gute Lehre.

Ein Jüngling kam vor einen breiten Strom, um sich übersetzen zu lassen. Es war die erste Wasserfahrt in seinem Leben. Das Dorf, wohin er wollte, lag der Stelle, von welcher er abstieß, gerade gegenüber; der Schiffer aber stemmte sich auf seiner Fahrkrücke der Strömung des Wassers so mächtig entgegen, daß es schien, als wolle er weit oberhalb des Zieles landen.

Der Reisende fragte daher: „Wo soll es denn hingehen, guter Freund?"

„Gerade hinüber!" antwortete der Fährmann.

„Wenn das gerade heißt," sprach der junge Mensch, „so hab' ich alles Augenmaß verloren. Geht es so fort, so kommen wir vier- bis fünfhundert Schritte zu weit hinauf."

„Ja, mein lieber junger Herr, wenn es so fortgeht," versetzte der Fährmann; „die Gewalt des Wassers aber wird uns, wenn wir in die Mitte kommen, weit genug abwärts treiben. Mein seliger Vater — Friede sey mit ihm — pflegte zu sagen: Ein guter Fährmann, der gerade über einen Strom will, muß, wie ein guter Mensch, sein Ziel ein wenig zu hoch stecken, sonst kommt er zu tief darunter. Den Einen treibt der Strom des Wassers, den Andern der Strom der Welt vorwärts."

Wirklich mußte der Schiffer am Ende noch alle Kraft anstrengen, um nicht unter dem Ziele zu landen; der Jüngling aber bezahlte das Fährgeld vierfach. „Eine gute Lehre," sprach er, „ist oft mehr werth, als ein geleisteter Dienst, und ihm, mein lieber Freund, gebührt für Beides meine Erkenntlichkeit."

35. Morgenstunde hat Gold im Munde.

Etwa zwei Stunden von dem Sitze eines reichen Israeliten entfernt, wohnte ein Rabbi, der mit ihm seine Jugendjahre verlebt hatte, und ihm seinen ganzen Lebensunterhalt verdankte. Sie standen miteinander in vertrauter Freundschaft, und gaben sich gegenseitig, so oft eine Gelegenheit vorkam, Beweise ihrer Achtung und Liebe. Dieß sollte auch jetzt geschehen, wo der Geburtstag des Freundes herbeigekommen war.

„Morgen," sagte der Rabbi zu seinem achtjährigen Knaben, „morgen mußt du hinüber zu unserm Wohlthäter, aber in aller Frühe, mit der Morgenröthe. Ich weiß wohl, du liebst den Schlaf, und hast die Morgen seither noch wenig benützt; aber von nun an mußt du anders werden: denn M o r g e n s t u n d e h a t G o l d i m M u n d e!"

Der Knabe begriff nicht recht, wie es der Vater meinte, versprach jedoch, wann er geweckt würde, aufzustehen und wollte dann sehen, ob die Morgenstunde wirklich Gold im Munde habe.

Der Vater weckte ihn, als eben das Frühroth die schönsten Rosen über den Himmel und die im Frühlingsgewande prangende Erde ausstreute. In Kurzem war der Knabe mit dem Geschenke des Vaters unterweges. Wo er Etwas glänzen sah, sprang er hinzu, hoffend es werde Gold seyn, das die Morgenstunde hingelegt habe. Es war aber der Thau, der an den Blumenkelchen so wunderschön funkelte, oder ein Käfer mit glänzenden Flügeldecken, oder ein auseinander geschlagener Kiesel. Fand er nun gleich kein Gold, so machte das fröhliche Leben, das aus tausend Kehlen um ihn sang und zwitscherte, das sich überall regte, so machte die Morgenpracht der bethauten Blumen, an welchen alle Farben frischer lachten und sich reizender hervorhoben, doch einen so großen bezaubernden Eindruck auf ihn, daß er diesen Genuß gewiß nicht um ein Goldstück würde hingegeben haben.

„Ja, ja," sagte er zu sich, „bringt die Morgenstunde schon kein Gold, so ist sie doch Goldes werth, und so hat es der Vater sicherlich mit seinem Ausspruche gemeint. Es ist doch Alles wunderschön weit und breit, und man möchte ein Falter seyn, um alle diese Herrlichkeiten in der Geschwindigkeit besehen, jede einzelne betrachten zu können." Dann flog sein Auge bald rechts, bald links, und überall fand es etwas der Betrachtung Würdiges.

So kam er sehr bald an den Ort seiner Bestimmung.

Der wohlthätige Freund, eben im Garten beschäftigt, empfing ihn

auf das Freundlichste, und nahm das Geschenk, das ihm gebracht wurde mit sichtbarer Freude an.

„Du mußt sehr früh aufgestanden seyn, liebes Kind!" sagte er, „daß du schon hier bist; dafür hat aber auch die Morgenstunde ihren Lohn in sich, wie du nachher sehen wirst." — Nun nahm er ihn mit sich hinein in das Haus, und ließ ihm ein prächtiges Frühstück aufstellen. Als das verzehrt war, und der Knabe sich wieder auf den Weg machen wollte, sagte der Reiche beim Abschiede: „Hier, lieber Knabe, hast du auch Etwas für die freundliche Botschaft, die du mir gebracht hast!" — und damit drückte er ihm ein blinkendes Goldstück in die kleine Hand, und ließ ihn sich in den Wagen setzen, der zu seiner Rückkehr für ihn im Hofe bereit stand.

„So hat die Morgenstunde doch Gold im Munde," sagte der Knabe unterweges mehre Male zu sich, indem er das schöne Goldstück immer wieder von Neuem aus der Tasche zog und wohlgefällig betrachtete; „denn wenn ich nur ein paar Stunden später gekommen wäre, so hätte ich den gütigen Freund meines Vaters nicht mehr zu Hause angetroffen, und jetzt das köstliche Goldstück nicht in der Tasche."

Als der erfreute Knabe dem Vater daheim das schöne Geschenk zeigte, sagte dieser: „Nun, hat die Morgenstunde nicht Gold im Munde? Ich denke, du wirst das Sprüchlein fortan in Ehren halten!" — Und der Knabe hat es in Ehren gehalten, ist ein angesehener und wohlhabender Mann geworden, und empfiehlt das Sprüchlein, welches ihm emporhalf, Allen angelegentlich.

36. Vorsichtigkeit.

Rabbi Levi erzählt:

In einer Gegend, gegen Süden, lebte ein Gastwirth, der stand gewöhnlich des Nachts auf, — kleidete sich an und sprach zu seinen Gästen: „Kommt, macht euch auf die Reise, ich begleite euch." Wie sie nun im Freien waren, so kamen Räuber, welche sie überfielen, und den Raub dann mit dem Wirthe theilten.

Einst kehrte Rabbi Mëir auf seiner Reise daselbst ein. Der Wirth stand des Nachts auf, kleidete sich an und sprach zu ihm: „Auf! mach' dich reisefertig, ich begleite dich!" Darauf sagte der Rabbi: „Siehe, ich habe einen Bruder, den muß ich hier erwarten." „Wo ist er?" — „Er ist im Bethause." „Wie heißt er?" — fragte der Wirth — „da-

mit ich gehe und ihn rufe!" „Gut-Tag heißt er," — erwiederte der Rabbi. Der Wirth ging, und rief die ganze Nacht an der Pforte des Bethauses: „Gut-Tag! Gut-Tag!" Aber Niemand erwiederte den Ruf. Des Morgens stand Rabbi Mëir auf, sattelte den Esel, um mit ihm davon zu traben. Der Wirth fragte: „Wo ist dein Bruder, den du erwartest?" „Er ist schon da," bemerkte der Rabbi, „denn es ist der Tag, den der Schöpfer als gut erkannte."

37., Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wofern du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel deines Gastmahls gibt es mehr derselben, als an der Thüre deines Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; Zwei derselben liebte er sehr, der Dritte war ihm gleichgiltig, ob dieser es gleich am Redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch," sprach er, „will mitgehen, und für mich zeugen? denn ich bin hart angeklagt und der König zürnet." Der Erste seiner drei Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen anderer Geschäfte. Der Zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Gerichtssaales; da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der Dritte, auf den er am Wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt: wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst, und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der Dritte, den er im Leben oft am Meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

38., Der Mond, — ein Bild des Lebens und der Unschuld.

Am westlichen Himmel schwamm der Mond, wie ein leichter Nachen, in dem Wiederscheine des Abendrothes. Die Kinder zeigten ihn dem

Vater. „Wie schön und zart er ist," sagte Joseph, „so sieht er nicht immer aus!"

„Er ist in seiner Kindheit," erwiederte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden." „Ich verstehe nicht, was du meinst," sagte Jakob. „O ja," fiel Joseph ein; „ich weiß, was du sagen willst: Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten." „Es sind die Unfälle," fuhr der Vater fort, „die dem Menschen begegnen; kein Leben ist noch so heiter und glänzend über die Erde hervorgegangen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unseren Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend, ewig dauernd und unveränderlich."

39., Halte Körper und Seele rein.

Und der Geist kehret zurück zu Gott, der ihn gegeben [1]). O Mensch! gib ihn so rein zurück, so rein — wie du ihn empfangen. Ein Gleichniß möge dich darüber belehren:

Ein sterblicher König vertheilte einmal an seine Dienerschaft königliche Gewänder. Die verständigen Diener rollten sie zusammen und bewahrten sie in einem Schranke; die Einfältigen aber gingen nachlässig damit um und trugen sie bei Verrichtung ihrer Geschäfte.

Einst forderte der Fürst die Gewänder; — die Verständigen überreichten sie in ihrer Frische, die Einfältigen aber gaben sie beschmutzt zurück. — Da freuete sich der König sehr ob der Verständigen und zürnte über die Einfältigen. Zu Jenen sprach er liebreich: „Legt das Gewand in die Schatzkammer, und ziehet dann heim in Frieden!" — Diesen aber befahl er: „Laßt eure schmutzigen Gewänder rein waschen; euch selbst aber halte der Kerker gefangen. So auch der Allvater: ob dem

[1]) Pred. 12, 7.

Körper der Frommen spricht er: „Er komme friedlich heim und schlafe ruhig auf seinem Lager“ [2]), und ob dem Geiste spricht er: „Die Seele des Erhabenen ist eingebunden im Bunde des Lebens [3]).“ — Aber ob dem Körper der Gottlosen spricht er: „Kein Friede dem Gottlosen! [4])“ — und über die Seele verhängt er: „Die Seele des Feindes wird geschleudert hinunter in des Sturzes Tiefe! [5])“

---

[2]) Jesai. 57, 2. [3]) 1. Sam. 25, 29. [4]) Jesai. 48, 22. [5]) 1. Sam. 25, 29.

40. Keine Unthat bleibt verborgen.

„Die Sonne bringt es an den Tag!“
Rief einst der arme, alte Jude,
Als er empfing den Todesschlag,
Und röchelnd lag in seinem Blute.

Der Schneider ist vergnügt und froh,
Schon sind es fünf und zwanzig Jahre,
Es geht nach seinem Wunsche so,
Nur daß schon bleichen ihm die Haare.

Er sitzt an seinem Arbeitstisch,
Da bringt herein die Frau vom Hause
Das Glas mit Wasser, hell und frisch:
„Du hast wohl Durst nach deinem Schmause?“

Die klare Sonne scheint herein,
Und spiegelt sich in gold'nen Strahlen,
Und an der Decke bricht der Schein
Im Kringeln sich zu tausend Malen.

Es murmelt leis' der Mann: „Es mag
Die Sonn' beleuchten manchen Faden.
Das bringt sie doch nicht an den Tag;
Ich bin des Schweigens wohl berathen!“

Das aber hat erlauscht die Frau,
Und fragt bestürzt; „Was ist gewesen,
Und wie und wo? So sprich genau,
Ich kann dir's auf der Stirne lesen!“

Der Mann erblaßt; ihn Schauder faßt,
Das Blut geht kalt ihm durch die Glieder;
Er stockt, dann zieht er sie mit Hast
An seinen bleichen Mund hernieder:

„Ich will dir's sagen, wie es war,
Du aber wirst vernünftig schweigen."
Die Frau sodann: „O immerdar,
Wie, sollt' ich dir's umsonst bezeugen?"

„So horch: Ich ging durch einen Wald,
Und hatte Geldes keinen Heller;
Da kam ein alter Jude bald,
Sah mich, und lief dann immer schneller."

„Da hat der Böse mich verführt,
Daß ich von Gott dem Herrn gewichen,
Und hab' den Todesstreich geführt,
Daß d'rauf der Alte ist erblichen.

„Wie bat er mich doch überaus:
„„Ich kann dir nur acht Pfennig geben,
Ich habe Kinder noch zu Haus,
Ich flehe, schenke mir das Leben!""

„Mein Herz blieb kalt, ich that den Schlag,"
Da schrie verzweiflungsvoll der Jude:
„„Die Sonne bringt es an den Tag!""
Und fiel und wälzte sich im Blute.

„Ich zerrte ihn hinein die Furch',
Er stöhnte noch dabei ein wenig;
Dann sucht' ich seine Taschen durch,
Und fand auch nur acht rothe Pfennig."

„Ich kam in deines Vaters Haus,
Und hat kein Hahn darnach gekrähet.
O, plaudre es bei Leib nicht aus!"
So sitzt er wieder da und nähet.

Die Frau geht zu der Schwägerin,
Und sitzt mit ihr vertraut beisammen,
Sie reden her, sie reden hin,
Da brennt es sie, wie heiße Flammen.

Sie sagt's, doch Alles im Vertrau'n,
Und im Vertrauen Jene wieder.
Bald wissen es die Nachbarsfrau'n,
Und bald das Städtchen auf und nieder.

Ein fernes Glöcklein wimmert bang,
Der Wandrer hört auf seine Fragen:
„Der Schneider geht den letzten Gang,
Der einst den Juden hat erschlagen!"

„Die Sonne bracht' es an den Tag."
Ja wohl: Kein Faden ist gesponnen
So fein, der da nicht kommen mag
Doch endlich an das Licht der Sonnen.

41. Nütze die Jugend.

Ein alter Mensch stand um die mitternächtliche Stunde einer Winternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer langen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Sternen-Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm, es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und gegen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo sein Vater ihn zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt, der rechts, auf der Sonnenbahn der Tugend, in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfshügel des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischenden Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

'Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!"

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Friedhofe erlöschen und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage! — Er sah einen Stern vor ihm fliehen und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich," sagte sein blutendes Herz und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Einbildungskraft zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig seine Züge an.

Mitten in diesem Kampfe ertönte plötzlich und zufällig eine ansprechende Musik. — Er wurde sanfter bewegt — er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Jugend, fleißige Arbeiter, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese Nacht mit trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich seyn, ihr theuren Aeltern, wenn ich eure Wünsche und Lehren erfüllt hätte."

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde sie durch den Abglauben, der um die mitternächtliche Stunde Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge — und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt. —

Er konnte es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komm' wieder! . . . ."

— Und sie kam wieder; denn er hatte in dieser Nacht nur so geträumt: — er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen; aber er dankte Gott, daß er noch jung war, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reine Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehst! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: „Komme wieder, Jugend" — so würde sie nicht wieder kommen.

42. Der Jüngling am Scheidewege.

„Weiche vom Bösen und thue
„Gutes!"

Ein Jüngling verließ das älterliche Haus, um nach dem Willen seines Vaters sein Glück in der Welt zu suchen. Er kam auf einen Scheideweg, und wußte nicht ob er sich rechts oder links wenden sollte. Während er sich bedachte, kam eine weibliche Gestalt auf ihn zu, dem Ansehen nach schön und reizend, aber dem Gange und Blicke nach sehr unbescheiden.

„Jüngling!" rief sie ihm schon von Weitem zu, „du weißt nicht, welchen Weg du nehmen sollst. Folge mir! Dein Lebenlang soll es dir gut gehen. Siehe, hier diesen schönen Weg, er ist so breit und eben und gar nicht mühsam. Siehe, wie viele Leute auf demselben gehen, und wie vergnügt alle sind." — „Das sehe ich," sagte der Jüngling; „aber sage mir, wer du bist? Und wie ist dein Name?" — „Ich bin das Vergnügen; aber meine Feinde nennen mich das Laster," antwortete sie.

Zu eben dieser Zeit näherte sich auf der entgegengesetzten Seite eine andere weibliche Gestalt dem Jünglinge. Sie war nicht so schön und reizend wie die Erste; ihr Gang war ernsthaft, ihre Stimme sanft, ihr Anblick bescheiden. „Guter Jüngling!" sagte sie, „laß dich von dieser Verführerin ja nicht irre leiten; du gehst in dein Verderben, wenn du ihr folgst. — Zwar ist der Weg, den sie dir zeigt, breit und eben, und Viele wandeln darauf; ach, die Unglücklichen! sie wissen nicht wohin sie gehen. — Das Ende ihres Weges ist Tod, Verderben und Elend. Wolltest du wohl selbst in dein Verderben eilen? — Ich rathe dir, betritt diesen gefährlichen Weg nicht, sondern folge mir, wenn du in das Land des Friedens und des dauernden Glückes gelangen willst. Und das willst du doch?" „Aber wie ist dein Name?" fragte der Jüngling. „Ich bin die Tugend," sagte sie, „und der Weg, aufwelchem ich dich zum Glück und Heil führen will, ist der hier auf meiner Seite."

„Ein schöner Weg!" schrie hier das Laster. Sieh' nur einmal, wie schmal, wie uneben, wie bewachsen mit Dornen er ist! Willst du

gern deine Füße verletzen und durch Bergsteigen ermüden? — Sieh' nur, wie Wenige darauf gehen!" —

„Ich will dir nicht schmeicheln," sagte die Tugend zu dem Jünglinge; „ich will es dir nicht verhehlen: mein Weg ist schmal, uneben und beschwerlich. Was würde es auch nützen, wenn ich dich betrügen und dir das als leicht vormalen wollte, was doch nicht leicht ist! Wenige auch gehen auf meinem Wege; das ist Alles wahr; aber Keinen noch hat es gereuet, ihn betreten zu haben. Du mußt aber nicht nur den Weg betrachten, du mußt auch darauf sehen, wohin er führt, Erhebe deine Augen gegen jenen Berg! Siehst du dort die herrliche Stadt, welche dir entgegen glänzt? Dieses ist das Ziel meines Weges, die Wohnung der Glückseligkeit." — „Und kein anderer, als dieser harte, mühsame Weg führt zu dieser schönen Stadt?" fragte der Jüngling. „Kein anderer," erwiederte die Tugend. „Gott selbst hat der Glückseligkeit diesen steilen Berg zur Wohnung angewiesen. Wer zu ihr gelangen will, muß diesen besteigen. Alles Gute kostet ja Mühe und Arbeit. Wenn du willst, daß die Erde gute Früchte trage, mußt du sie nicht im Schweiße deines Angesichtes bearbeiten? Wenn du willst, daß man dich in deinem Vaterlande ehre, mußt du dich nicht bemühen, recht viel Nützliches zu schaffen und zu wirken? — Und für eine immerwährende Glückseligkeit wolltest du nichts thun?"

„Aber betrachte nur den harten und beschwerlichen Weg, den dich die Tugend führen will," fiel hier das Laster ein, „und vergleiche damit meine ebene bequeme Bahn!"

„Ich habe es dir aufrichtig gesagt," fuhr die Tugend fortzusprechen, „daß mein Weg nicht leicht und bequem ist; aber du mußt dir auch nicht einbilden, daß er dir immer so beschwerlich vorkommen werde. Aller Anfang ist schwer; aber durch Uebung wird auch das Schwerste leicht. Wie Viele sind mir schon gefolgt, welche die ersten Tage kaum fortkommen zu können glaubten, und welche jedesmal nur einen kleinen Raum zurücklegten; aber ihre Kräfte wurden von Tag zu Tage stärker; und welche Freude, wenn sie wieder eine Anhöhe erstiegen hatten, wieder um einen Tag ihrem Ziele näher gekommen waren! — Wollten sie auch ermüden, fing der Muth zu sinken an, so sahen sie nur mit einem Blicke auf die herrliche Stadt, und ihr Muth und der Vorsatz fortzuschreiten, erneuerten sich. Diese Mühseligkeit, sagten sie, ist kurz; aber der Gewinn dauert ewig. Je näher sie ihrem Ziele kamen, um so freudiger setzten sie ihren Weg fort."

„Und dein Weg," sprach der Jüngling, indem er sich zu dem Laster wendete, „dein Weg führt in das Thal des Verderbens. Der Anfang ist so lachend, und das Ende so traurig." „Wer wird auch immer an das Ende denken?" erwiederte das Laster. „Genug, daß mein Weg jetzt fröhlich und bequem ist." „Nein," rief der Jüngling aus, „da müßte ich der größte Thor seyn, wenn ich ein kurzes, bald vorübergehendes Vergnügen einer langen, immerwährenden Glückseligkeit vorzöge! — Tugend ich folge dir! Reiche du mir deine Hand, und sey meine Führerin!"

„Und du willst es mit der kleinen Zahl halten?" rief ihm das Laster noch nach, „und siehst nicht auf das Beispiel der großen Schaar, die mir nachfolgt?"

„Was hälfe es mir," antwortete der verständige Jüngling, in noch so großer Gesellschaft mich in's Verderben zu stürzen? Lieber mit der kleinen Zahl glücklich, als mit der großen unglücklich und elend seyn! „Dank dir," sagte er nun zu seiner erwählten Führerin, „Dank dir, göttliche, holde Tugend, daß du mich von den Lockungen und Vorspielungen dieser Verführerin errettet hast! — Verlaß mich nie, leite immer meine Schritte und wenn ich ermüde oder falle, so erhebe und stärke mich."

43. Selbsterkenntniß und Selbstprüfung.

Chilon, ein griechischer Weltweiser, pflegte unter den Lehren der Weisheit und Tugend, die er seinen Schülern gab, ihnen besonders oft in Erinnerung zu bringen: „Seyd aufmerksam auf euch selbst!" — Ein anderer griechischer Weiser, Thales, sagte: „Es ist schwer, sich selbst zu kennen, aber es ist auch vortheilhaft. Unverständige Leute halten es zwar leicht, weil sie sich selbst schmeicheln und die häßliche Gestalt ihres Herzens nicht sehen wollen." —

Als der Grieche Demonax gefragt wurde, wann er angefangen hätte, vernünftig und richtig zu denken, antwortete er: „Damals, als ich anfing mich selbst kennen zu lernen." —

An dem zu Delphi in Griechenland erbauten Tempel des Apollo, der bei den Griechen der Gott der Weisheit war, war mit großen goldenen Buchstaben die Regel eingehauen: „Erkenne dich selber!" Dadurch wurde öffentlich angedeutet, daß sie eine Hauptregel für jeden sey, der weise werden wolle. —

Auch die vornehmsten griechischen Weisen: Pythagoras, Sokrates, Plato lehrten, diese Regel sey vom Himmel gekommen, und fasse alle Weisheit in sich. Sie behaupteten frei, daß die klügsten Männer, durch alle ihre Lehren und Ermahnungen, das menschliche Geschlecht nicht eher bessern würden, als bis sie selber, und die, welche sie weise und tugendhaft machen wollten, anfingen, die Vorschrift auszuüben: Lerne dich selbst kennen!" —

Schon in unserer Kindheit müssen wir anfangen, uns selbst kennen zu lernen. Wer zu der richtigen Erkenntniß seiner selbst gelangen will, der muß öfters untersuchen, wie er gegen Gott und seine Nebenmenschen gesinnt ist; — ob sein Leben gut oder böse, ob es nach den Geboten oder wider die Gebote Gottes geführt wird; — ob er nicht das gethan, was er zu unterlassen schuldig ist; — mit einem Worte — er muß sich selbst prüfen. —

Darum gaben auch schon viele weise Männer unter den Heiden ihren Schülern die Lehre, täglich eine aufrichtige Prüfung ihrer selbst anzustellen, und sie selbst übten sich auch täglich in dieser Tugend.

Der griechische Weise Pythagoras sagte: „Laß den Schlaf nicht über deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast! Frage dich: Worin war ich heute nachlässig? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? Auf diese Weise fange bei der ersten Verrichtung des Tages an und fahre fort bis zur letzten; — und dann betrübe dich über das Böse, und freue dich über das Gute." —

Der ältere Cato, ein Römer, dessen Sitten so streng nach den Vorschriften der Tugend, Gerechtigkeit und Mäßigkeit eingerichtet waren, hatte auch die löbliche Gewohnheit, sich jeden Abend dessen, was er gesagt, gehört oder gethan hatte, zu erinnern. —

Seneca erzählte von sich: „Wenn das Licht weggenommen ist, alsdann überdenke ich meinen ganzen Tag, ich prüfe alle meine Handlungen und Reden, ich verberge nichts vor mir, ich übersehe nichts."

44. Selbstbeherrschung.

Ein junger Mensch von fünfzehn Jahren verlor seinen Vater, der ihn sehr streng gehalten hatte. Nun hoffte er, mehr Freiheit zu bekommen; allein seine Mutter hielt ihn eben so streng. Dieß schien ihm unerträglich, und er faßte den Entschluß, davon zu laufen. Er hatte

einen Verwandten, der dreißig Meilen weit wohnte; zu diesem wollte er sich begeben. Er machte sich auch wirklich auf den Weg. Aber er hatte nur ein paar Gulden in der Tasche, und dieß kleine Reisegeld war gar bald verzehrt. Den dritten Abend hatte er keinen Kreuzer mehr, auch keinen Bissen Brod; und seine Reise war doch erst halb zurückgelegt. Jetzt sah er ein, daß er einen thörichten Streich begangen hatte, und gerieth in große Angst und Verlegenheit.

Er sah ein Dorf und ein schönes Wirthshaus vor sich; allein was half es ihm? Ohne Geld konnte er doch nicht hineingehen. Unter diesen Gedanken sah er einen Müller an seiner Hausthüre stehen, grüßte ihn und bekam einen so freundlichen Dank, daß er Zutrauen zu ihm faßte. Er ging zu ihm hin, stellte ihm seine Lage vor, und bat ihn um ein Nachtquartier. Der Müller war ein leutseliger Mann; er nahm den Knaben willig auf, ließ ihn mit sich zu Nacht essen, und machte ihm ein Lager von Federbetten hinter dem Ofen auf der Bank.

Das Getöse der Mühle ließ den fremden Gast nicht viel schlafen. Er lag also unter allerlei Gedanken und Sorgen. Endlich hörte er neben sich an der Wand etwas picken. Er war allein im Zimmer und stand also auf, um zu sehen, was es wäre. Da der Mond hell schien, so konnte er eine silberne Taschenuhr erkennen. Jetzt fiel ihm sogleich ein, daß er sich aus seiner Verlegenheit helfen und zureichendes Reisegeld bekommen könnte, wenn er die Uhr nähme, sich damit bei Nacht davon machte, und dieselbe dann unterweges verkaufte. Es schien ihm auch ganz leicht diesen Entschluß auszuführen, denn das Fenster der Stube, worin er war, ging in den Garten, und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben. Er konnte also leicht entfliehen.

Allein sein Gewissen machte dagegen wichtige Einwendungen. Er hatte zwar vorher Kleinigkeiten entwendet, aber doch noch keine Sache von so großem Werthe. Sein Gewissen empörte sich also sehr heftig gegen diesen Diebstahl, zumal, da der Müller ihn so liebreich aufgenommen, so gut bewirthet, und ihm das ganze Zimmer mit Allem, was darin war, anvertraut hatte. Es war also kein bloßer Diebstahl, was er im Begriffe stand zu thun, sondern auch schändlicher Undank gegen seinen Wohlthäter.

Sein Gewissen und seine böse Begierde waren jetzt gleichsam im heftigen Kampfe miteinander. Bald hatte dieß, bald jenes die Oberhand. Wohl zwanzig Male streckte er die Hand nach der Uhr aus, und zwanzig Male zog er sie auch wieder zurück. Doch endlich überwand er seine böse

Begierde glücklich. Er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Aber er merkte auch, daß seine Begierde ihm die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, und beschloß deßwegen, eiligst von dannen zu fliehen.

Diesen edlen Entschluß führte er auch sogleich aus. Geschwind zog er seine Kleider an, öffnete das Fenster, sprang hinaus in den Garten, und von da über die Mauer. Jetzt befand er sich auf der Landstraße. So schnell entflieht kein Dieb nach vollbrachtem Raube, als dieser Mensch floh, um kein Dieb zu werden.

Doch kaum war er einige hundert Schritte weit gegangen, so erwachte seine böse Begierde wieder. Es reuete ihn, daß er die Uhr nicht mitgenommen hatte, weil er doch so glücklich entkommen war. Er stand still, und — wünschte sich wieder in des Müllers Stube. Ja, er war schon im Begriffe, wieder umzukehren, wieder über die Mauer und zum Fenster hineinzusteigen und die Uhr zu holen.

Allein sein Gewissen mahnte ihn auf's Neue an den heiligen und gerechten Gott, und er gab ihm Gehör und wandelte seinen Weg in der Nacht fort. Jetzt ging der Mond unter, der Himmel wurde mit Wolken bedeckt, es ward ganz finster und er kam von der Straße ab. Er verirrte sich und gerieth in Sümpfe; doch erreichte er endlich eine Anhöhe. Hier legte er sich ermüdet nieder und schlief ein.

So lag er ungefähr drei Stunden. Indessen ward es Morgen; die Sonne ging auf, und ihre Strahlen weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, und sah mit entsetzlichem Schrecken, daß er unter dem Galgen lag. Ein Dieb hing über ihm, eine ganze Schaar schreiender Raben sammelten sich um denselben. Erschrocken sprang er auf, zitterte und bebte am ganzen Körper. Jetzt fiel ihm ein, wie nahe er heute Nacht daran gewesen, einen Diebstahl zu begehen. — Er fiel nieder, dankte Gott, daß er ihm Kraft gegeben, seiner Begierde Herr zu werden. Zugleich gelobte und schwur er, nie wieder einen Diebstahl zu begehen, weil ihn Gott jetzt so nachdrücklich von diesem Laster gewarnt hatte, eilends zu seiner Mutter zurückzukehren und sich in ihre wohlgemeinte Strenge willig zu fügen. Und er hielt auch seinen Eid.

45. Widerstehe der Versuchung.

Ein armer Schornsteinfegerjunge mußte bei einer vornehmen Dame den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zum Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen und kostbaren Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Unter Anderm fiel ihm vorzüglich eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr in die Augen. Mit zitternder Neugier nahm er sie in die Hand; — da stieg nun der Wunsch in ihm auf: „Ach, wenn du nur auch eine solche Uhr hättest!"

Nach einer kleinen Weile dachte er: „Wie, wenn du sie mitnähmest? — Aber, pfui, da wärest du ja ein Dieb! — Doch Niemand würde es ja wissen," dachte er weiter. Allein in eben demselben Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin und eilte zurück in den Schornstein.

Als er aber nach Hause gekommen war, konnte er die Uhr immer noch nicht vergessen. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden; aber umsonst. Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn Einer mit Gewalt zurückzöge. Er konnte des Nachts darüber nicht schlafen und beschloß, wieder hinzugehen, um sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er Alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, daß er allein sey. Schüchtern trat er zu dem Tische, worauf die Uhr lag. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch größere Kostbarkeiten, als: diamantene Ohrringe, Armbänder und andere derartige Dinge erblickte.

„Soll ich?" sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder zitterten. „Soll ich?"

„Aber wäre ich da nicht ein abscheulicher Mensch mein Leben lang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnt' ich wohl jemals wieder einem Andern frei in's Angesicht sehen? Wohl wahr! Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken. Und wenn ich nun entdeckt würde? Aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht's ja Niemand. Niemand? Sieht es aber Gott denn nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?" Bei diesen Worten überlief ihn ein eiskalter Schauer. „Nein," sagte er, ndem er die Diamanten wieder hinwarf, „lieber arm, und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht!" Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Dame, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles Dieses mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ ihn am folgenden Tage zu sich kommen. „Höre, Kleiner," sagte sie zu ihm, da er zu ihr in's Zimmer trat, „warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht?" Der Knabe fiel vor ihr auf die Kniee nieder und konnte vor Angst kein Wort sprechen. „Ich habe Alles gehört," fuhr die Dame fort; „danke Gott, mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten. Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich nähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Uebelthat einfallen möge." Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen.

Die Dame hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde gut erzogen, und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zu einem braven, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

46. Tod und Leben hängt von der Gewalt der Zunge ab.

„Welche Sorgfalt," sagte Rabbi Simeon, „hat nicht der allweise Schöpfer bei dem vorzüglichsten Werkzeuge der Sprache bewiesen! — Alle anderen der vornehmsten Glieder des Leibes liegen frei nach Außen und haben verschiedene Richtungen. Nur die Zunge ist in einer Höhle und liegt flach auf, daß sie immer ruhig und still bleiben kann. Und damit sie immer in ihren natürlichen Schranken bleiben mag, hat er sie mit zwei Wänden umgeben. Die eine ist von Elfenbein, die andere von weichen Stoffen *). Um aber auch ihr heftiges Feuer zu mäßigen, umschlang er sie mit einem immer fließenden Bächlein **). Und ungeachtet aller dieser göttlichen Fürsorge stiftet sie doch großes Unheil! Wie manches Elend wird durch sie entzündet, wie manche Zerstörung bewirkt!"

*) Die Zähne und Lippen.

**) Die Speicheldrüsen.

47, Eitelkeit.

Rabbi Jehosua, der Sohn Chananjah's, gehörte zu den Männern, deren Geist schöner gebildet ist, als ihr Körper. Er sah so schwarz aus, daß ihn manche Leute den Grobschmied nannten, und die Kinder mit ihm zum Fürchten brachten.

Aber er besaß Weisheit und Wissenschaft, fast alles Volk liebte und achtete ihn, und der Kaiser Trajan hielt gar große Stücke auf ihn. Als er aber eines Tages am Hofe war, spottete die Tochter des Kaisers über seine Häßlichkeit. „Rabbi," sprach sie zu ihm, „wie kommt es doch, daß so hohe Weisheit in so schlechtem Gefäße verborgen ist?" Jehosua aber antwortete und bat sie, ihm zu sagen, in welchen Gefäßen ihr Vater den Wein bewahre. — „Ei, wie in anderen, als irdenen?" sprach die Prinzessin. „O," rief da der Rabbi, „thun doch dieß auch die gemeinen Leute! Der Wein des Kaisers sollte wohl in besseren Gefäßen bewahrt werden!" Die Prinzessin glaubte, daß er dieß ernst gemeint habe, nahm es zu Herzen, und befahl eine Menge des Weines aus den irdenen Krügen in silberne und goldene Gefäße zu schütten. Doch bald nachher kostete sie den Wein und fand ihn sauer und schal. „Jehosua," sagte sie da zu ihm, „was hast du mir für einen feinen Rath gegeben? Weißt du auch, daß mir der Wein in den silbernen und goldenen Gefäßen verdorben ist?" — „So hast du gelernt," entgegnete der jüdische Weise, „daß sich derselbe in geringen Gefäßen am Besten bewahren läßt. Eben so ist es mit der Weisheit!" —

„Weiß ich doch auch, daß viele Männer weise und dennoch schön gebildet gewesen sind!"

„Wohl wahr!" entgegnete der Rabbi. „Aber höchst wahrscheinlich würden sie noch weiser gewesen seyn, wenn sie minder schön gewesen wären."

Er wollte damit andeuten, daß Schönheit gemeiniglich die Eitelkeit zur Begleiterin hat, und diese leitet, wie wir wohl wissen, nicht sehr zur Weisheit!

48., Geize mit deinen Kenntnissen nicht nach Ehre und Gewinn.

Hillel sagte: „Wer nach Ehre geizt, verliert sie; wer seine Kenntnisse nicht erweitert, vermindert sie. Wer nicht Weisheit zu lernen

strebt, fällt dem Tode anheim. Wer die Krone der Weisheit zum Werkzeuge des Gewinns machen will, wird unweise seyn."

Wohl mag der Ehrgeiz uns zu großen, edlen Thaten spornen, doch nimmer kann er uns weise und tugendhaft machen, denn die Tugend kennt keinen andern Beweggrund, als den, gut zu handeln. Dem folgt dann die Ehre nach, aber sie ist nicht das Ziel. Wer nach Ehre strebt, wählt auch selten unter Mitteln die besten, sie zu erwerben, und werden die wahren Beweggründe entdeckt, dann trifft Verachtung den Ehrgeizigen, statt daß er Beifall erwirbt.

Auch die stärksten Eindrücke schwinden aus dem Gedächtnisse. Gegen diese Schwäche des Geistes siegt am Besten die Erweiterung der Kenntnisse. Mit jedem neuen Gegenstande, den wir kennen lernen, wird der Kreis unserer geistigen Thätigkeit erweitert. Wir erheben und stärken dadurch unsern Geist; was wir lernten, bleibt fester und dauernder.

Worin besteht unser Vorzug vor den übrigen lebendigen Geschöpfen? Ist es nicht die Weisheit? Sie macht das Leben wahrhaft schätzbar. Jeder Mensch, welcher die Gaben benützt, die ihm Gott zum Gebrauche gab, kann in einigem Grade weiser werden, und wer sie gänzlich vernachläßiget, tödtet sich selbst.

Doch soll die Krone der Weisheit (die Kenntniß des Gesetzes &c.) nicht zu eigennützigen Zwecken benützt werden. Man muß sie frei und so uneigennützig mittheilen, als sie vom göttlichen Urheber geschenkt ward.

49. Arbeitsamkeit und Treue in Erfüllung unseres Berufs.

In Paris wurde ein Prediger zu einem Kranken in einer der Vorstädte gerufen, in welcher fast lauter arme Leute wohnen. Er fand ihn in einer elenden Hütte, auf einem Haufen schlechten Strohes mit Lumpen zugedeckt. In der Stube war kein Stuhl, noch sonst ein Hausgeräth zu sehen; weil man das Wenige, was da gewesen war, verkauft hatte, dem Kranken einige Stärkung zu verschaffen. An den leeren Wänden hingen noch zwei Beile und eine Säge.

„Mein Freund," redete der Prediger den Kranken an, „danket nun Gott für die Güte, daß er Euch aus dieser Welt hinwegnimmt, wo Ihr in lauter Elend schmachtet."

„Elend?" erwiederte der Kranke mit schwacher Stimme; „Sie irren sich, mein Herr! Ich habe vergnügt gelebt, und nie über mein

Schicksal geklagt. Haß und Neid waren mir unbekannt. Des Tages ermüdete ich bei der Arbeit; aber des Nachts schlief ich ruhig. Das Werkzeug dort verschaffte mir meine Nahrung, und weil ich immer gesund war, sehnte ich mich nicht nach dem Tische der Reichen, die öfter krank sind, als unser Einer. Sollte ich wieder genesen, was ich zwar nicht glaube, so arbeite ich wieder und preise Gott, der mir aufgeholfen."

Der Prediger wußte fast nicht, was er einem Sterbenden, der so gefaßt war, sagen sollte. Er fuhr fort: „Ob Ihr aber gleich in Eurem Leben nicht unglücklich gewesen seyd, so solltet Ihr doch bereit seyn, es zu verlassen, wenn es Gottes Wille ist."

„Ganz gewiß," antwortete er mit ruhigem Tone und Blick. „Wir müssen ja Alle sterben — und habe ich fromm zu leben gewußt, so weiß ich nun auch zu sterben. Ich danke Gott, der mir das Leben gegeben, und mich jetzt durch das dunkle Thal des Todes leitet. — Lange wird es nicht mehr — der Augenblick — ist da — guter Gott. — Lebt wohl!" — Und somit verschied er. —

Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung seh'n;
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben! —
Gott! Lehre diesen Weg uns geh'n!

50. Arbeite, so lange deine Kräfte es gestatten.

Der Kaiser Hadrian ging an Tiberias in Galiläa vorüber und sah hier einen alten Mann, der einen großen Graben auswarf, um Feigenbäume darein zu pflanzen.

„Hättest du den Morgen deines Lebens gut angewendet," rief ihm des Kaiser zu, „so dürftest du nicht jetzt, am Abende deiner Tage, so sauere Arbeit verrichten!"

„Ich habe meine Jugendjahre wohl benützt," antwortete der Mann; „aber der Abend meines Lebens soll auch nicht unnütz hingehen. Gott überlasse ich, was er für's Beste hält!"

„Wie alt magst du wohl seyn?" fragte der Kaiser.

„So ein hundert Jahre!"

„Hundert Jahre?! Wie? So alt bist du und pflanzest noch Bäume. Kannst du denn noch hoffen die Früchte deiner Arbeit zu genießen?"

„Großer König," antwortete der alte, grauhaarige Mann, „ich hoffe es allerdings. Wenn Gott es mir gönnen würde, so könnte ich wohl noch die Frucht von diesen Bäumen essen; wenn nicht, so laben sich meine Kinder daran. Haben nicht meine Väter Bäume für mich gepflanzt, und sollte ich nicht dasselbe für meine Kinder thun?"

Dem Kaiser gefiel des ehrlichen Greises Gegenrede. „Nun Alter," sagte er, „solltest du es noch erleben, daß du von diesen Bäumen Früchte siehst, so laß es mich wissen. Hast du es gehört?"

Mit diesen Worten verließ er ihn. Der alte Mann aber lebte lange genug, die Früchte seines Fleißes zu sehen. Die Bäume blühten und trugen herrliche Feigen. Als sie vollkommen reif waren, nahm er die schönsten derselben, that sie in ein Körbchen und wanderte nach dem Orte hin, wo sich der Kaiser aufhielt. Hadrian aber sah gerade aus dem Fenster seines Palastes, und als er einen vor Alter gebeugten Mann mit einem Korbe auf dem Rücken am Thore sah, befahl er, ihn gleich in das Zimmer hereinzuführen.

„Was bringst du, Alter?" rief er ihm entgegen.

„Möge es dem Kaiser, meinem Herrn gefallen, sich zu erinnern," erwiederte dieser, „wie er einst einen sehr alten Mann Bäume pflanzen sah und vom ihm verlangte, sich zu zeigen, falls er noch Früchte davon ernten würde. Ich bin dieser alte Mann und hier sind die Früchte dieser Bäume. Nimm sie gnädig als ein demüthiges Zeichen der Dankbarkeit für deine große Herablassung an."

Hadrian freuete sich, ein so außerordentliches Beispiel von Lebensdauer zu sehen, die noch mit dem völligen Gebrauche der Seelenkräfte und achtbarer körperlicher Thätigkeit verknüpft war. Er ließ den alten Mann niedersitzen, das Körbchen von den Früchten leeren, und es ihm mit Gold gefüllt zurückgeben. Einige Hofleute waren Zeugen des ungewöhnlichen Auftritts und riefen: „Ist es möglich, daß unser großer Kaiser einem verächtlichen Juden so viel Ehre anthut?"

„Warum sollte ich Den nicht ehren, den Gott so geehrt hat?" erwiederte ihnen Hadrian. „Seht sein Alter an und ahmet sein Beispiel nach!"

Und damit entließ der Kaiser den Greis höchst gnädig, und hoch erstaunet und vergnügt wanderte er nach Hause.

51. Weise Sparsamkeit.

Als man einst in England das große Armenhaus zu Bedlam errichten wollte, wurde eine Collecte veranstaltet, und in der Stadt London Abgeordnete umhergeschickt, die von Haus zu Haus gehen und von Jedem einen kleinen Beitrag nach Jedes Vermögen dazu erbitten sollten. Bei diesem Geschäfte kamen sie an ein kleines, ziemlich armseliges Haus, das halb offen stand; sie gingen hinein, und hörten einen Mann in der Küche auf seine Magd schmälen, weil sie ein Stück Kien, womit sie Feuer angezündet, nicht wieder ausgelöscht, da sie doch noch drei Male damit hätte Feuer anzünden können. „Nun,“ dachten sie, „da wird's gut ausfallen; vermuthlich lose Worte, statt der harten Thaler!“ — Indessen kam der Mann, nöthigte sie in sein Stübchen, und nachdem er ihren Auftrag ganz stille angehört, stand er auf, ging nach einem Wandschränkchen und zählte 400 Guineen hin. Die Männer konnten ihr Erstaunen darüber nicht verbergen, und gestanden ihm aufrichtig, daß sie nach dem Zwiste, den er mit der Magd kurz vorher gehabt, und den sie gehört, eine solche Großmuth nicht erwartet hätten.

„Und ich wundere mich über Ihr Erstaunen,“ sagte der Mann, „da Sie so verständige und weise Männer zu seyn scheinen. Würde ich solche Wohlthaten ausüben können, wenn ich es nicht so machen und alles Unnöthige ersparen würde?“

52. Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will. Dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der Eine macht sich Feinde, der Andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind, als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. — Jenen lohnt am Ende die Frucht, Diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichsten Sinne lachende Erben.

53. Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und ein Landmann war schon hinausgegangen, zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheune und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle, denn er war reich, aber sein Herz war ungenügsam und karg, und voll irdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeinde und sagte: „Die Erde bringt auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer und bald werden die Schnitter reiche Garben binden.“

„Wohl wahr,“ erwiederte der Landmann; „man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.“

Da antwortete der edle Lehrer und sprach: „Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde der todten Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt des Samens nur ein Wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfing so viel, und bringt oft so wenig.“

Diese Rede traf das Herz des kargen Landmanns, und er fühlte sich beschämt; denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage, und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Scham und sprach zu dem Lehrer: „Wohl sollte Jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deßhalb soll der Mensch im Schweiße seines Angesichts arbeiten, daß er sich selber das Nützlichste reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur ein Halm zu seyn.“

Aber der Lehrer sagte darauf: „Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich Aehre an Aehre, auf daß Viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Kornfeld wächs't ohne menschliches Zuthun von selber, und bringt den Halm und die Aehre, und die Tage der Ernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Kornblume, den rothblühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel empor schwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas Anderes gibt, als den Staub der Furche und die Aehre, die aus ihm empor wächs't, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht das Schöne vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe."

Also redete der edle Lehrer. Aber den kargen Landmann verdroß die Rede, und er vernahm sie mit finsterer Stirne und ging von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

54, Der Gewinn in der Lotterie.

Vor Kurzem besuchte ich in einem benachbarten Städtchen, in welchem ich eine Zeitlang gelebt hatte, einen von ehemals her mir wohlbekannten biedern und verständigen Handwerker. Der Mann empfing und unterhielt mich sehr freundlich, und erzählte mir am offenen Fenster mit Hinweisung auf manches Haus, dessen Bewohner nicht mehr die vorigen waren, die wichtigsten Veränderungen in der Stadt, die ihm sogleich einfielen. Mit einem Male machte er mich auf eine traurig daher wandelnde Arme aufmerksam. Daß sie eine Arme war, verrieth ihr zwar reinliches, aber sehr verwaschenes und ausgebessertes Gewand, dessen ganze Beschaffenheit zeigte, daß es ein Ueberbleibsel aus bessern Zeiten sey, mit welchen es verging. Ihr Antlitz war blaß, ihre Geberden trübe, und ihre Begrüßung einiger Nachbarn verschämt und auffallend demüthig. Als sie uns einen guten Tag bot, glaubte ich in ihrem Blicke mit dem beklommenen Kummer sich einen Zug von Dankbarkeit gegen meinen Wirth mischen zu sehen.

„Was denken Sie von ihr?“ fragte der Mann, als sie vorüber war.

„Das Gefühl von Trauer und Hilflosigkeit, die um Trost und Beistand zu flehen schien, und die Unschuld und Würde, die aus ihren Augen sprach, lassen mich vermuthen, daß sie eine Unglückliche ist,“ war meine Antwort.

„Ja,“ erwiederte der Handwerker, „unglücklich und arm durch einen Gewinn in der Lotterie.“

Ich bezeigte Neugier; der Mann machte das Fenster zu, setzte sich mit mir an demselben nieder, und erzählte Folgendes:

„Die Arme war eines der tugendhaftesten Mädchen der Stadt. Ihre Aeltern, weitläufige Verwandte von mir, waren unvermögende Handwerksleute, hatten aber doch ihr Auskommen. Sophie war einem jungen Tischler, Sillner mit Namen, zur Frau bestimmt.

Da traf ich eines Abends einen Mann bei den Aeltern, den ich fast nirgends gern sehe. Der Mensch hatte sein achtbares und nährendes Gewerbe aus Neigung zum unstäten Herumlaufen aufgegeben, und lebte von leichter Mühe. Er war Mäkler und Freiwerber, angelte einige Stunden des Tages, fütterte junge Vögel auf und lehrte sie Liedchen pfeifen, ließ bisweilen einen Luftball steigen, oder brannte ein paar Feuerräder ab für Geld, und trieb Allerlei, nur nicht, was er sollte. An jenem Abende stand der Mann am Tische mit einer ganzen Hand voll Loose, die er einem weisen und wohlthätigen Gesetze zuwider für eine ausländische Lotterie zu seinem Vortheile unterzubringen suchte, und schwatzte gar viel mit süßem Lächeln und glatter Zunge, wie ungewöhnlich es sey, zu verlieren, wie viele vermögende Leute auf Erden ihre Reichthümer bloß durch die Lotterie hätten, und wie groß die wahrscheinliche Freude seyn müsse, das höchste Loos zu ziehen. Ich sagte meine Meinung ruhig, doch ernstlich. Ich bin nun einmal sehr gegen das Lotteriespiel. Ich habe so manche Menschen gekannt, die dadurch Habe und Gut und Ruhe und Tugend verloren. Die stete Hoffnung und das Vertrauen auf etwas Ungewisses, das gar nicht in unserer Gewalt ist, macht, daß man am Ende die Zuversicht zu sich selbst, und das Bauen auf das Gewisse, auf geschickten Fleiß und verständige Sparsamkeit aufgibt. Man wirft weg, was man zwischen den Fingern hat, und greift nach dem, was tausend Hände zu haschen sich ausstrecken, in die Luft; man läßt die gesunde Hausmannskost verderben, und vertröstet seinen Hunger auf Leckerbissen, die hernach kommen sollen, und wenn sie

nicht kommen, so rauft man die Haare. Es ist ein kläglicher Zustand, immer nur in einer Erwartung glücklich zu seyn. Und wenn die Erwartung erfüllt wird — ich mag's wohl sagen, ich zittre vor plötzlichem Reichwerden. Wer von vermögenden Aeltern abstammt, wird meistens auch zur Verwaltung der Güter erzogen; wer durch Mühe und Geschick reich wird, kann das Erworbene vermittelst derselben Kraft wohl gebrauchen, durch die er es erwarb. Wem aber eine Erbschaft oder ein Gewinn volle Beutel zuwirft, der ist in großer Gefahr. Ich habe nur Wenige gekannt, die mit dem, was ihnen in die Tasche fiel, ohne daß sie recht wußten, wie es hineinkam, zu wirthschaften verstanden. Ich habe Viele an einer Erbschaft frühzeitig hinsterben und Viele ein paar Jahre schwelgen und Anderen zum Trotze und Aergernisse leben, und dann betteln sehen. Das Alles setzte ich ordentlich und so gut ich konnte auseinander. Aber ein Lappen Löschpapier, worauf ein Lotterieplan abgedruckt ist, und ein baares Goldstück gilt, hat über manche Herzen eine unbeschreibliche Gewalt. Das Lächeln des Mannes mit den Loosen, und sein Achselzucken über meine Kurzsichtigkeit, so wie die kalte Zuversicht, mit welcher er erklärte, daß Hunderte bereit wären, den von ihm bloß aus Freundschaft dargebotenen Vortheil in Empfang zu nehmen, siegten bei Sophien's Aeltern über meine Gründe. Man setzte zuletzt nur das entgegen, daß der Ueberfluß doch zu einer wohlthätigen Anstalt — ich weiß nicht, was für eine man mir nannte — bestimmt sey. Ich habe für jede gute Absicht alle Achtung, gab ich zur Antwort; darum aber kann ich doch einsehen, daß dieses oder jenes Mittel, das man für sie anwendet, nicht das beste ist. Wenn ich mich z. B. drauf legte, reicher Leute wohlgeputzte Kinder in mein Haus zu locken, und ihnen dann für ein wenig Obst, für ein Schnittchen Mandeltorte oder ein Zuckerbrod, oder nur durch allerlei Versprechungen von Spielwerken und Näschereien die Röcke und Westen vom Leibe schwatzte, um arme Kinder damit zu kleiden, das würde man doch keine wohlthätige Anstalt nennen? — Ei, das Gleichniß paßt nicht! rief man mir entgegen. Ich blieb dabei, es passe, wie Gleichnisse zu passen pflegen, größten Theils.

So stritten wir lange hin und her. Endlich entschloß sich der Mann mit den Loosen zu gehen. Ehe es aber dazu kam, entschlossen sich Sophien's Aeltern auch, zu gehen, an den Schrank nämlich. Was nun da war, wurde zusammengesucht, bis auf den Inhalt der großväterlichen Sparbüchse, einige alte Münzen und verschiedene Schaustückchen mit Henkeln, die der Mann mit den Loosen dienstfertig verwechselte. An

die Stelle der Sparpfennige wurde nun das Stück Papier gelegt. Und — wenn es nur dabei geblieben wäre! Vielleicht hätte sie der gewöhnliche Erfolg für die Zukunft vorsichtiger gemacht; aber stellen Sie sich das Unglück vor: nach weniger Zeit erscholl das Gerücht, und die Nachbarn klopften und riefen mich an's Fenster, um zu verkündigen, daß das Loos mehr als zwei Tausend Thaler gewonnen habe. Sophien's Aeltern jauchzten mir, als ich zu ihnen kam, mit dem Manne, der der Urheber und natürlich der Mitgenosse des Glückes, und von nun an der erste Freund und Rathgeber des Hauses war, triumphirend entgegen.

Ich freuete mich, wie ich konnte, freilich etwas kalt und furchtsam. Der Vetter ist neidisch, hatten sie bei meinem Weggehen gesagt. Aber da irrten sie, wenn man ein Vetter ist, wie ich bin, wenn man mit Vergnügen arbeitet und das Seinige zu Rathe hält, und gern mit einfacher Kost des Mittags und mit Butterbrode des Abends vorlieb nimmt: so ist man nicht neidisch. Etwas verdrießlich mochte ich wohl ausgesehen haben; denn es war mir bedenklich, daß Sophien's Aeltern den jungen Sillner kaum über die Schultern ansahen, und seine verständigen Reden ein paar Male spitz und wegwerfend beantworteten. Was ich ahnte, geschah: der Freund des Hauses warb um die Tochter für einen Kaufmann, den er eben so, wie vorher sein Loos, anpries, der aber den ganzen Gewinn zur Bedingung machte, weil er gerade so viel nöthig habe, um seine Handlung so recht zu heben. Leute, die über ihren Stand hinaus wollen, lassen sich, wenn es darauf ankommt, ihre Begierde nach Glanz und Ruhm zu befriedigen, die größten Demüthigungen gefallen: so ging es hier. Daß nur das Geld gemeint sey, ward dadurch deutlich erklärt; Sophie weinte und jammerte; aber ihre Bitten, und meine und anderer Freunde Vorstellungen waren vergebens; die Aeltern bestanden auf dem Kaufmanne, und erschöpften sich bei der Ausstattung, die doch standesgemäß seyn sollte, vollends. — Bleich und krank und abgehärmt war Sophie, als man sie zur Trauung führte mit einem Manne, der nach einigen Jahren den Fall seiner Handlung, der durch jenen Gewinn nur aufgehalten war, sehen mußte, und bald darnach starb. Die Gläubiger drängten sich stürmend von allen Seiten herbei; das Vorhandene reichte nicht einmal halb zur Bezahlung der Schulden zu; und Sophie wäre eine Bettlerin, wenn sie nicht, trotz ihrer schwachen Gesundheit, arbeitete, was sie vermag. Und das Alles — durch den Gewinn in der Lotterie!"

55. Der Trunkenbold.

„Siehe den Wein nicht an, und sage: wie er so roth ist und wie er im Becher glänzet und funkelt; wie glatt gehet er ein. Er wird dich zuletzt beißen, wie eine Schlange, und stechen, wie eine Otter. Deine Augen werden fremde Dinge schauen und dein Herz wird verkehrte Dinge betrachten. Ja, du wirst seyn, wie Einer, der im Grunde des Meeres liegt, oder auf der Spitze des Mastbaumes ruht. Sie schlagen mich, wirst du sagen, aber ich fühle keine Pein; sie klopfen mich, aber ich merke es nicht. O, daß ich erst wieder aufgewacht wäre! dann wollte ich wieder trinken und nach dem Weine trachten!"

„Der Trunkenbold," sagte ein gelehrter Rabbi, „gibt erst sein Geld und dann seine silberne Gefäße hin. „„Kupferne Gefäße,"" spricht er, „„werden doch auch denselben Dienst thun!"" Dann tauscht er für die kupfernen irdene Geräthe ein und sagt: „„O, sie werden mir eben so viel nützen!"" Er würde auch die irdenen hergeben, könnte er dafür zu trinken bekommen. Gleich allen Lastern hängt Trunkenheit dem Manne Zeit seines Lebens an und läßt bis zum Rande des Grabes nicht von ihm ab."

Ein Mann war so dem Trunke zugethan, daß er selbst seinen Hausrath verkaufte, den verderbten Durst zu befriedigen. Seine Söhne hatten die immer wachsende Schwäche ihres Vaters schon lange mit dem tiefsten Kummer gesehen und sprachen unter einander: „Lassen wir unsern Vater noch länger so hinwandeln, so bleibt uns Nichts von ihm zu ererben!" Sie wendeten die sanftesten Mittel an, ihn von einem so verderblichen, häßlichen Wandel zurückzubringen; — allein umsonst. Er fuhr fort, wie bisher, sich zu betrinken. Entschlossen, keine Art, ihn umzuändern, unversucht zu lassen, trugen sie ihn eines Tages, als er ganz betrunken war, auf den Friedhof und legten ihn in eine Höhle, wo die Todten gewöhnlich hineingelegt wurden. „Denn," sagten sie, „wenn er aus dem tiefen Schlafe erwacht, werden ihn die Schreckensbilder, die ihn umgeben, zum ernsten Nachdenken über sein bisheriges Leben bringen, und er wird einer Gewohnheit entsagen, welche so schädliche und nachtheilige Folgen hat. Gern wird er uns auch eine That verzeihen, die, so unehrerbietig sie ist, doch bloß zu seinem Besten dienen soll."

Mit solchen Gedanken verließen sie ihn; am andern Morgen eilten sie zur Höhle, und glaubten, ihren Vater aus Mangel an Speise und Trank schwach, jedoch gewiß nicht betrunken zu finden. Wie sehr sie erstaunten, als sie in die Höhle kamen und ihn mit einer halbgeleerten Flasche an dem Munde, dem Scheine nach, recht zufrieden sahen, kann leichter gedacht, als beschrieben werden. Eine Menge Flaschen, zum Theil leer, zum Theil voll, lagen um ihn herum. Die Söhne sprachen zu ihm, konnten aber keine Antwort erhalten, welche ihnen Licht gab.

Es mochten indessen, während der vorigen Nacht, Leute mit einer Menge Weines gekommen seyn, ihn heimlich in die Stadt zu bringen und die Zöllner zu betrügen. Weil sie aber die Diener des Königs sahen, und entdeckt zu werden fürchteten, bargen sie den Wein in der Grabhöhle, weil ihnen dieß ein Ort zu seyn schien, der nicht leicht durchsucht würde, und gingen fort in der Absicht, ihn bei besserer Gelegenheit in die Stadt zu tragen. Während der Zeit schlief der alte Mann sehr fest, und träumte Nichts von dem, was um ihn her vorging. Und als er am Morgen erwachte, und sich an so finsterm Orte sah, umgeben von den Todten und von ihrem Geruche belästigt, erschrak er zuerst und fürchtete sich. Doch das matte Licht, das ihm seinen düstern Aufenthalt entdeckte, zeigte ihm auch den reichen Vorrath, der in seiner Nähe lagerte. Der Anblick eines so unerwarteten Schatzes erfüllte ihn mit Freude. Er gedachte nicht länger des Todes, noch des Grabes, sondern öffnete eine Flasche nach der andern, leerte deren köstlichen Inhalt aus und war — so trunken wie immer. In diesem Zustande fanden ihn seine Söhne. Von Aerger und Schmerz überwältigt, riefen diese: „Wehe uns! Alle unsere Mühe ist umsonst! Unsere Pflicht ist, seine Schwäche zu verbergen, denn sein Fehler ist unheilbar! Laßt uns ihn nach Hause tragen, und ihm in einem Kämmerlein so viel, als er trinken mag, hinsetzen, daß er nicht länger dem öffentlichen Spotte preisgegeben sey!"

Und also thaten sie; überzeugt, daß von bösen Gewohnheiten selten abgelassen wird, eingewurzeltes Laster aber den Unglücklichen, der ihm ergeben ist, selbst nicht am Rande des Grabes verläßt.

56. Mäßigkeit und Sorge für die Gesundheit.

König Astyages feierte einst seinen Geburtstag. Bei dieser Feier befand sich auch sein Enkel Cyrus. Man trank viel Wein, aber der junge Cyrus trank nicht mit.

Den andern Tag fragte ihn sein Großvater, warum er nicht auch Wein getrunken hätte. „Weil ich gesehen habe," erwiederte der kluge Cyrus, „daß Keiner von Denen, die gestern Wein getrunken haben, bei Verstande geblieben ist!" — —

„Und Keiner" — hätte er noch beifügen können — „heute so munter, so gesund und fröhlich ist, als ich es bin."

Alexander hatte auf seinem Zuge nach Asien der Ada, Königin von Karien, verschiedene wichtige Dienste erwiesen, wofür sie sich auf alle mögliche Art dankbar gegen ihn bezeigte. Einst schickte sie ihm verschiedene Arten von Erfrischungen, allerhand leckerhafte Speisen, und einige Köche, die für die besten gehalten wurden.

Alexander nahm diese Geschenke nicht an, sondern ließ der Königin sagen: „Mein Hofmeister Leonidas hat mich schon früher mit Köchen versehen, indem er mich gelehrt hat, des Morgens recht zeitig aufzustehen und zu arbeiten, um des Mittags mit gutem Appetit zu essen; und des Mittags mäßig zu seyn, um mir ein wohlschmeckendes Abendessen zu bereiten."

57. Zufriedenheit.

In der Küche eines königlichen Schlosses war einmal ein Knabe, der seinen Unterhalt dadurch verdiente, daß er den Bratspieß über dem Feuer drehen mußte.

Einst ging der König vorbei, und erblickte den Knaben bei seiner Arbeit. Weil dieser eine einnehmende Körperbildung hatte, und so heiter und fröhlich aussah, so sagte der König zu sich selbst: „Der Knabe taugt gewiß zu etwas Besserm; ich will einmal mit ihm sprechen."

„Wo bist du her," fragte ihn der König, „und was ist dein Geschäft?"

„Ich bin von . . .," antwortete der Knabe, ohne zu wissen, daß er mit dem Könige redete, „und heiße Jakob, und bin hier Küchenjunge."

„Wie viel verdienst du denn bei deinem Geschäftchen da?" fragte der König weiter.

„Ich verdiene so viel, als der König," erwiederte Jakob.

„Wie viel verdient denn der König?“

„So viel, als er braucht. Und gerade so viel verdiene ich auch,“ war die kluge und wahre Antwort des Knaben. Denn der König hatte zwar weit mehr einzunehmen, aber auch weit größere Ausgaben, so daß er am Ende des Jahres wohl eben nicht mehr übrig hatte, als der Knabe.

58. Genügsamkeit.

Der kleine Joseph hatte wohlbeahnde Aeltern, und wurde von ihnen standesgemäß erzogen. Sie suchten ihm aber auch frühzeitig fromme Gesinnungen einzuflößen, und sagten ihm insbesondere sehr oft, daß er sich nur ganz allein auf Gott, und nicht auf irdische Güter verlassen solle.

Joseph merkte sich das, ob er gleich damals noch nicht einsah, warum seine Aeltern ihm gerade diese Ermahnung so oft wiederholten.

Es dauerte nicht lange, so entstand ein Krieg, in dem Joseph's Aeltern das Unglück hatten, daß ihr Haus angezündet wurde, und abbrannte. Sie geriethen dadurch in dürftige Umstände; behielten jedoch noch so viel übrig, daß sie, wiewohl äußerst sparsam, davon leben konnten.

Joseph mußte nun einen schlechten Rock anziehen und mit geringer Kost vorlieb nehmen. Manche von seinen Mitschülern, die ihn schon vorher wegen seines ernsthaften Wesens nicht recht leiden konnten, verachteten ihn nun vollends wegen seiner Armuth und seiner schlechten Kleidung. — Das schmerzte ihn freilich. Aber nunmehr dachte er an das, was ihm seine Aeltern so oft vor die Seele geführt hatten: „Nie verlasse dich auf irdische Güter, sondern baue allein auf Gott. Denn immer meint er es gut mit uns, wie er auch unser Schicksal lenkt!“ — Auf einmal wurde es ihm ganz leicht um's Herz, und in diesem Gedanken fühlte er große Beruhigung. Vergnügt zog er jetzt seinen schlechten Rock an, und froh und heiter war er auch bei der geringen Kost.

Dieser Joseph hat hernach oft gesagt, da er schon ein alter Mann war: „Ich danke Gott für die Unglücksfälle, die er mir geschickt, und die mich schon in der Jugend haben erfahren lassen, was das Leben ist.“

„Die einfache, geringe Kost hat meinen Körper gesund erhalten; durch die Verachtung meiner Mitschüler habe ich schon früh gelernt,

die Beleidigungen der Menschen zu ertragen, ohne deßwegen auf Rache zu denken; durch diese Verachtung und durch meine schlechte Kleidung ist mein natürlicher Stolz, welcher mich sonst vielleicht würde unglücklich gemacht haben, sehr gedemüthigt worden. Preisen muß ich die unendliche Weisheit Gottes, und bekennen, daß sie mich nicht ohne Ursache in meiner Jugend arm und dürftig gemacht hat."

59. Das Ackerwerk Gottes.

Otto, ein Landwirth, sprach eines Tages zu seinem Nachbar Gotthold: „Ich habe seit vielen Jahren dein Wesen und deinen Wandel beobachtet; aber Eines dünkt mir vor Allem köstlich und zugleich befremdend. Obwohl deine Schicksale oft wunderbar wechselten, und viel und mancherlei Trübsal und Leid dich und dein Haus betroffen haben, so bleibst du dennoch gleich heiter und still in deinem Angesichte, an den bösen, wie an den guten Tagen. Lehre mich, wie deinem Wesen und deinen Worten nach du dieses vermagst."

Da antwortete Gotthold: „Das läßt sich mit wenigen Worten sagen. Mich lehret es mein eigener Beruf und die nützliche Arbeit. Siehe, ich habe gelernt, mich selbst und mein Leben als ein Ackerwerk zu betrachten."

Als bei diesen Worten Otto ihn ansah, als ob er Gotthold nicht verstände, fuhr dieser fort: „Siehe, mein Bruder! Wenn eine Trübsal kommt, so denke ich an den Pflug und die Egge, die den Erdboden aufreißen, damit das Unkraut ersterbe, und das Samenkorn Wurzel fassen möge. So forsche ich nach dem wüsten Flecke in meinem Innern, und nach dem Unkraute, das in mir wohnen mag. Dieses muß vertilgt, oder jener bearbeitet werden, wenn die Frucht wachsen und gedeihen soll. Zuweilen auch sehe ich auf meine Trübsal, wie auf ein Gewitter, welches schwarz und drohend heraufzieht, hernach aber Segen bringt und die Luft abkühlt, und denke dabei: Wenn es vorüber ist, wird die Sonne wieder scheinen. Siehe, so betrachte ich mich selbst, und mein Leben als ein Ackerwerk. Darf auch der Acker zu dem Pflüger sagen: Was machst du?"

Darauf sagte der Andere: „Du nennst mir die Frucht statt der Wurzel." Sage mir, wie gelangtest du zu solchem Sinne und Gedanken?"

Und Gottfried antwortete und sprach: „Kann denn anderswoher die geistige Gabe kommen, als von Dem, der den Regen und den Sonnenschein auf unsere Aecker sendet und das Brod aus der Erde hervorbringt?"

60. Die Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Alle Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt:
Sprich, wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirst du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menschensinn!
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig' hinab in dich!
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt!
Hast du dich, so hast du Alles!
Lächelst, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig seines wilden Falles.

Bleibst du so dir selbst getreu;
Dann kann dich kein Schicksal ketten;
Gott ist in dir! Athme frei!
Trau' auf ihn, er wird dich retten.

61. Die Einsamkeit.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des

Wassers vom Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Für solch' ein Glück ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an Allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmilzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zum ruhigen stillen Betrachten ist auch Ruhe. Ein Weiser sagte daher, er sey niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sey niemals weniger einsam, als wenn er allein sey. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deßwegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach, nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sey, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh seyn, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in stiller Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden, als die, da ich ermüdet von Arbeit und Sorge im Freien die Welt uns, die Welt mich vergaß; diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, in einsamen und anmuthigen Thälern. — Alles, was mich drückte, Alles, was mich mit Widerwillen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand Nichts, als leises Vergnügen.

Ruhe muß aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter in's Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches oder nach einem ungestörten Schlafe unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Alles nur von der guten

Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in stiller Einsamkeit die Menschen lieben.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind der schönste und erhabenste Tempel Gottes. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Er sieht uns allenthalben in's Herz, und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine schöne Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur das Herz bei jedem Blicke entzückt, und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

62., Einsamkeit ist ein großes Hilfsmittel zur Tugend.

In der Einsamkeit geschieht mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Beispiels wegen, denn leider sind Beispiele des Guten gar selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Gute in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssen fehlen wir doch Alle täglich, unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlüssen, bei Manchen sind die Entschlüsse gut und die Werke schlecht.

— — — Tugend ist nirgends leicht, als da, wo keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst.

— — — Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel an Umgang, sind große und wahre Hilfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man

gern läßt, wie sie sind, weil man sie verlacht. — Wer sich entfernt aus dem Kreise der Lasterhaften, und wegflieht vor dem niederschlagenden Anblicke hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, der kommt nirgends, wo er sonst auch seyn möchte, außer Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. — Einsamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man Nichts erwartet hat, als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich leugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sey. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus und fängt ganze Heere von Menschen, jeden Ranges und aus allen Ständen. Ueber jede böse Begierde zu wachen, nicht erst, wenn sie da ist, sondern wenn sie von Weitem kommt, und sie durch Hinwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist Derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, der ihn so ungestört erhält. Was hilfe es, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei noch immer Menschenhaß im Herzen trüge? Göttliche Zufriedenheit fände sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit. Läuterung und Behütung unseres Herzens ist also das Erste und das Letzte, das wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist Dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit.

63., Einsamkeit führt zu Gott.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat, seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum Versöhnungstage eine Uebersicht unseres Lebens seyn soll, eine Prüfung unseres Wandels, ein neuer und fester Entschluß, nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer und es wird uns immer leichter, uns aus dem Gedränge

der Welt herauszuziehen. Allmälig sehen wir dann freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter, uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unseres Wandels zu erwecken, und Alles zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen gottgefällig macht, so mag es genug seyn für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig seyn kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe in's Herz. Aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtige, vorübergehende Begeisterung, oder Selbstliebe eher, als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen und unserer Wege machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unseres Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abende. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Herrschaft des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gern aus dem thörichten Geräusche der Welt in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar Nichts von einer feinern und sittlichen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unseres Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem zu gefallen, es so wichtig ist, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Gesellschaft stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähe erst dann, wenn Jeder in seinem Fache etwas mehr thäte, als seine Pflicht; und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlangt man nirgends so gut, wie in der Einsamkeit, und auch da durch Nichts so gut, als durch Religion. Diese macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen auf die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere sittlichen Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseyns unserer Seele wahrscheinlich auch einige Aehnlichkeit mit den Freuden der Ewigkeit habe.

64. Der doppelte Schwur der Besserung.

Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereute; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für Beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam seinem Vater die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Hochschule und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich

mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, — die Reue.

Heinrich's Vater war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Jetzt kam sein Geburtstag; an diesem besuchte er, wie gewöhnlich, das Grabmal seiner Gemahlin; dadurch wurde er krank; so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn auf den Friedhof, wo das Grabmal seiner Mutter und das leere war, das sein Vater sich schon früher hatte bauen lassen, und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält, und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenigen Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung, er kommt zu deiner Mutter, und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist.“ O, da weinte er heftig; aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne deine Besserung?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und drückte im Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß — er wurde froher und wilder — sein Lehrer, der die Weichheit seines Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. — Heinrich wurde glühend, den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen, väterlichen hielt — und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des strengen Freundes zu tief — und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer, wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, lieben Kinder, weder Heinrich's Gram, noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr über ihn sprechen müsset, auch jede Schuld ein, die ihr vielleicht auf euch geladen; ach, welches Kind kann an das Sterbebette seiner Aeltern treten, ohne daß es sagen muß: „Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, so koste ich ihnen doch Wochen und Tage! Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und

das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja nur meine Fehler früher zu.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich nur im nächsten Zimmer auf und stand, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben stritten, wie ein Missethäter, still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: „Er ist todt!"

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abschied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen. Aber der Vater gab ihm nur seine Liebe, nicht aber sein Vertrauen wieder, und sagte: „Aendere dich, Sohn, aber versprich es nicht bloß!"

Heinrich lag niedergedrückt von Scham und Trauer im Nebenzimmer, als er seinen alten Lehrer, der auch der Lehrer seines Vaters gewesen, zu diesem Worte reden hörte, als ziehe schon die längste Nacht um das kalte Leben. „Schlummere süß hinüber," sagte er, „du tugendhafter Mensch, du treuer Schüler! Alle guten Vorsätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine schönen Thaten müssen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich hörest, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung ist."

Der Kranke konnte sich unter dem schweren über ihn gewälzten Eise der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er stammelte: „Heinrich, ich sehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich, und schwöre es, daß du besser werden willst." Er stürzte herein zum Schwure; aber der Lehrer winkte ihm und legte seine Hand auf das erkaltende Herz und sagte leise: „Ich schwöre in Ihrem Namen."

Aber plötzlich fühlte er das Herz gestorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh', Unglücklicher," sagte er, „er ist ohne Hoffnung gestorben!"

Heinrich floh. O, wie hätte er eine Trauer schauen oder theilen dürfen, die er selber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ seinem Lehrer nur das Versprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er auf den Friedhof. Aber er hatte den Muth nicht, die leere, künftige Ruhestätte des Vaters zu berühren; er lehnte sich bloß an das Grabmal, das ein Herz bedeckte, welches nicht durch seine Schuld gestorben war, das mütterliche, das schon lange

stille stand im Staube der zerfallenen Brust. Er durfte nicht weinen, und nicht geloben; schweigend, gebückt und schwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verlustes und der Schuld — jedes Kind, das dem Vater entgegenlief, war eine — jede Gruft war ein Grab — jeder Zeiger wies, wie auf jener königlichen Uhr*), nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam am Orte seiner Bestimmung an. Aber nach drei dunkeln Tagen voll Reue und Pein sehnte er sich zum Freunde seines Vaters zurück, und schmachtete, ihn durch die Erstlinge seiner Veränderung zu trösten. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießt, und die schönste Zierde, womit wir theure Grabmäler schmücken können, ist ein Gewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts in die Trauerwohnung treten. Er ging daher auf den Friedhof und hielt sich hier bei dem Grabe, das den geliebten Vater aufnehmen sollte, auf, bis sich die Dunkelheit allenthalben verbreitete. Verlassen stand er hier; keine sanfte Stimme sagte: „Weine nicht mehr!" — Kein Vaterherz zerschmolz und sagte: „Du bist genug gestraft!" —

Da dachte er auf einmal an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, — glühend eilte er in das väterliche Haus — sank vor dem theuern Leichname auf die Kniee nieder, und blickte zum Himmel auf und sagte: „O Vater, Vater!" — und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme. — „Hier kniet dein armes Kind vor dir und schwöret. Ja, reiner frommer Geist, ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach, könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehört hast!"

Es bewegte sich Etwas um ihn; eine langsame Gestalt stand vor ihm und sagte: „Ich habe dich gehört und hoffe wieder!" Es war sein Vater.

---

*) Im château royal (königl. Schloß) in Versailles war sonst eine Uhr, die, so lange, als der König lebte, stand, und auf die Todesstunde des vorigen zeigte, und nur ging, wenn wieder einer starb.

65. Böser Umgang.

Sophron, ein weiser Volkslehrer, erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Menschen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittlich war.

„Väterchen," sagte eines Tages zu ihm die sanfte Eulalia, als er ihr untersagte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Lucinde zu besuchen, — „Väterchen, du mußt uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Besuch könnte uns gefährlich werden!"

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin, und reichte sie der Tochter hin. „Sie brennt nicht, Kind," sagte er, „nimm sie nur!"

Das that Eulalia, und siehe, die zarte weiße Hand wurde schmutzig, und unversehens auch das weiße Gewand.

„Daß man doch gar nicht vorsichtig genug seyn kann," sagte Eulalia verdrießlich, „wenn man Kohlen berührt!"

„Ja wohl," sagte der Vater; „Du siehst, meine Tochter, daß die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, doch — schwärzt! — Also der Umgang mit Sittenlosen!"

66. Der See.

Vater und Sohn standen mit einander am Ufer des See's. Er lag ruhig, wie ein schlummerndes Kind in der Wiege; Blumen und Bäume spielten sich in den Wogen, und der Himmel darüber gab ihm seine Bläue unverfälscht. Schwäne und andere Wasservögel schwammen darauf, und Fische tauschten aus der kältern Tiefe fröhlich an's Sonnenlicht herauf.

„Wie ruhig," begann der Sohn, „unser See heute liegt! Kaum, daß ein Lüftchen seine Wellen kräuselt! Und die Sonne strahlet aus ihm zurück, als ob er ihr Firmament wär. In seiner klaren Fluth zeigt die ganze Landschaft sich, als hätte sie des größten Malers Hand bis auf die kleinsten Züge hingezaubert; gerundeter und mehr in einander verflossen, als sonst. Gern möcht' ich dieses Bild einem andern vergleichen; aber das Gleichniß will sich nicht finden."

„Vielleicht, mein lieber Sohn," nahm der Vater das Wort, „vielleicht brauchst du gar so weit nicht darnach zu suchen, vielleicht trägst du es selbst in deinem Innern. Laß mich den Versuch machen, es dir zu geben."

Als sie sich auf einer der dort angebrachten Rasenbänke niedergelassen hatten, sprach der Vater also:

„Die Seele des Menschen, die, gleich dir, gut, fromm und schuldlos ist, nimmt Alles, was Himmel und Erde Schönes und Herrliches

haben, in ihren reinen Spiegel auf. Keine Leidenschaft bewegt und trübt sie, und so wohnet eine Ruhe, eine Herrlichkeit darin, die in jeder Hinsicht göttlich genannt werden darf, denn sie ist der Wiederglanz des Himmels im Menschenleben. Wie dem See der Schwan, so gesellet sich ihr die Religion. Wie jener bei seinem Verscheiden in Melodieen ausströmt, so umfängt sie uns in den höchsten Lebensstunden mit ihrer Töne zauberischer Gewalt, und wir zerfließen in selige Seufzer und süße Thränen. Freundschaft, Liebe und alle die schönerern Tugenden der Menschheit leuchten dann in uns, wie die Sternbilder des Himmels, wie Sonne und Mond in dem stillen Gewässer; bald strahlet die eine, bald die andere in beglückendem Glanze."

„So gleicht der See des reinen Menschen Seele!"

Da faßte der Sohn die Hände des Vaters mit Inbrunst, warf sich ihm glühend an's Herz, und umarmte ihn mit seligem Entzücken. Und der Vater verstand den Sinn der stummen Umarmung, und segnete das theure Kind mit seinem besten Segen.

Hierauf verließen sie den Ort, um nach einem Dorfe in der Nähe zu gehen, wo der Vater Verrichtungen hatte. Der Weg führte abwechselnd bald über Anhöhen, bald durch Saatfelder und Gebüsche. In Kurzem war man in dem Thale, worin das Dorf lag, angekommen. Die Geschäfte wurden schnell und glücklich abgethan. Bei der Heimkehr fanden die Wanderer den Himmel, an dem man vorhin kaum ein paar Wölkchen bemerkt hatte, fast über und über mit Wolken umzogen.

„Das wird heute ein gewaltiges Wetter geben," sagte der Vater zum Sohne; „laß uns eilen, damit wir die Heimath erreichen, ehe denn es ausbricht."

Und der Himmel wölkte sich immer schwärzer und schwärzer; die Sonne verbarg ihr Antlitz; die Heerden zogen heim, die Vögel fuhren schwirrend und schreiend durch die Luft, und der Sturm erhob sich wirbelnd auf mächtigen Flügeln. Blitze zuckten fürchterlich durch die Wolkennacht, und der Donner brach sich schmetternd am nahen Gebirge.

So erreichten sie den See.

Welch' eine Veränderung hier! Wo vor wenigen Stunden noch die Ruhe wohnte, da war jetzt Alles Aufruhr und Bewegung, der Schwan nicht mehr zu sehen, das klare Blau in die Farbe des Todes

verwandelt! Eine Welle verschlang die andere empört, und die Blitze fuhren, wie feurige Schlangen, durch die nächtliche Fluth.

„Laß uns, lieber Sohn, dort in die Fischerhütte treten," sagte der Vater, „denn das Ungewitter wird sogleich vollends losbrechen!"

Schon fielen einzelne schwere Tropfen herab, als sie daselbst ankamen, und sie freuten sich Beide, Schutz gefunden zu haben vor dem schrecklichen Wetter.

Jetzt riß der Sturm sich mit Riesenkraft von allen Fesseln los. Die Bäume beugten sich zitternd vor seiner Wuth, die Gras und Blumen mit sich fortwirbelte. In Strömen stob der Regen herunter; dazwischen blitzte und donnerte es gewaltig. Die kleine Hütte zitterte; der See schwoll tobend über die gewöhnlichen Ufer, als müsse er den Umarmungen der verheerenden Berggewässer, selbst verheerend, entgegen stürzen.

„Gleicht die Seele des Menschen, wenn sich ihrer die Leidenschaft bemächtigt, nicht dem sturmbewegten See dort?" fragte der Vater. „Ach, da entflieht auch die alte Heiterkeit, die schöne Ruhe — und in dem furchtbaren Gedränge ist sie sich ihrer selbst nicht mehr mächtig. Wie giftige Schlangen winden sich dann böse Gedanken in ihr empor! Unheilbringend bricht sie aus ihren Schranken und die Stimme der Religion dringt nicht zu ihr! O, mein Sohn, mein theurer Sohn! Bewahre der Himmel dich vor einem solchen Ausbruche! Denn oft vernichtet er die Blüthen des Lebens für immer, und wenn die Zeit der Ernte zuletzt herbeikommt, ach, so weiß der Arme Nichts zu sammeln, als — bittre Thränen!"

Das Wetter hatte ausgetobt; die Wolken fingen an, sich allmälig zu theilen; in der Ferne stand der Bogen des Friedens als Siegeszeichen in den Tempelhallen der Natur aufgerichtet. Vater und Sohn waren auf dem Heimwege, Beide in sich gekehrt, Jeder in eigenen Gedanken. Zuletzt brach der Vater das Schweigen, und begann also:

„Dieser plötzliche Wechsel von Ruhe und Sturm scheint dich, mein Sohn, ergriffen zu haben, und das mit Recht; denn er deutet im Bilde ernst mahnend, wie Alles auf Erden keinen Bestand hat. Aber der Himmel bleibt rein und klar, wie er ist. Unter ihm sammeln sich wohl die Dünste der Erde zu Wolken, treiben Sturm und Wetter ihr furcht-

bares Spiel; doch seine Bläue, mit leuchtenden Welten angefüllt, sieht und schimmert ohne Wank und Wandel, heute, wie vor Jahrtausenden, in holder Eintracht. Wenn es dann hier unten ausgestürmt und ausgewettert hat, so treten sie glänzend hervor, und der Vater des Friedens droben pflanzet den farbigen Bogen versöhnend zwischen Himmel und Erde auf. Wie er dort in seinen Farben so lustig flammt! Ist er nicht ein schönes Bild erbarmender Gnade?"

„So spannt sich wohl auch im Menschenherzen, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, ein ähnliches Friedenszeichen auf. Aber nur Wenige gewahren es, und wenn sie es gewahren, so ist es ihnen von keiner Bedeutung. Statt daß sie nun aufblicken sollten zu Dem, der den Aufruhr bedräuete, wenden sie sich vielmehr immer weiter ab von ihm, und werden dann bald auf's Neue uns gefährlicher, als zuvor, gefaßt von den finsteren Gewalten. Darum, Sohn, wenn es um dich, wenn es in dir stürmt und wettert, Sohn, wende dein Auge alsbald nach Oben, und die alte Ruhe, der heitere Lebenssinn wird zurückkehren, und als Sieger wirst du den Kampf nach Kurzem beenden!"

Da kam ihnen die besorgte Hausfrau mit den übrigen Kindern entgegen. Bald waren sie Alle, froh und heiter, in dem wohl behaltenen Hause beisammen.

Der Sohn aber behielt die Bilder des Tages in seinem Herzen, und da er oft an den See dachte, so war sein Leben bei manchem Sturme von Außen, bei manchem innern Kampfe doch ein fortwährender Sieg, bis daß es zuletzt zur Feier eines ewigen Triumpfes ward.

67. Gleichmuth.

An einem heißen Sommertage stand der französische Marschall von Turenne an einem Fenster seines Vorzimmers, bloß mit einer Weste am Leibe und einer Kappe auf dem Kopfe. Inzwischen kommt einer seiner Leute, und, getäuscht durch die Kleidung, hält er ihn für einen Koch, mit dem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Er nähert sich ihm leise und versetzt ihm mit seiner Hand einen tüchtigen Streich auf den Rücken. Der Marschall dreht sich augenblicklich um, und — der Bediente erkennt in ihm zitternd seinen Herrn. Ganz außer sich vor Schrecken wirft er sich ihm zu Füßen und entschuldigt sich: „Mein Herr, ich glaubte, es wäre der Koch!" „Und wenn es der Koch gewesen wäre," erwie-

derte der Marschall kalt, „so hättest du ihn doch nicht so hart zu klopfen gebraucht.“

Der Kurfürst Friedrich von Sachsen wurde von dem Kaiser Carl dem Fünften besiegt. Wenn gleich er sein Gefangener war, so verlangte er doch stolz, daß man ihn mit der Achtung behandle, die ihm als Kurfürsten angebühre. Er erniedrigte sich nicht, sondern nahm eine Wache zu sich und erklärte oft, daß er, obgleich Gefangener, doch nicht aufgehört habe, Fürst zu seyn. „Eure Kaiserliche Majestät!“ redete er den Kaiser an, „kann über mich verfügen, wie es ihr gefällt; aber fürchten werde ich Sie doch nicht.“ Diese heldenmüthigen Worte bezeichneten ganz seine Denkungsart; denn, als man ihm kurze Zeit nachher sein Todesurtheil ankündigte, das jedoch nicht vollzogen wurde, sagte er kalt zu dem Herzoge von Braunschweig, mit dem er eben Schach spielte: „Wir wollen unser Spiel vollenden!“

68. Bescheidenheit.

Niemals bilde dir ein, besser zu seyn, als andere Menschen; denn dein Nachbar hat Fehler, und du hast auch Fehler. — Ueberhaupt sollst du fleißig an deine Fehler denken. Diese Erinnerung wird machen, daß du nicht stolz wirst, und daß du sie zu verbessern suchst. — Es wird dir freilich gefallen, wenn du von verständigen Leuten gelobt wirst. Aber du sollst dir auch Mühe geben, Lob zu verdienen. Erhältst du es dennoch nicht, so ist dieß ein Zeichen, daß du es noch nicht verdient hast. —

Die Kunst der Höflichkeit sollst du täglich besser lernen, und gegen alle Menschen ausüben. Durch sie kannst du niemals viel verlieren, aber wohl gewinnen. — Wer dich auf deine Fehler aufmerksam macht, dem bist du Dank schuldig; denn er erzeigt dir eine wahre Wohlthat, gesetzt auch, daß er es auf eine unfreundliche Weise thäte. —

— Beim Essen und Trinken sollst du dich so verhalten, daß andere Leute keine unangenehme Empfindung davon haben. — Sey nicht schüchtern, noch dränge dich frech zu; denn Jenes ist kindisch, Dieses unverschämt.

Wer sich schämt, wenn er Unrecht gethan hat, der ist auf dem Wege der Besserung; aber niemals sollst du dich schämen, wenn du Recht gethan hast, oder etwas Gutes thun sollst.

Wenn du Etwas begehrst, das ein Anderer auch haben will, so sollst du lieber nachgeben, als streiten. Die Welt ist groß; wir haben Alle Platz, ohne daß wir einander drängen oder stoßen. —

Wer immer Recht haben und immer das letzte Wort behalten will, der darf in seinem ganzen Leben nicht aufhören zu zanken. Einem Zänker sollst du lieber nicht antworten.

Was dich Nichts angeht, das verlange auch nicht, zu wissen; du hast genug zu thun, daß du lernst, was dir zu wissen nöthig ist. — Wer eben so gern für anderer Leute Vergnügen, als für sein eigenes sorgt, der verträgt sich gewiß mit allen Menschen. Mit Jedermann sollst du in Friede und Einigkeit leben. — Immer wünsche reinlich und anständig gekleidet zu seyn. Der Putz aber ist eine Spielerei, um dei du dich nicht kümmern sollst. —

Du kannst nicht verlangen, daß andere Menschen sich nach dir richten sollen. Wer Anderen immer vorschreiben will, mit dem ist Niemand gern in Gesellschaft.

69. Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem Manne, der auch ein Gärtner war, und viele herrliche Pflanzen und Bäume gezogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch sind, und auch in den kälteren Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten, nicht Jedermanns Sache ist. Sie gingen sodann in den Garten, und besahen die mannigfaltigen Gewächse und redeten darüber.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor anderen sey, genannt der Tulpenbaum; denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt, er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen anderen Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen.

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er bot jenem die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihm einen Tulpenbaum sendete. Und Jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude, und erzählte allenthalben

von seinem Baume, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt seyn, jede Blume von herrlich glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenem Tulpenbeete von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harreten sie, und die Tage und Stunden däuchten ihnen sehr lang, bevor er blühte und sich die Knospen aufthaten.

Endlich brachen die Knospen auf; aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht; denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthen müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig; denn er blühte in bescheidener Schönheit und Einfalt; sie wurden unwillig und zürnten sehr, und brachen heimlich aus Scham und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab und zerstörten sie, damit sie nicht von Anderen ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich die Geschichte: Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam, und verlangt, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er, und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerhöchste und Beste ist.

70. Demuth.

Gib, Gott! wenn ich dir diene,
Daß ich mich nicht erkühne,
Darüber stolz zu seyn.
Wer kann bei seinen Werken,
Wie oft er fehlet, merken?
Wer ist von Mängeln völlig rein?

Such' ich stets deinen Willen,
So eifrig zu erfüllen,
Als es dein Wort gebeut?

Fühl' ich der Tugend Würde,
Und trag' ich ihre Bürde
Auch immer mit Zufriedenheit?

Entzieh' ich mich den Sünden
Auch stets aus rechten Gründen?
Aus wahrer Frömmigkeit?
Oft sind die guten Triebe
Nicht Früchte deiner Liebe,
Nur Früchte der Natur und Zeit.

Der Sünden meiner Jugend,
Der Mängel meiner Tugend,
Wie viel sind ihrer nicht!
Auch deine frömmsten Kinder,
O Vater! sind ja Sünder,
Gehst du mit ihnen in's Gericht.

Doch wenn auch dir zur Ehre
Rein meine Tugend wäre,
Weß ist dieß Eigenthum?
Wer ließ mich unterrichten?
Wer ließ in meinen Pflichten
Mein Glück mich seh'n und meinen Ruhm?

Wer gab mir, dich zu lieben,
Und dein Gebot zu üben,
Die Lust und Freudigkeit?
Wer stärkte meine Kräfte
Im Heiligungsgeschäfte?
Wer gab mir Muth und Sieg im Streit?

Du lehrst mich Gutes wählen!
Du rufst mich, will ich fehlen,
Auf rechten Weg zurück.
Du lässest mich nach Sünden
Die Tugend wieder finden,
Und in der Tugend wahres Glück.

Fern sey's, wenn ich dir diene,
Gott! daß ich mich erkühne,
Darüber stolz zu seyn!
Nie, nie will ich vermessen,
Wie schwach ich bin, vergessen;
Der Demuth soll mein Herz sich weih'n.

71., Ordnung.

Du darfst nicht thun, was dir einfällt, oder wozu du Lust hast; sondern was recht ist, oder was deine Pflicht mit sich bringt: das heißt man gute Ordnung. — Was recht ist und deine Pflicht mit sich bringt, sollst du alle Zeit gern thun, ohne daß es dir Jemand heißt, oder dich mit Gewalt dazu nöthigt. — Wenn du einmal erkannt hast, was recht ist, so soll dich Nichts in der Welt abhalten, es zu thun; andere Leute mögen sagen, was sie wollen.

Wenn du eine nützliche Beschäftigung anfängst, so sollst du sie so lange fortsetzen, bis du damit fertig bist; denn nur nach vollbrachter Arbeit ist gut ruhen. — Alles, was du thutst, thue so, wie es seyn soll; sonst lernst du nicht arbeiten, und Gutes thun; sondern erlangst nur eine Fertigkeit, Fehler zu begehen. —

Alles sollst du zur rechten Zeit thun, und Alles an seinen rechten Ort bringen; so wird es dir nicht leicht an Zeit und Raum fehlen. — Wenn du Etwas hast, so sollst du es sparen und verwahren. Wer das immer thut, der ist auf dem Wege, reich zu werden. — Aber du sollst auch Das, was du hast, gut gebrauchen und anwenden. Wer das nicht thut, ist entweder ein Geizhals oder ein Verschwender.

Zur guten Ordnung gehört auch die Reinlichkeit; du sollst dafür sorgen, daß weder dein Leib, noch deine Kleider u. s. w. schmutzig seyen. — Du sollst dich gewöhnen, immer an Alles zu denken, was du zu thun hast; denn die nachlässigen Menschen, die Alles vergessen, sind zu Nichts zu gebrauchen.

Liebe Ordnung, halte sie,
Ordnung spart Verdruß und Müh'

72., Enthaltsamkeit.

Auf einem langen und mühsamen Marsche in einem dürren Lande

litt Alexander mit seinem ganzen Heere großen Durst. Einige Soldaten, welche zur Entdeckung von Wasser ausgesandt waren, fanden ein wenig in der Höhlung eines Felsens, und brachten es dem Könige in einem Helme.

Um seinen Soldaten zur geduldigen Ertragung des Durstes Muth einzuflößen, zeigte er ihnen dieses Wasser, weil es auf eine nahe Quelle hoffen ließ. Sodann aber, statt es zu trinken, schüttete er es vor dem ganzen Heere auf die Erde. Die Soldaten bezeigten dieser heldenmüthigen Enthaltsamkeit ihren Beifall durch lautes Geschrei; sie dachten nicht mehr an ihren Durst, und riefen ihrem Könige zu: „Wohin du willst, kannst du uns führen, wir verlassen dich zu keiner Zeit und in keinen Umständen!"

73. Edle Gesinnung im Unglücke.

Darius, der letzte König der Perser, wurde von Alexander besiegt und seiner Herrschaft beraubt. Aber selbst in dem größten Unglücke zeigte er die Gefühle eines edlen Herzens. Er hatte erfahren, mit welcher Großmuth Alexander die Königin, seine Gemahlin, und die Prinzessinnen, seine Töchter, die auch in seine Gefangenschaft gerathen waren, behandelt hatte. Voll Dankes gegen denselben faltete er seine Hände und schickte folgendes Gebet gen Himmel:

„Ihr Götter *) des Vaterlandes und der Könige! Helfet mir die Angelegenheiten Persien's wieder herstellen, damit ich die Wohlthaten vergelten kann, womit Alexander in meinem Unglücke Personen überhäuft hat, die mir theuer, die mir die Theuersten sind! Wenn aber durch den allgemeinen Uebelstand der menschlichen Dinge die Zeit vorhanden ist, in der Persien's Königthum ein Ende nehmen soll, so lasset wenigstens auf den persischen Thron niemand Andern steigen, als Alexander!"

Da er in der letzten Schlacht eine tödtliche Wunde empfangen hatte, so floh er auf einem Wagen, wurde aber von einigen Griechen eingeholt; er war dem Tode schon nahe — und verlangte noch zu trinken. Ein Grieche brachte ihm frisches Wasser. Zu ihm sagte Darius:

„Mein Freund! Mein größtes Unglück ist es, dich für diese Wohlthat nicht belohnen zu können. Alexander wird dich dafür belohnen,

*) Die Perser verehrten viele Gottheiten.

und die Götter mögen diesen großmüthigen Fürsten segnen, dem ich durch dich meine Hand reiche für Das, was er meiner Mutter, was er meiner Gattin und meinen Kindern gethan hat."

Nach diesen Worten fiel er dem Griechen in die Arme und — verschied. —

74. Gelübde soll man halten.

Es kam Einer zu Rabbi Judan und sprach: „Rabbi, entbinde mich von einem Gelübde, das ich gethan habe!"

„Was hast du denn gelobt?" fragte der Meister.

„Ich habe gelobt, Nichts zu erwerben!" war die Antwort.

„Nichts zu erwerben?" rief Judan. „Welcher Mensch könnte so thöricht seyn, ein solches Gelübde zu thun?"

„Ich meinte bloß," erklärte der Andere, „Nichts zu erwerben im — Würfelspiele!"

„Und von diesem Gelübde wünschest du entbunden zu seyn?" fragte der Rabbi. „Ich sehe, du willst auf's Neue spielen; und darum kann ich dich von diesem Gelübde nicht entbinden!"

„Wenn ein Mensch," sagt das Gesetz, „dem Herrn ein Gelübde thut, oder einen Eid schwöret, seine Seele durch ein Versprechen zu binden, so soll er sein Wort nicht unheilig machen, sondern soll es für heilig halten. Er muß dann Dem gemäß handeln, was aus seinem Munde gegangen ist."

Ob aber schon das Gesetz befiehlt, einem Gelübde strenge nachzukommen, so empfiehlt es dagegen keinesweges, ein Gelübde zu thun. Eher räth es davon ab, denn es steht geschrieben: (5. Mos. 23, 22.) „Wenn du die Gelübde unterweges läßt, so ist Dieses darum keine Sünde."

„Unsere frommen Vorfahren," lehrt der Talmud, „thaten weder Gelübde, noch versprachen sie Etwas vermittelst eines Eides, sondern in ihrem Verkehre mit Anderen sprachen sie bloß: „Ja, ja; nein, nein. Wenn nun aber Jemand in einem Augenblicke, wo die Ueberlegung fehlte, ein Gelübde gethan hatte, das ihn später reuete, sollte es dann seinem Ermessen überlassen bleiben, ob er es halte oder nicht? Sollte seine eigene Neigung und sein Wille hier den Ausschlag geben?" —

Das dünkte den Weisen des jüdischen Volkes unrecht; daher ordneten sie an, daß in solchen Fällen der Betheiligte vor den Aeltesten erscheine, sein Gelübde darthue, und erkläre, warum es ihn reue. Hierauf berathschlagten sie, ob es größere Sünde wäre, wenn er es bräche, oder wenn er es hielte (was allerdings auch vorkam), und im letztern Falle sprachen sie ihn davon los.

75., Pflichtmäßiges Verhalten in Ansehung der zeitlichen Güter.

Reichthum ist des Höchsten Gabe,
Ist des wärmsten Dankes werth.
Schwerer wird der Gang zum Grabe,
Dem, der alles Glück entbehrt,
Und mit jedem Morgenroth
Kläglich ruft: „Woher nun Brod?"

Aber Nichts sind alle Schätze,
Wenn uns Tugend nicht belebt,
Und wenn über die Gesetze
Kühn sich unser Stolz erhebt.
Reichthum in des Thoren Hand
Ist nur segensloser Tand.

Wen die Habsucht quält und dränget,
Wer sich nie gesichert glaubt,
Wem der Geiz das Herz verenget
Und des Lebens Frieden raubt,
Wen nur goldner Staub entzückt:
Nein, der ist noch nicht beglückt.

Flüchtig sind der Erde Freuden,
Flüchtig, wie die Blüthenzeit.
Nur ein Thor kann den beneiden,
Der sein Herz den Sinnen weiht,
Und am Glück der niedern Welt
Seinen Geist gefesselt hält.

O, wie bald ist hingeschwunden,
Was nur glänzt und Lüste reizt!

Noch hat Niemand Heil gefunden,
Der nur eitle Pracht ergeizt.
Oft zerstört ein Augenblick
Selbst das höchste Erdenglück.

Sey es auch von langer Dauer!
Mensch, dich treffe keine Noth!
Jetzt ergreift dich Todesschauer,
Morgen schon vielleicht der Tod.
Ach, nun sinkt in's dunkle Grab
Auch dein ganzes Glück hinab.

Reiße denn von schnöden Ketten
Deine freie Seele los!
Lerne deinen Himmel retten!
Sey für diese Welt zu groß!
Alles, was du siehst, zerstäubt;
Nur das Unsichtbare bleibt.

Dürstest du nur nach Vergnügen,
Willst du ganz gesättigt seyn;
Sieh', du trinkst mit vollen Zügen
Gift für deine Seele ein.
Nur in edler Menschenbrust
Fließt die Quelle reiner Lust.

Nütze deines Gottes Gabe!
Mindre seiner Kinder Noth!
Gib dem Kranken, was ihm labe!
Brich dem Hungrigen dein Brod!
Folge redlich deiner Pflicht!
Diese Freuden fliehen nicht.

Gott! wie reich an Seligkeiten
Ist der Menschenfreund schon hier!
Friede wandelt ihm zur Seiten,
Kronen schimmern ihm bei dir,
Und in deinem Heiligthum
Tönet einst ihm Dank und Ruhm.

76. Streben nach Herzens- und Gewissensruhe.

O, welch' ein unschätzbares Gut
Ist doch ein rein Gewissen!
Besitz' ich das, so hab' ich Muth,
Wenn Andre zagen müssen.
Dann zittert meine Seele nicht,
Mich schreckt kein Tod und kein Gericht;
Ich habe Gott zum Freunde.

Herr! deines Beifalls mir bewußt,
Rühm' ich mich deiner Gnade!
Der Himmel ist in meiner Brust,
Und wer ist, der mir schade?
Ich seh' auf dich, in jeder Noth,
Mit der die Zukunft mich bedroht;
Mich tröstet deine Liebe.

Trifft mich auch hier zuweilen noch
Das Gift der Lästerungen;
Wird meines Herzens Ruhe doch
Dadurch nicht ganz verdrungen:
Weiß sich nur mein Gewissen rein
Und flieh' ich auch den bösen Schein;
So wirst du mich beschützen.

Ich sehe mit Zufriedenheit
Der bessern Welt entgegen;
Sie gibt mir Muth und Freudigkeit
Auf allen meinen Wegen.
Dort macht, Wahrhaftiger, dein Mund
Den wahren Werth der Menschen kund;
Dort wird der Fromme siegen.

Bewahre denn, mein Vater, mir
Ein unverletzt Gewissen;
Nie werde dieses Kleinod hier
Durch Sünde mir entrissen.

Dein heilig' Recht nie zu entweih'n,
Und deiner Huld gewiß zu seyn,
Sey meine größte Sorge.

Laß mich, was mein Gewissen spricht,
Als deine Stimme ehren,
Und ohne frommen Vorsatz nicht
Auf seine Warnung hören.
Erinnert's mich an meine Schuld,
So laß mich, Vater, deine Huld
Voll Reu' und Glauben suchen.

77., Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Als im Anfange der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß die Franzosen noch im Jahre 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen würden. Denn nicht Jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten im Feindes Lande ansteht. Unter Anderm drang damals ein preußischer Soldat aus einem Husarenregiment, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all' sein baares Geld und viel Geldeswerth, zuletzt auch noch ein schönes Bett mit einem neuen Ueberzuge, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Aeltern das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in einen Brunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, läßt sich in der Stadt Neiße in Schlesien häuslich nieder, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahre 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Feldwebel wird Abends einquartirt bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Feldwebel ist auch brav und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt er jedoch nicht zum Frühstücke. Die Frau denkt, er wird noch schlafen. Als er noch immer nicht kommen will, geht sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm Etwas fehle.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinandergelegt und seufzte, als wenn ihm ein großes Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, und sah nicht, daß Jemand in der Stube war. Die Frau aber ging leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist euch begegnet, Herr Feldwebel, und warum seyd ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blicke voll Thränen an und sagte: „Die Ueberzüge dieses Betes, in dem ich heute Nacht geschlafen habe, haben vor achtzehn Jahren meinen Aeltern in der Champagne gehört, die in der Plünderung Alles verloren haben und zu armen Leuten geworden sind, und jetzt denke ich an Alles und mein Herz ist voll Kummer.“ Das war der Sohn des geplünderten Mannes aus der Champagne und erkannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne Nichts dafür. Da stand der Franzose auf, ließ sich in das Haus des Husaren führen und erkannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran,“ sagte er zu dem Husaren, „wie Ihr vor achtzehn Jahren einem unschuldigen Manne in Frankreich Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und gedenkt Ihr noch dessen Schwester?“ Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Kriege nicht Alles, wie es solle; was der Eine liegen lasse, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Feldwebel der nämliche sey, dessen Aeltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, er fiel vor dem Franzosen auf die Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als: „Verzeihung!“ dachte aber, es werde nicht viel helfen.

Wenn aber das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen, da ist die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und ich will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte:

„Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir; daß du meine Aeltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das wer-

den dir meine Aeltern verzeihen; daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, aus dem sie nicht mehr gekommen ist, das möge dir Gott verzeihen!"

Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu Leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muthe, als wenn er vor Gottes Gericht gestanden und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll auch nach einem Vierteljahre gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde Nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

78., Bedachtsamkeit.

Wenn Sokrates, ein griechischer Weiser, nach dem Gebrauche seiner Landsleute sich mit Laufen, oder mit anderen Leibesübungen erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam; sondern er füllte einen Eimer ganz langsam mit Wasser, und goß ihn wieder aus. Dieß wiederholte er dann mehrere Male. Er that es aber nicht bloß deßwegen, weil es sehr gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern hauptsächlich, um sich anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen und überhaupt keine Verrichtung eher vorzunehmen, als bis er sich Zeit genommen habe, die Sache zu überlegen.

Die guten Folgen dieser weisen Bedachtsamkeit bewährten sich an ihm durch sein ganzes Leben, und letztere trug auch das Ihrige dazu bei, daß er sich den Gleichmuth aneignen konnte, mit dem er später den Giftbecher nahm*).

79., Nüchternheit.

Wie mannigfaltig sind die Gaben,
Womit uns, Herr! die Erde nährt,

*) Sokrates lehrte die Unsterblichkeit der Seele; seine Zeitgenossen, unter denen er lebte, beschuldigten ihn deßwegen, als verführe er die Jugend, und brachten es auch dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde. Nach damaligem Gebrauche mußte er also den Giftbecher leeren.

Und die, den Geist und Leib zu laben
Uns täglich deine Hand bescheert.
Ja, Alles, was der Mensch genießt,
Beweist, wie freundlich, Gott, du bist.

Du segnest Auen und Gefilde
Mit unerschöpfter Fruchtbarkeit,
Die deine väterliche Milde
Und Allmacht jedes Jahr erneut,
Damit der Mensch von Sorgen frei
Gesättigt werd' und dankbar sey.

Du gibst, daß wir nicht Mangel leiden,
Was nöthig ist; auch mehr als Brod;
Gibst zum Bedürfniß auch noch Freuden
Für einen jeden Sinn, o Gott!
Wie ist zum Wechseln im Genuß
So groß der Gaben Ueberfluß.

Doch laß uns mäßig im Genusse
Der Gaben deiner Güte seyn,
Und Nichts von deinem Ueberflusse,
O Gott, durch Schwelgerei entweih'n.
Denn Mäßigkeit und Nüchternheit
Das ist die beste Dankbarkeit.

Das Schwelgen schwächt die Seelenkräfte,
Bringt Krankheit, Armuth, Zank und Streit,
Macht träge zum Berufsgeschäfte,
Und ungeschickt zur Seligkeit.
Erniedrigt bis zum Thier herab,
Und stürzet vor der Zeit in's Grab.

D'rum, wenn wir Speis' und Trank genießen,
So laß es mit Vernunft gescheh'n,
Und, den Genuß uns zu versüßen,
Uns dankbar auf den Geber seh'n
Auf dich, der du uns zärtlich liebst,
Und Nahrung und Erquickung gibst.

80. Die Aehre und die Distel.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haare wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde, zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seyen, der mehr, denn sechszig Ernten gewältigt.

Da reichte Einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähete einen Schwaden zu Boden, wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren.

Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch' ein gutes Alter?"

Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn! ich habe von Jugend auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir den frischen Muth bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufs gewartet und treu gearbeitet, dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen! Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen; dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet! Und mit den Jahren ist solches Alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und gegründet worden. — Thue deßgleichen, mein Sohn! so wird dein Alter seyn, wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelt.

„Wem vergleichst du denn ein böses Alter?" fragte der Jüngling

Der Jüngling wandelte schweigend zur Seite des redenden Greises, da nahm dieser seinen Stab, und zeigte auf eine Distel am Wege, und sprach: „Siehe hier das Bild eines unfruchtbaren trostlosen Alters. Sie stehet einsam und unbeachtet; ihr graues Haupt ist ein Spiel der Winde, die ihren Samen verwehen."

Fünfter Abschnitt.

Pflichten des Menschen gegen Andere.

81., Nächstenliebe.

Allen Menschen und auch mir
Hat der Herr dieß vorgeschrieben:
Euern Nächsten sollet ihr,
Wie euch selbst von Herzen lieben!
Brüder, was Gott hier gebeut,
Sey uns heilig alle Zeit.

Wir sind Bürger Einer Welt,
Kinder Eines Vaters, Brüder,
Die er liebreich all' erhält;
Alle einer Kette Glieder,
Die sein weiser Allmachtsruf,
Alle, sich zu dienen, schuf.

Eine sterbliche Natur
Hat er Allen uns gegeben
Und auch eine Hoffnung nur,
Hoffnung auf ein bessres Leben,
Wenn wir nur in dieser Welt
Redlich thun, was ihm gefällt.

Und wir sollten uns entzwei'n,
Lieblos uns einander hassen,
Und zu unsrer eignen Pein,

Uns vom Neid beherrschen lassen?
So uns Nächstenlieb' gebricht,
Lieben wir gewiß Gott nicht.

Was wir auch aus Gottes Hand
Zum Voraus vor Andern haben,
Anseh'n, Reichthum, hoher Stand,
Leibeskräfte, Geistesgaben,
Alles dies befrei't uns nicht
Von der Menschenliebe Pflicht.

Selbst der Gaben Unterschied
Dient zum allgemeinen Besten,
Wenn nur Jeder sich bemüht,
Von dem Kleinsten bis zum Größten,
Andern und nicht sich allein,
Nützlich, wie er kann zu seyn.

Darum gib uns, Gott, ein Herz
Voll von wahrer Menschenliebe,
Das an Andrer Freud' und Schmerz
Antheil nehm', und gern das übe,
Was der Liebe Pflicht begehrt,
Wie sie uns dein Wort erklärt.

82. Mitleid bringt wahres Leben und unvergängliche Schätze.

Während der Regierung des Königs Munbaz traf es sich, daß eine große Hungersnoth entstand. Das Volk gab Alles dahin und war von großem Jammer bedrängt. Dem Könige that es weh, und er befahl seinen Dienern, alle Schätze hinzugeben, welche von seinen Vorfahren gesammelt worden waren, und dafür Korn und Oel zu kaufen, um solches den Armen und Elenden zu vertheilen. Doch die Brüder des Königs waren nicht so edelmüthig, murrten über das Geld, das so vertheilt ward, und sagten ihm harte Worte. „Deine Väter sprachen sie, „mehrten die Schätze, die sie von ihren Vätern ererbt hatten, du aber legst Nichts hinzu und vergeudest selbst, was sie dir hinter-

lassen haben!" Da antwortete ihnen der König: „Auch ich bewahre den Schatz, den mir meine Väter gelassen haben. Es ist nur ein Unterschied dabei. Sie sammelten irdische Schätze, ich aber himmlische. Sie legten sie an Orte hin, wo man sie wegnehmen konnte, ich aber berge sie, wo keine Menschenhand sie anrühren kann. Was sie sammelten, trug ihnen keine Frucht, und was ich sammle, trägt mir vielfältige Früchte. Sie retteten Gold und Silber, ich aber rette Menschenleben. Sie sparten für Andere, ich aber spare für mich. Sie häuften Schätze für diese Welt und ich häufe Schätze für die künftige Welt.

83. Segen der Wohlthätigkeit.

Rabbi Elieser, Rabbi Jehosua und Rabbi Akiba wanderten alle Jahre im Lande Israel's herum, um Geld für die Armen zu sammeln. Niemand aber gab ihnen reichlicher und mit freundlicherer Miene, als Aben-Judan, der ein gar wohlhabender Mann war. Doch das Glück ist nimmer beständig. Das Hagelwetter zerschlug seine Saaten, eine Seuche tödtete ihm die Heerden der Schafe und Rinder, und Aecker und Weinberge wurden von den Schuldnern genommen. Nur ein kleines Feld blieb ihm, und solch' schneller Wechsel des Glückes hätte wohl das Herz vieler Anderen gebeugt; doch Aben-Judan bauete auf den Herrn und trug sein Geschick, „denn," sprach er, „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sey sein Name ewiglich!" Er bauete fleißig seinen noch einzigen Acker und war fröhlich und vergnügt. Aber als ein Jahr um war, saß er eines Abends vor der Thüre seiner kleinen Hütte und sah von fern die Rabbi's kommen. Da gedachte er seines frühern Reichthums, und zum ersten Male fühlte er die Fesseln der Armuth. „Was war Aben-Judan," seufzte er, „und was ist er jetzt!" Traurig und kummervoll begab er sich in einen Winkel seiner Hütte, und als ihn sein Weib sah, sprach sie zärtlich zu ihm: „Was fehlt dir, mein Geliebter? Bist du nicht wohl? Sage mir's, daß ich dir helfen kann!" — „Ach, daß es in deiner Macht stünde!" klagte Aben-Judan. „Aber der Herr allein kann die Wunden heilen, welche er geschlagen hat! Gedenkest du noch der Tage unseres Glückes, wo unser Korn den Hungrigen sättigte, unsere Heerde den Nackten kleidete und unser Oel und Wein den Betrübten erquickte? Die Waisen kamen zu uns und segneten uns, und das Herz der Wittwe

sang vor Freuden! Damals schmeckten wir die Wonne des Himmels. Doch jetzt können wir nicht dem Vaterlosen helfen und den Armen spenden, denn wir sind selbst arm und elend. Siehst du nicht die Männer kommen, welche Almosen sammeln? Sie werden anklopfen und was sollen wir dann geben?"

„Jammere nicht, theurer Gatte!" tröstete ihn das Weib. „Wir haben noch ein schönes Stück Feld, laß uns die Hälfte desselben verkaufen und den Erlös zum Besten der Armen geben!"

Da glänzte das Antlitz des Mannes vor Freuden und er that sogleich also; und als die Rabbi's zu ihm kamen, reichte er ihnen das Geld dar. Sie nahmen es und sprachen beim Scheiden: „Möge der Herr dir wieder seinen Segen geben!" Aben=Judan aber ward wieder fröhlich und arbeitete und ackerte sein kleines Feld. Und als er eines Tages hinter dem Pfluge wandelte *), fiel sein Ochse mit dem Fuße in eine Tiefe und konnte nicht heraus. Da half er ihm nach allen Kräften und sah in der Tiefe unter dem Thiere etwas glänzen, wie Gold, Silber und Edelstein. Das machte ihn aufmerksam, er grub tiefer und fand zu seiner großen Freude einen reichen Schatz. Er trug ihn nach seiner Hütte, um ein großes Haus und Aecker und Herden zu kaufen, wie er sie gehabt hatte, und noch viel mehr dazu. Doch auch der Armen vergaß er nicht und ward wieder ein Vater der Waisen und ein Tröster der Unglücklichen. Als aber die Zeit kam, da die Rabbi's Almosen sammelten, fanden sie Aben=Judan nicht in seiner Hütte und fragten nach ihm im Dorfe, wo er sey, was er mache. Da riefen alle Armen fröhlich und wohlgemuth: „Aben=Judan? der gute und gerechte Aben=Judan? Seht Ihr die Schafe und Rinder dort? Sie gehören Aben=Judan. Seht Ihr diese wogenden Saaten und Gärten und jene Weinberge? Diese Häuser? Sie gehören Aben=Judan! Wer ist reich gleich ihm, und gütig und barmherzig, wie er!" Da kam Aben=Judan des Weges und die Rabbi's grüßten ihn und fragten, was er mache. „Euer Gebet hat reiche Frucht getragen!" antwortete er, und führte sie nach seinem Hause, wo er ihnen eine große Gabe für die Armen reichte. Sie aber zeigten ihm das Buch,

---

*) Aus dieser, wie aus noch mancher andern Geschichte dieses Buches ersehen wir, daß die Israeliten, wie in frühester, auch in späterer Zeit Ackerbau getrieben haben. — Merke und beherzige es liebe Jugend.

in welchem die Gaben des vorigen Jahres verzeichnet waren und die seinige stand oben an; „denn," sprachen sie, „du warst dem Manne gleich, von welchem der weise Salomon sagt: „Ein Mensch gibt über seine Habe hinaus und dieß bringet ihn vor die Großen."

Des Menschengabe
Vergrößert seine Habe.

84. Gedenke stets der Armen.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, dessen Name war Baruch, das heißt Gesegneter. Solchen Namen führte er mit Recht, denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn deßgleichen; so suchte er auch Jeden zu erfreuen, den Fremdling, wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothleidenden. Er handelte aber folgendermaßen:

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch ein Mal so viel geladen hätte!" — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihn die Mahlzeit kostete, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Deßgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles steht bei mir fest und unversehrt!" und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassernöthen und anderen Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräthe geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrath mehren können," und legte in den Gotteskasten; dazu spendete er gern von dem köstlichen Weine, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Lebenlang.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen; die Wittwen und Waisen sprachen: „Wer wird unserer sich erbarmen, wenn Baruch von uns scheidet?

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann wenn er nicht daheim ist, den Kindlein Nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit Allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen; theilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich." — Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also besteht der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt im Segen.

85. Die Armen sind unsere Brüder, denn Gott ist ihr Vater, wie der unsrige.

Einst fragte ein Heide den Rabbi Akiba: „wenn es wahr ist wie ich Euch oft sagen hörte, daß Euer Gott ein Freund der Armen sey, warum nimmt er sich denn ihrer nicht an, oder mit anderen Worten, warum läßt er sie denn in Armuth schmachten?

„Die Ursache davon ist," antwortete Akiba, damit wir das Verdienst haben mögen, sie zu erquicken und uns so vor den Qualen des Gehinnom retten" *).

„Das nennt Ihr ein Verdienst?" fragte der Römer. „Ich sollte eher glauben, es sey ein Vergehen, für das Ihr in Gehinnom bestraft zu werden verdient. Denkt nur, daß ein König gegen einen seiner Sklaven zürne und ihn in's Gefängniß bringen ließ, wo er ohne Speise und Trank liegen solle. Würde der König nicht gerechte Ursache haben, auf den unwillig zu werden, der dem Gefangenen das Eine oder das Andere brächte?"

„Aber stelle dir einmal vor," sprach der Rabbi, „daß der König gegen einen seiner Söhne zornig geworden sey. Im ersten Augenblicke seines Unwillens befahl er, ihn in's Gefängniß zu bringen und ihm

---

*) Gehinnom, d. h. das Thal Hinnom, in der Nähe Jerusalem's (Josua 15, 8). Unter verschiedenen Königen aus dem Stamme Juda ward es späterhin durch die mancherlei Verbrechen bekannt, die hier begangen wurden. Jeremias schalt deßhalb die Israeliten (7, 31) mit den Worten: „Und sie erbaueten die Höhen des Thophet, der im Thale Ben Hinnom (des Sohnes von Hinnom) ist, um ihre Söhne und Töchter zu verbrennen im Feuer, was ich nicht geboten und mir nicht in den Sinn gekommen." Späterhin war darum dieser Ort so verabscheut, daß schon sein Name Schrecken einflößte und mit Hölle gleichbedeutend wurde. So versteht es Rabbi Akiba, Jeremias prophezeit dies a. a. O.

keine Nahrung zu reichen. Glaubst du denn nun wohl, daß der König mit einem seiner Unterthanen zürnen werde, der das Unglück des Sohnes minderte und so dem Vater selbst treu war? Wird er ihn nicht vielmehr dafür belohnen? — Uebrigens hat unser Gott befohlen, daß wir den Armen erquicken sollen, denn also sprach er durch seinen Propheten Jesaias: „Brich dem Hungrigen dein Brod und den weinenden Armen führe in dein Haus.“ „Und so ist es ein Verdienst, die Armen zu unterstützen.“

86. Spotte nicht der Armuth und der natürlichen Gebrechen.

„Wer des Armen spottet, tadelt dessen Schöpfer.“

„Verachte den Armen nicht, denn du weißt nicht, wie bald du sein Loos theilst. Verachte die Gebrechlichen nicht; ihre Gebrechen sind nicht ihr Werk, und warum willst du ihr Unglück mehren?

„Verachte keine Creatur; auch die geringste ist ihres Schöpfers werth.“

Als Rabbi Eliеser aus der Stadt heimkehrte, in der sein Meister wohnte, war er gar sehr wegen der Weisheit aufgeblasen, die er erlangt hatte. Auf seinem Wege aber traf er einen sonderbar verunstalteten und häßlich aussehenden Mann, der denselben Weg wanderte. Und der Fremde grüßte ihn mit den Worten: „Friede sey mit dir, Rabbi!“ Doch Eliеser, stolz auf seine Wissenschaft, erwiederte nicht den freundlichen Gruß, betrachtete bloß die häßliche Gestalt des Fremden, und sagte scherzend: „Racca, sind die Einwohner deiner Stadt alle so mißgestaltet, wie du?“

Da wunderte sich der Fremde über den Mangel an Sitte bei Eliеser, und rief, über solchen Spott erzürnt: „Das weiß ich nicht. Besser würdest du thun, den großen Meister darnach zu fragen, der mich geschaffen hat!“

Der Rabbi ward seines Fehlgriffs gewahr, stieg von dem Thiere herab, auf welchem er ritt und warf sich dem Fremdlinge mit der Bitte zu Füßen, ihm einen Fehler zu verzeihen, den er in der Unbesonnenheit des Herzens begangen habe und stets aufrichtig bedauern werde.

„Nein“ zankte der Fremde, „erst gehe zu dem Künstler, der mich geschaffen hat, und sage ihm: Großer Meister, welch' ein häßliches Gefäß hast du gebildet!“

Elieser fuhr mit Bitten fort, jedoch der Fremde achtete ihrer nicht. Während der Zeit aber kamen sie nahe zu der Stadt, in welcher Rabbi Elieser geboren war. Die Einwohner hatten Kunde von seiner Ankunft und zogen in Menge einher, ihn zu begrüßen. „Friede sey mit dir, Rabbi," riefen sie, „willkommen seyst du, unser Lehrer!"

„Wen nennt ihr Rabbi?" fragte da der Fremde. Das Volk zeigte auf Elieser.

„Und ihm gebt ihr die Ehre des Namens Rabbi?" fuhr der Arme fort. „O, daß Israel nicht Viele habe, wie er!"

Und er erzählte, was vorgefallen war.

„Er hat Unrecht gethan!" rief das Volk, „aber er ist das gewahr worden; vergieb ihm, denn er ist ein großer Mann und wohl erfahren im Gesetze!"

Der Fremde vergab ihm nun und bekannte, daß er nur darum so hartnäckig gewesen sey, um auf den Rabbi größern Eindruck zu machen. Elieser dankte ihm und stellte seine Weise zur Warnung auf; den Fremden aber rechfertigte er und sagte: „Ein Mensch soll nicht des Armen spotten noch des Gebrechlichen, und that er es, so wird er nicht leicht Verzeihung erhalten."

87. Wohlthun.

Simon, der Gerechte, von seiner Liebe zur Gerechtigkeit so benannt und eines der ersten Mitglieder der großen von Esra gestifteten Synagoge, die aus hundert und zwanzig Männern bestand, pflegte zu sagen: Die Welt kann nur bestehen, wenn drei Dinge fortdauern: Das Gesetz, die Verehrung Gottes und Wohlthun.

Ohne Gesetz kann kein Staat erhalten werden, Unordnung und Verwirrung müßten sogleich eintreten. Ohne Religion würden die Menschen nur kluge Thiere seyn, welche selbst der starke Arm des Gesetzes kaum bändigen könnte, und Religion ohne Wohlthun verdient gar nicht solchen heiligen Namen.

88. Die Leiter der Barmherzigkeit.

Acht Stufen der Barmherzigkeit gibt es, sagt Maimonides.

Die erste und niedrigste ist, wenn man gibt, aber mit Widerwillen oder ungern. Die Gabe kommt dann aus der Hand, aber nicht aus dem Herzen.

Die zweite heißt: willig, aber nicht im Verhältnisse des Bedürfnisses geben, unter welchem der Leidende seufzt.

Auf der dritten gibt man willig und nach solchem Verhältnisse; aber erst, wenn man gebeten wird.

Die vierte läßt willig, im richtigen Verhältnisse und selbst unaufgefordert geben, aber man gibt es dem Armen in die Hand und macht in ihm das peinliche Gefühl der Scham rege.

Die fünfte hat das Eigene, daß man Almosen auf eine Art gibt, nach welcher der Arme die Gabe empfängt und seinen Wohlthäter kennt, aber diesem selbst nicht bekannt ist. So thaten manche unserer Vorfahren. Sie hingen Geld in verborgenen Winkeln auf, daß der Arme daraus unbemerkt nehmen konnte.

Noch höher steigt die sechste Stufe. Da kennt man die Empfänger unserer Gabe, aber sie kennen uns nicht. So pflegten es unsere Vorfahren zu veranstalten. Sie sandten ihr Almosen in die Wohnungen der armen Leute und sorgten dafür, daß ihre Personen und Namen unbekannt blieben.

Die siebente Stufe gibt noch mehr Verdienst. Sie erzeigt Barmherzigkeit in der Art, daß der Wohlthäter die Leute nicht kennt, welche er errettet und diese von ihrem Wohlthäter Nichts wissen. So thaten unsere barmherzigen Väter, als der Tempel noch stand. Denn in diesem Heiligthume war ein Ort, genannt die Kammer des Schweigens oder der Prunklosigkeit. Da legten die Frommen heimlich hinein, was ihnen ihr edles Herz zu geben gebot, und mit gleichem Stillschweigen wurden daraus die achtungswerthesten Armen erhalten.

Die achte und verdienstlichste Stufe unter allen aber ist, die Barmherzigkeit im Voraus zu üben, daß sie die Armuth verhüte, und namentlich dem Bruder, der Noth leidet, entweder ein ansehnliches Geschenk zu geben oder Geld zu leihen, ihn ein Gewerbe zu lehren oder in ein solches zu bringen, so daß er einen ehrbaren Unterhalt erwerben kann; nicht aber gezwungen sey, den schädlichen Weg einzuschlagen, seine Hand zum Almosen auszustrecken. Und darauf spielt die Schrift an, wenn sie sagt: „Und so bei dir dein Bruder verarmt und seine Hand wankt, so greif' ihm unter die Arme, Fremdling wie Beisaß daß er bei dir lebe." (3. Mos. 25, 35.) — Dieß ist die höchste Stufe der Barmherzigkeit und die Spitze ihrer goldenen Leiter.

89., Die Diamanten-Ernte.

Als in einer Nacht des Winters 1837 bis 1838 vor dem Hôtel des englischen Gesandten in Paris, der eine Gesellschaft gegeben hatte, die Equipagen vorfuhren, lag ein armer Greis an einer Säule des Portal's und wimmerte: „Möge Gott mir, der ich elend und arm bin, einen schnellen Tod senden, da ich keine Kraft zum Arbeiten mehr habe!" Eine junge Frau hörte diese Klage, als sie eben einsteigen wollte. Sie näherte sich dem Greise, und von seinem eben so ehrwürdigen, als hilflosen Aussehen ergriffen, nahm sie eine Aehre von Diamanten aus ihren schönen Haaren und gab sie dem Greise mit den Worten: „Wahrhaftig, es ist nicht mehr, als billig, daß der Arme auch seine Ernte habe." Der Wagen rollte fort; aber der Greis betete dankerfüllt mit gefalteten Händen für die edle Herzogin von * * *

90., Menschenrettung.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder; zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Strom wuchs an und schwoll.
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis'
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quadersteinen von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner, o Zöllner entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.

Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blicket in die Fluth hinaus.
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulet noch lauter, als Sturm und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte Niemand Retter seyn.
Der bebende Zöllner, mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen*) sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter, Retter! komm' geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

*) Pistole — eine Goldmünze, welche 9 fl. gilt.

„Halloh! Halloh! Frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er sah den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu seyn.

Und drei Mal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und drei Mal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letztern in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

„Hier,“ rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist der Preis! komm her, nimm hin!“
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt;
Dem Zöllner werde das Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

91. Edelmüthige Aufopferung.

Als im Jahre 1780 der Oderstrom, welcher die Stadt Frankfurt in zwei Hälften scheidet, ausgetreten war, und die Bürger und ihr Eigenthum bedrohte, verdankten sie besonders den Anstrengungen des von dem Prinzen Leopold befehligten Regiments und den von ihm persönlich geleiteten Maßregeln ihre Rettung. Nur mit der größten Gefahr, der sich die Arbeiter dabei aussetzten, gelang es, die schützenden Dämme zu erhalten. Fünf Jahre waren seitdem verflossen, und abermals drohte Verderben der Stadt. Es war im Monat April 1785. Die aus Schlesien herabkommende Oder, durch das Schmelzen des Schnees im Riesengebirge angeschwellt und durch den bei Krossen in sie einströmenden Bober verstärkt, übertrat die Ufer, als die Eisdecke, die auf ungewöhnliche Weise den Strom gefesselt hatte, gebrochen war. Boten aus den höher gelegenen Gegenden des Landes drängten sich in Frankfurt's Thore und überbrachten die Nachrichten von den Verheerungen, welche die ungebundene Fluth überall verbreitete. Mit ängstlicher Besorgniß harrte man in der Stadt des unvermeidlichen Hereinbrechens der Gefahr; in der Eile dachte man, die Brücke zu verwahren und die Dämme zu schützen; rastlos war die Arbeit, die selbst während der Nacht nicht ausgesetzt wurde, und wer nicht selbst thätig dabei sich zeigte, stand in gespannter Neugierde da, den Anfang des furchtbaren Schauspiels, den Kampf der Gewässer und des Eises mit anzusehen. Daß es einem Manne, wie dem Prinzen, als das dringendste Bedürfniß erschien, hier werkthätig und hilfreich einzuschreiten, kann Jeder leicht denken. Sogleich gab er bei der städtischen Behörde die Erklärung ab, daß er und seine Soldaten zu allen guten Diensten sich bereit hielten. Unglaublicher Weise soll der Magistrat dieß Anerbieten abgelehnt haben. Man glaubte, daß es bei der dringenden Gefahr nicht dienlich erschien, den Oberbefehl über die getroffenen Anstalten zu theilen, oder daß die Zuversicht zu denselben so groß war, daß man auch ohne den angebotenen Beistand des Mißgeschickes Meister zu werden hoffte. Diese Weigerung mochte allerdings auf das Gemüth des Prinzen einen verletzenden Eindruck gemacht haben, und er soll, um diesen zu überwinden und sich zu zerstreuen, am Vormittage des 27. April die Abnahme von Recruten in einer von der Oder entfernten Vorstadt anberaumt haben. Es war, als wollte er, von seiner ersten widerwärtigen Aufregung geleitet, weder sehen noch hören, was am Wasser vorginge. Am Morgen dieses Tages

war übrigens die Gefahr noch nicht wirklich hereingebrochen. Stadt und Dammvorstadt standen noch in Verbindung; auf der Brücke wurde fortwährend gearbeitet; viele dem Wasser zunächst gelegene Wohnungen wurden geräumt; die Menschen waren darauf bedacht, ihr Eigenthum zu retten, ehe sie daran dachten, ihre Person in Sicherheit zu bringen. So kam die zehnte Vormittagsstunde heran, und man fand für nöthig, die Zuschauer von der Brücke zu weisen; dann mußten die Arbeiter der immer augenscheinlicher werdenden Gefahr weichen. In demselben Augenblicke stürzten auch einige Pfeiler zusammen; die Eisschollen häuften sich, und verstopften eine enge Stelle; die Fluth durchbrach den Damm, und der nördliche Theil der Vorstadt stand unter Wasser und gab Raum dem gleich einem tosenden Meere sich einherwälzenden Strome.

So stand die Sache, als der Prinz zwischen 11 und 12 Uhr von seiner Musterung zurückkehrte. Er erfährt was sich indeß zugetragen hat, und keinerlei Rücksicht nunmehr beachtend, eilt er der Oderbrücke zu. Der dicht gedrängte Volkshaufe macht sogleich dem Prinzen ehrerbietig Platz, der sich nun von Allem selbst überzeugt. Drüben, am jenseitigen Ufer, sieht er kaum die Gefahr; erblickt er kaum die emporgehobenen Arme der um Rettung Flehenden; hört er das ängstliche Rufen durch das Donnern der Wogen und der Eisschollen zu sich herüberdringen, als er einen Kahn besteigt, ungeachtet der Bitten der Umstehenden, die ihn von dem kühnen Vorhaben zurückhalten wollen. Er macht sich aus den ihn haltenden Händen los und befiehlt den Ruderern, zwei starken gewandten Burschen von seinem Regimente, vom Lande abzustoßen. Pfeilschnell fliegt das zerbrechliche Fahrzeug dahin; die am Ufer Stehenden folgen mit Angst und Entsetzen in den Blicken seiner Bahn; aber der Prinz steht muthig, kühn aufgerichtet da, nimmt den Federhut ab und winkt freudig den Bedrängten zu, daß er Hilfe bringe. Ueberall drängen sich die Menschen hinzu, um das Ende des Wagestücks zu beobachten, und die Meisten lassen ein stilles Gebet zum Himmel emporsteigen. Auf dem stehengebliebenen Pfeiler der Brücke sieht man Offiziere, die Cameraden des Fürsten, ihm bewundernd nachschauen und seinen Gruß erwiedern. Die Bedrängten blicken ihm ermuthigt entgegen, und segnen ihren Retter. Schon glaubt man das Schwerste überstanden; die Ruderer suchen jetzt aus dem Wirbel in ruhigeres Wasser zu gelangen, und eine günstige Landungsstelle zu gewinnen. An der Ecke des Dammes ist eine Weide umgesunken, die mit ihren Wurzeln nur locker im Boden haftet und deren Zweige in

der Strömung spielen; an diesen Baum stößt der Kahn und schlägt um. Ein schrecklicher Schrei des Entsetzens erfüllte die Luft, von den Tausenden der an beiden Ufern Versammelten ausgestoßen. Die Fährleute sind im Stande die Aeste zu fassen, und retten sich mit geringer Mühe; der Prinz versinkt in den Fluthen. Zwar bemühen sich tausend Hände der auf dem Damme Herzugeeilten um den Theuren, und nach wenigen Secunden, kaum dreißig Schritte von dem Sturze des Kahns, gelingt es, ihn aus dem Wasser zu ziehen; allein das Leben war bereits entflohen; der Prinz ist eine Leiche!

Sogleich verbreitet sich die Trauerkunde durch die ganze Stadt: Prinz Leopold, der edle Menschenfreund, der von Allen Geliebte, sey ertrunken. Einige gab es, welche dem Gerüchte widersprachen. Man hatte gesehen, daß die Schiffer sich an der Weide festgehalten und gerettet hatten, und da die Verbindung mit der Vorstadt unterbrochen war, so konnte man allerdings nicht bestimmt wissen, ob dem Prinzen nicht auch dieß günstige Geschick zu Theil geworden war. Erst um fünf Uhr Abends war die Verbindung wieder bewerkstelligt, und nun stellte sich die traurige Wahrheit heraus. Augenzeugen berichten: daß man auf den Straßen die Armen die Hände ringen gesehen, weinend auf den Knieen liegen, um für ihren Wohlthäter zu beten. Er war ein Held, ein Märtyrer der Liebe zum Volke geworden; Alles vereinigte sich, zur Verherrlichung des edeln Todten beizutragen, dessen ganzes Leben nur Liebe und Hingebung für die leidende Menschheit war und dessen Tod diese Hingebung besiegelte. Die Kunde von dem Opfertode des jugendlichen Helden durchflog Deutschland, und strahlte weit über dessen Grenzen hinaus. Man verbreitete die Heldenthat in Wort und Schrift, in Bild und Liederweisen im Volke, und so wird sie leben fort und fort, und in ihr ein Held im schönsten Lichte, und wohl noch in spätesten Zeiten wie eine schöne, erquickliche Sage sich erhalten.

92. Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe.

Als Alexander der Große hinaus zog, die Welt zu erobern, kam er zu einem Volke Afrika's, das in einer fernen, abgesonderten Gegend in friedlichen Hütten wohnte, und weder den Krieg noch den Eroberer kannte. Und man führte ihn zum Herrn des Landes, welcher ihn gastfreundlich empfing, und vor ihm goldene Datteln, goldene Feigen, so wie auch Brod von Gold auftragen ließ.

„Esset Ihr Gold in diesem Lande?“ fragte Alexander.

„Ich nehme es für ausgemacht an,“ erwiederte der König der Afrikaner, daß du gewöhnliche Speise genug in deinem eigenen Lande hast. Weßhalb wärest du wohl sonst gekommen, als um des Goldes willen?“

„Dein Gold hat mich nicht hergeführt! Ich wollte mit Euern Sitten und Gebräuchen bekannt werden!“ rief Alexander.

„Wenn das ist, dann bleibe bei uns, so lange es dir gefallen wird!“ bat der Andere. Und als sie so gesprochen hatten, traten zwei Männer herein, um über eine Sache entscheiden zu lassen. Der Eine klagte: „Von diesem Manne kaufte ich ein Stück Landes, und als ich eine tiefe Furche hineinzog, fand ich einen Schatz. Derselbe gehört aber doch nicht mir, denn ich kaufte den Acker, nicht aber Schätze, die darin vielleicht verborgen seyn möchten. Er aber will nun den Schatz nicht annehmen.“

Da vertheidigte sich der Andere, und sprach: „Habe ich doch auch ein Gewissen, gleich meinem Freunde hier! Ich habe ihm den Acker verkauft mit Allem, was dazu gehört, und folglich auch mit dem Schatze, der darin lag.“

Der Herrscher aber und oberste Richter in diesem Lande wiederholte ihre Worte, damit Beide sahen, wie er sie wohl verstanden habe, sann eine Weile nach, und fragte dann den Einen: „Hast du nicht einen Sohn?“ — Und den Andern: „Hast du nicht eine Tochter?“ — Als hierauf Beide „Ja“ antworteten, entschied er: „so lasse deinen Sohn die Tochter deines Freundes heirathen, und gib ihnen den Schatz zur Aussteuer!“

Alexander aber schien erstaunt und überrascht.

„Hältst du meinen Ausspruch für ungerecht?“ fragte ihn der Afrikanerfürst.

„Nein!“ war Alexander's Gegenrede; „aber er nimmt mich doch Wunder!“

„Und wie würde wohl in deinem Lande verfahren worden seyn?“

„Aufrichtig gesprochen — wir hätten beide Parteien in Gewahrsam gebracht, und ihnen den Schatz zum Besten des Königs weggenommen.“

„Zum Besten des Königs! Wie! — scheint denn in deinem Lande die Sonne?“

„O ja!“

„Und regnet es auch daselbst?“

„Freilich!“

„Wunderbar! Aber — sind denn auch Thiere daselbst, welche von Gras und grünen Kräutern leben?“

„Sehr viele; von aller Art!“

„Nun, das muß die Ursache seyn! Wegen dieser unschuldigen Geschöpfe läßt der Allgütige seine Sonne scheinen, und Regen auf Euer Land fallen; denn die Bewohner desselben sind solches Segens nicht werth!“

93. Der Gute übt gern Gerechtigkeit.

Unter den Tugenden, welche die alten Ebräer zierten, war Gastfreundschaft keineswegs die geringste. Sie freuten sich, wenn sie Fremde bewirthen, und ihnen Annehmlichkeiten verschaffen konnten. Es traf sich einst, daß zwei Reisende zu dem Hause des Rabbi Phineas, des Sohnes Jair's kamen. Der Rabbi bat sie, einzutreten, einige Erfrischungen anzunehmen und über Nacht bei ihm zu bleiben. Und sie nahmen dieß willig an. Sie hatten aber einige Maß Gerste bei sich, welche sie ohne Zweifel am nächsten Markttage verkaufen wollten. Diese gaben sie ihrem freundlichen Wirthe, sie bis zu ihrem Fortgehen aufzubewahren. Früh am Morgen nahmen sie Abschied von dem Rabbi, dankten ihm für seine Gastfreundschaft, und traten auf's Neue ihre Reise an. Doch in der Eile vergaßen sie ihre Gerste. Phineas wartete mehrere Tage auf sie. Als er sah, daß sie nicht wiederkehrten, befahl er, die Gerste zu säen, und die Ernte davon aufzubewahren. Es verging mehr als ein Jahr, bevor die Reisenden wieder kamen. Aber kaum sah sie Phineas, als er sie wieder erkannte. „Ihr kommt,“ sprach er, „wahrscheinlich der Gerste wegen wieder zu mir?“

„Ja, Rabbi!“ antworteten sie. „Als wir das letzte Mal bei dir waren, fühlten wir eine solche Freude über deine Gastfreundschaft, daß wir nicht eher an die Gerste dachten, als bis es zu spät war zurückzukehren. Doch sprich nicht davon; sie wird verdorben, und kaum des Mitnehmens werth seyn!“

„Da irrt Ihr Euch!“ erwiederte Phineas. „Eure Gerste ist so gut, wie irgend eine!“

Und er führte sie zur Scheune, und gab ihnen zu ihrem Erstaunen und zu ihrer Freude wohl fünfhundert Maß, denn so viel hatte die zurückgelassene Gerste getragen.

94. Die Krone des Alters.

Den der Schöpfer ehrt, sollten den nicht auch Menschen ehren? — Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupte ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest, und erzählten ihren Kindern, wodurch sie so alt geworden.

Der Eine, ein Lehrer des Volkes, sprach: „Nie kümmerte mich, wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden."

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: „Nie habe ich mich zu meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt."

Der Dritte, ein Richter des Volkes, sagte: „Nie nahm ich Geschenke; nie bestand ich starr auf meinem Sinne; im Schwersten suchte ich mich jeder Zeit zuerst zu überwinden; darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet."

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küßten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „Wie Eure Jugend, sey auch Euer Alter. Es werde Euch in Eurem hohen Alter das, was Ihr uns jetzt seyd, auf greisem Haare eine blühende Rosenkrone."

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

95. Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden.

Es traf sich, daß Rabbi Saphra mit seinen Schülern spazieren ging. Und als sie einher wanderten, begegneten sie unweit der Stadt einem Manne, der, vermeinend, daß ihm der Rabbi absichtlich ent gegen gegangen sey, ihm für solche Höflichkeit dankte.

„Thue das nicht," sprach Saphra. „Ich komme bloß, um spazieren zu gehen."

Da war der Mann verlegen und schämte sich. Die Schüler aber, welche es gehört hatten, fragten ihren Meister, warum er denn so handle?

„Wollt Ihr, daß ich mich einer Unwahrheit schuldig mache? entgegnete der aufrichtige Rabbi.

„Nein,“ sprachen seine Schüler. „Aber du konntest ja schweigen!“

„Meine Söhne!“ belehrte sie der fromme Rabbi, „es schickt sich nicht für einen Mann aus Israel, sich ein Verdienst anzumaßen, das ihm nicht zukommt, noch seinem Nächsten durch Worte oder durch Schweigen eine falsche Meinung beizubringen.

96. Ehrlichkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit dürfen unter keinen Umständen verletzt werden.

Es gibt keine der Sittlichkeit nachtheiligere Meinung, keine, die so furchtbar an übeln Folgen ist, als die, welche für Ehrlichkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit verschiedene Abstufungen hat. Laster bleibt Laster, es mag Freund oder Feind das Opfer davon seyn. Durch den Kreis, in welchem es sich bewegt, wird es nicht verändert. Die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit lassen sich durch kein Zusammentreffen einzelner Umstände erschüttern. Und doch glauben Manche, sonderbar genug, sich das Eigenthum ihrer Verwandten anmaßen zu dürfen, ohne daß diese vorher einwilligen. Andere glauben, man könne gegen Solche Betrug üben, welche uns betrogen und beeinträchtigt haben. Noch Andere bilden sich ein, daß Unehrlichkeit, Unredlichkeit und Unrechtlichkeit nur in Bezug auf die Glaubensgenossen untersagt seyen. Daß solche Meinungen eben so thöricht als falsch sind, bleibt eben so gewiß, als das, daß die heilige Schrift keinen Unterschied der Art macht. Die wichtigsten Gesetze darüber drücken sich allgemein aus, ohne die geringste Ausnahme zu machen. Du sollst nicht stehlen, heißt es; du sollst kein falsches Zeugniß geben wider deinen Nächsten. — Thue nicht Unrecht im Gericht, im Längenmaß, im Gewicht und im Hohlmaß. Richtige Wage, richtige Gewichtsteine, richtiges Scheffelmaß und richtiges Kannenmaß soll bei Euch seyn! So lauten diese und ähnliche Gesetze. Sie verpflichten zu allen Zeiten, an allen Orten und gegen alle Menschen. Und wenn das Gesetz in einzelne Dinge eingeht, dann nennt es gerade die Verhältnisse noch besonders, unter welchen zu befürchten wäre, daß wir uns solcher Verpflichtung frei erachten möchten. Du sollst den Fremden nicht drücken! d. h. den Mann, dem du durch keine besonderen Bande

oder Umstände zugethan bist. Wir dürfen, wie die alten Weisen es erklären, dieser Weisung zufolge, auch nicht durch Worte den Fremden drücken und behelligen.

Und Israel's Weise lehrten nicht bloß also, sondern übten auch diese strenge Gerechtigkeit, wie folgende Beispiele zeigen:

Ein Ismaelit verkaufte einst dem Rabbi Simon ein Kameel, und die Schüler des Letztern führten es nach Hause. Als sie aber den Sattel abnahmen, fanden sie ein diamantenes Halsband, das unter ihm lag.

„Rabbi, Rabbi!" riefen sie, „der Segen Gottes macht reich!"

Sie wollten damit andeuten, daß es Gott gegeben habe.

„Traget die Diamanten dem Manne hin, von welchem ich das Thier kaufte!" sprach der Rabbi. „Er verkaufte nur das Thier, nicht aber die kostbaren Steine!"

Die Diamanten wurden dem zufolge zu nicht geringem Erstaunen des Eigenthümers zurückgegeben, aber der Rabbi hatte die schätzbarsten sich erhalten: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.

Rabbi Huna handelte viel mit Wein und hielt große Vorräthe davon. Er hatte aber das Unglück, daß vierhundert Faß desselben verdarben, und zum Verkaufe untauglich wurden. Rabbi Jehudah und einige andere Weisen kamen, und trösteten ihn. Sie theilten ihm ihren Kummer über seinen großen Verlust mit und baten ihn dann, doch seine Handlungen zu bedenken und zu prüfen.

„Meine Freunde," sagte Huna, der in der That tugendhaft war: „meinet Ihr denn, daß ich eine Sünde that, die solcher schwerer Strafe werth sey?"

„Und glaubst du," fragten ihn die Weisen ihrerseits: „daß der Richter im Himmel ohne Ursache züchtige?"

„Wohlan denn," sprach Huna, „so Ihr irgend einen Fehl an mir wißt, so würdet Ihr besser thun, Ihr würdet ihn mir nennen!"

Da machten ihn seine gelehrten Freunde aufmerksam, wie er es versäumt habe, den Gärtnern den Abfall im Weinberge zu geben, welchen sie für deren gerechten Antheil erachteten.

„Das ist wohl wahr," vertheidigte sich der Rabbi. „Aber welches Vergehen ist dabei? Wißt Ihr nicht, daß die Gärtner nicht sehr ehrlich zu seyn pflegen, und mehr nehmen, als ihnen gebührt?"

„Sey es!“ riefen die Weisen. „Aber du vergissest des Sprichwortes: Wer dem Unrechtlichen stiehlt, nimmt Theil an seinem Raube.

Sie wollten ihm damit andeuten daß man selbst gegen solche rechtlich handeln müsse, welche uns beeinträchtigen. Huna war zwar reich, mächtig und gelehrt, aber er schämte sich nicht, seinen Fehler zu gestehen. Er machte denselben gut, und dankte den Weisen für die Lehre, die sie ihm gegeben hatten. *)

Rabbi Saphra wollte eines seiner Güter verkaufen, und forderte einen gewissen Preis dafür. Es war nun Jemand, der Lust hatte es zu kaufen, und that ihm ein Gebot, das viel weniger, als der wahre Werth war. Einige Zeit nachher mangelte dem Rabbi das Geld und er entschloß sich, das Gebot anzunehmen. Doch in der Zwischenzeit hatte der Andere, voll des Wunsches, das Gut zu erhalten, und unbekannt mit dem Entschlusse des Rabbi sich vorgenommen, ihm die früher verlangte Summe zu zahlen, und kam deßhalb zu ihm. Doch der redliche Saphra weigerte sich, sie zu nehmen; „denn,“ sprach er, „ich hatte mich entschlossen, bevor du kamst, zu nehmen, was du mir zuerst geboten hattest. So gib es mir, und ich werde zufrieden seyn. Mein Gewissen erlaubt mir nicht, hier anders zu verfahren!“

Rabbi Saphra handelte, wie es im 15. Psalm geschrieben steht:

„Wer darf, o Herr! in deinem Zelte wohnen?
Wer auf deinem heil'gen Berge ruh'n?
Der redlich wandelt, Recht ausübet;
Vom Herzen Wahrheit redet.“

97. Früher begangenes Unrecht eines Unglücklichen darf das Mitleid gegen ihn nicht hemmen.

Wenn deinen Feind hungert, gib ihm Brod zu essen, und wenn ihn dürstet, gib ihm Wasser zu trinken;

---

*) Zu beachten ist in dieser Geschichte allerdings, daß die Vorzeit hierin beschränkter dachte; daß diese Erzählung also nicht dazu dienen darf, den schädlichen, irrigen Grundsatz zu beweisen: es sey jeder Unfall, der uns trifft, eine Strafe für einen Fehltritt, für eine ungerechte Handlung.

denn Kohlen sammelst du auf sein Haupt*), und der Ewige wird es dir vergelten."

So lehrte der königliche Weise (Spr. Sal. 25, 21. 22.) und die Tugendhaften in Israel handelten darnach. Rabbi Jehosua hatte das Unglück, mit einem verkehrten und zänkischen Weibe vereint zu seyn. Sie zollte ihm nicht die Achtung, welche seinem Stande gebührte, sondern höhnte ihn oft in Gegenwart seiner Schüler. Als diese sahen, wie sie ihn oft plagte, fragten sie ihn, warum er sich nicht von ihr scheiden lasse, und einer so störrischen Gefährtin los zu werden suche? Da antwortete er: „Ihre Mitgift war groß und ich bin arm. Es würde aber doch ungerecht seyn, wollte ich sie wegsenden, ohne ihr zu erstatten, was sie mit zubrachte."

Eines Tages stattete der reiche und gelehrte Elieser, der Sohn des Asarja, unserem Rabbi einen freundschaftlichen Besuch ab. Erfreut, das große Licht der Weisheit zu sehen, in der Meinung, er sey durch die Gegenwart eines solchen Mannes hoch geehrt, drang er in ihn, zu bleiben, und mit ihm zu Mittag zu essen. Und Rabbi Elieser willigte ein. Die böse Ehefrau aber, die sich daran ergötzte, wenn sie ihren Gemahl kränken konnte, drehte seinem Freunde den Rücken zu, machte unschickliche Geberden und gab ihm wohl zu verstehen, wie wenig sie sich um ihren Mann und seinen Freund kümmere. Jehosua nahm jedoch von ihrem unhöflichen Wesen keine Kenntniß, sondern fragte sie sanft, was sie auf den Mittag zu essen habe? „Nichts," war ihre Antwort, voll übler Laune gegeben, „als ein wenig Gemüse!" ob sie gleich für sich einige feine Küchlein bereitete.

Rabbi Elieser sah nun wohl, daß sein Freund nicht mit dem besten Weibe verbunden sey und rieth ihm daher sich von ihr zu scheiden, und als Jehosua seine Armuth anführte, gab er ihm eine große Summe Geldes, um die Ehescheidung ausführen, und seinem Weibe die Mitgift verabreichen zu können. Das Weib ward also von ihm getrennt, und heirathete nach einiger Zeit den Büttel der Stadt. Der wurde kurz darauf blind, war nicht mehr im Stande seines Amtes zu warten, und ward so arm, daß er sein Brod auf den Straßen zu erbetteln gezwungen war. Und sein Weib hatte das traurige Geschäft, ihn von Haus zu Haus zu führen und das Mitleid der Wohlthuenden und

*) d. h. du bringst ihn dahin, daß er einsieht, er habe dir Unrecht gethan.

Großmüthigen rege zu machen. Doch hatte das Weib bei solchen demüthigenden Dingen Stolz genug behalten, das Haus zu meiden, in welchem ihr erster Gatte wohnte. Ihr neuer unglücklicher Mann war allerdings blind, aber mit dem Charakter der Einwohner seiner Stadt nicht unbekannt, und oft hatte er von Jehosua's Frömmigkeit und Barmherzigkeit gehört. „Warum gehst du an seinem Hause vorüber?" fragte er seine Frau. Da hielt sie ihn immer mit nichtigen Entschuldigungen hin. Aber als er stets die Frage wiederholte, sagte sie ihm zuletzt die Wahrheit, wie sie ein Gefühl der Scham abhalte, in dem Hause zu betteln, wo sie einst geboten habe. — Ihr Mann jedoch war zorniger Art, und hielt dieß für keine Entschuldigung. Er drang darauf, daß sie ihn hinführe, und als sie hartnäckig sich weigerte, schlug er sie grausam. Da schrie sie laut, ihre Klagetöne riefen eine Menge Volkes zusammen, und sie, die Unglückliche, zeigte den Leuten die empfangenen Wunden. Der Mann rechtfertigte sich, indem er den Verlust anführte, den sie ihm durch solchen Starrsinn herbeigeführt habe.

Während dieses Haderns und Lärmens ging zufällig Jehosua vorüber. Er fragte nach der Ursache, und hörte kaum, wie eigentlich die Sache beschaffen sey, als er sogleich Befehl gab, dem Mangel der Armen abzuhelfen. Er kaufte ihnen ein Haus und versorgte sie aus seinem geringen Einkommen, so lange sie lebten. „Rabbi!" sprachen seine Schüler zu ihm: „ist das nicht das Weib, das dir früher dein Leben so elend machte?"

„Ja," antwortete der Meister, „und eben darum halte ich mich verbunden, ihm Beistand zu leisten."

Und so lehrte er durch sein eigenes Beispiel, daß eine einmal stattgefundene innige Verbindung von einem guten Manne nicht vergessen wird, wenn sie auch späterhin wieder getrennt wurde, und daß früher begangenes Unrecht an Denen, die jetzt unglücklich sind, in der Stunde ihrer Trübsal nicht geltend gemacht werden darf.

98. Hasse nicht die Sünder, sondern die Sünde.

Rabbi Mëir hatte sehr unruhige Nachbarn, die ihre größte Freude daran hatten, ihm alles mögliche Ungemach zuzufügen. Von ihrem beleidigenden Wesen erzürnt, bat er zu Gott, sie zu vertilgen. Dieß hörte sein Weib, und sprach: „Theurer Ehegemahl, wäre es nicht besser für ihre Bekehrung zu bitten? Erinnere dich, daß

König David nicht um Ausrottung der Sünder, sondern der Sünde bat, denn geschrieben steht: Der Sünde müsse ein Ende werden auf Erden, und der Gottlosen nicht mehr seyn. (Psalm 104, 35.) „So bitte, daß sie Reue zeigen, aber nicht umkommen.“ Der gute Rabbi aber lobte den Rath seines Weibes und flehte hinfort zu Gott, daß er die Herzen der bösen Nachbarn erleuchten, und ihre Gemüther bessern wolle.

99. Betet für die, die euch beleidigen.

Ein Fabrikarbeiter ward wegen seiner Frömmigkeit von seinen Cameraden verlacht und von dem Aufseher bespöttelt. Letzterer machte sich bei jeder Gelegenheit über die Bedenklichkeiten lustig, welche ihn abhielten, die Sabbathe und sonstigen Feiertage wie die Anderen, in Schenken mit Trinken und Spielen zuzubringen. Der fromme Arbeiter ertrug geduldig die Spöttereien seines Vorgesetzten und seiner Cameraden, und anstatt Scheltworte mit Scheltworten zu vergelten, beobachtete er weises Stillschweigen. Voll Glaubens und Nächstenliebe aber bat er Gott um Bekehrung der Spötter. Einst, als er in diesem heiligen Geschäfte vertieft war und inbrünstiger, als je, für seine Feinde betete, ging der Aufseher an seinem Stübchen vorüber. War es Neugierde oder Bosheit, er blieb stehen, um zu horchen. Eben hörte er seinen eigenen Namen aussprechen in dem feurigsten Gebete für ihn und das Heil seiner Seele. Von einem solchen Gebete, wie er jetzt aus dem Munde des schlichten Arbeiters vernahm, so kindlich, so begeistert und beredt, hatte er vorher noch keine Vorstellung gehabt, und sein anfängliches Erstaunen machte bald einer tiefern Bewegung Platz. „Nie,“ sagte er zu sich selbst, „nie habe ich so für mich gebetet.“

Am andern Tage nahm er den, der so lebhaften Antheil an dem Heile seiner Seele zu nehmen schien, bei Seite, und sagte zu ihm: „Jonathan, du mußt mir predigen.“ Der Arbeiter, welcher meinte, der Aufseher spotte seiner, versetzte: „Ihr wisset wohl, daß ich kein Prediger bin; nie habe ich mich für einen solchen ausgegeben.“ — „Ich weiß es, aber ich hörte dich gestern den Umstand meiner Seele so richtig schildern, daß du im Stande seyn mußt, meiner Bitte zu entsprechen.“ — „Es ist wahr, ich habe Eurer in meinem Gebete gedacht.“ — „Nun, so wiederhole mir, was du gesagt hast. In meinem ganzen Leben hat mich nie Etwas so tief ergriffen.“ Jonathan

widerstand nicht länger. Beide schickten sich zum Gebete an, um die Gnade und den Segen des Herrn zu erflehen. Und ihr Gebet wurde erhört. Noch an demselben Tage schlossen sie einen engen Freundschaftsbund mit einander, und von nun an besuchten sie das Haus Gottes, um da gemeinsam ihre Herzen zum Himmel zu erheben.

100., Sey großmüthig.

Ein Metzger aus Cassel, Namens Fröhlich, ging über Land, um Vieh einzukaufen. Unterweges begegnete ihm ein Mann, der ihn um ein Almosen bat. Fröhlich, hierzu sehr bereit, wandte sich um, damit Jener nicht das viele Geld zu sehen bekam, das er bei sich hatte, und suchte etliche Stücke hervor. Plötzlich aber schlug ihn der vermeinte Bettler mit einem knotigen Stocke so heftig auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden stürzte. Der Thäter, der ihn todt glaubte, fiel sogleich über ihn her, um ihm sein Geld abzunehmen; allein die beiden Hunde, welche der Metzger bei sich hatte, ergriffen ihn wüthend, und schleppten ihn, übel zugerichtet, in einen nahen Sumpf. Hierauf kehrten sie zu ihrem Herrn zurück und beleckten ihm das Gesicht so lange, bis er aus der Ohnmacht erwachte. Nachdem er völlig wieder zu sich gekommen war, sein Geld wieder vorfand und seinen Weg fortsetzen wollte, hörte er in der Nähe ein ängstliches Jammern. Er sah Spuren von Blut, ging denselben nach und sah, daß seine Hunde sich wieder mit jenem Elenden herum zerrten. Alsbald sprang Fröhlich in den Sumpf, jagte die Hunde fort, zog den übel zugerichteten Menschen, der ihm nach dem Leben getrachtet, auf's Trockene, und dann erst fragte er ihn um die Ursache jener mörderischen Begegnung. „Die äußerste Noth," versetzte dieser, „hat mich zu dieser Handlung angetrieben." Der Metzger antwortete ihm: „Ich könnte dich mit vollem Recht dem Gerichte überliefern; ich will es aber nicht thun. Da, nimm das für deine Wunden, welche dir meine Hunde beigebracht haben, und gehe deines Weges." Mit diesen Worten gab er ihm einige Thaler und verließ ihn mit dem edlen Bewußtseyn, die hohe Lehre erfüllt zu haben: „Thut denen Gutes, die euch Böses gethan."

101., Dankbarkeit.

Ein unbekannter, wiedergenesener amerikanischer Soldat bat einen Feldarzt, ihm auf sein ehrliches Gesicht hundert Piaster vorzuschießen,

um seine Schulden im Hospitale bezahlen, und zu seiner reichen Familie in Virginien, der er, aus Mangel an Posten, von seinem hilflosen Zustande keine Nachricht geben konnte, zurückkehren zu können. Der gütige Mann erfüllte sein Verlangen. Der junge Amerikaner reiste von ihm weg, und fünf Wochen nachher erhielt er einen Brief von dem Vater desselben, voll von Ausdrücken des dankerfülltesten Herzens, die man nicht ohne innige Theilnahme lesen kann. Der Brief lautete also:

„Ich hatte zwei Söhne; der Eine starb für das Vaterland, den „Andern haben Sie mir erhalten, indem Sie ihn in den Stand setzten, „zu seinen Aeltern zurück zu kehren. Von nun an soll der vierzehnte „October, an welchem Tage Sie ihm seine Bitte gewährten, ein jähr- „liches Fest in meiner Familie seyn, an dem wir Gott danken und „uns vergnügen wollen. Meine Sklaven sollen immer an diesem Feste „und an unseren Vergnügungen Theil nehmen, denn sie sind Menschen „und ich bin immer mit ihnen wie mit Menschen umgegangen. — Sie, „mein Herr, haben meinem Sohne Gesundheit, Freiheit und die Freude „verschafft, seinen Vater wieder zu sehen. Wie viele Wohlthaten haben „Sie mir dadurch erwiesen, wie viele Sorgen von meiner Familie „hinweg genommen. Sie sind unser Tröster geworden! — Kommen „Sie zu uns! — Theilen Sie mit uns den Besitz und Genuß alles „dessen, was wir haben! Sie sind unserer Familie bereits einverleibt. „Kommen Sie, nehmen Sie Besitz von dem Stuhle, der Sie an „unserm Tische erwartet. — Der Ueberbringer dieses Briefes ist der „Sohn meines Bruders; er überbringt Ihnen einen nach aller Form „Rechtens abgefaßten Schenkungsbrief über die Hälfte einer meiner „Pflanzungen, ingleichen einen Neger, den ich Ihnen schenke, einen „andern, den Ihnen mein Sohn schickt und einen dritten, den die Mutter „meiner Frau hinzufügt." *)

Unter allen Himmelsstrichen leben Menschen die da thun was gut, edel und dem lieben Gott wohlgefällig ist; aber auch solche, die da nicht versäumen ihre Dankbarkeit werkthätig zu beweisen, die sie ihren Wohlthätern zu bewähren verpflichtet sind.

102. Die Sanftmuth gewinnt und der Ungestüm stößt zurück.

Unter Herodes dem Großen lebte der weise Hillel, ein Lehrer

*) Es dürfte zweckmäßig seyn, hier die Jugend näher darüber zu belehren, welche Bewandtniß es mit den erwähnten Sklaven und Negern in dem dortigen Lande habe.

im Volke, der Demuth und Sanftmuth übte, wie es einem wahren Weisen geziemt. Wir haben ja schon Schönes und Erhabenes von diesem berühmten Hillel gelesen und um ihn noch näher kennen zu lernen, wollen wir noch Weiteres von ihm und über ihn erzählen.

Es begab sich einmal, daß ein Heide zu Rabbi Schammai kam, der finster und mürrisch seines Weges dahin wandelte. „Ich möchte ein Jude werden" sprach der Heide zu diesem, „wenn du mich das ganze Gesetz lehren kannst, so lange ich auf einem Beine stehe." Schammai aber entbrannte ob solchen Hohnes und trieb den Spötter mit seinem Stabe hinweg, welcher nun zu Hillel ging, und ihm dasselbe vortrug. Freundlich aber war dieser bereit, dem Wunsche des Heiden zu entsprechen, und sagte zu ihm: „Halte den Satz fest: was dir selbst nicht gefällt, das sollst du auch deinem Nächsten nicht thun! — Dieß ist das ganze Gesetz, und alles Andere dient nur zu seiner Erklärung. So gehe denn hin und thue also!" — Der Heide dankte ihm, und ward ein frommer und guter Mann.

Ein anderes Mal begab es sich, daß ein Heide an einer Synagoge vorüber ging und den Lehrer vorlesen hörte: „Das sind aber die Kleider, die sie machen sollen: das Schildlein, den Leibrock, Seidenrock, engen Rock, Mütze und Gürtel." Da fragte der Heide, für wen alle diese feinen Kleider bestimmt seyen? „Für den Hohenpriester!" ward ihm geantwortet. Als dieß der Heide gehört hatte, ging er zu Schammai, und sagte: „Meister, ich möchte gern ein Jude werden; aber unter der Bedingung, daß man mich zum Hohenpriester mache!" Schammai trieb ihn mit Unwillen hinweg. Und er ging zu Hillel, dem er dasselbe sagte. Dieser sanfte Lehrer Israel's aber nahm ihn höflich auf und sprach zu ihm: „Lieber Freund, hast du wohl je gehört, daß einer zum Könige gewählt wurde, ohne in den Regierungsgesetzen unterrichtet worden zu seyn? Wer hoher Priester werden will, muß sich doch erst mit den Dingen bekannt machen, die zu solch' hohem Amte gehören. So komme und lerne." Und er erklärte ihm das achtzehnte Capitel aus dem vierten Buche Moses. Als sie nun beim siebenten Verse waren, in dem geschrieben steht: Und der Fremde, welcher sich herzuthut, soll sterben, fragte der Heide, wer mit dem Fremden gemeint sey? „Das ist ein Jeder, welcher nicht von Aaron abstammt!" antwortete Hillel. „Selbst

David, der König in Israel, würde des Todes schuldig geworden seyn, wenn er das Heilige mit zu verwalten sich angemaßt hätte."

Da dachte der heidnische Mann bei sich selbst: „Wenn der Größte in Israel nicht für werth geachtet wird einem solchen Amte vorzustehen, wie könnte ich es als Fremdling?" Und er gab sein Verlangen auf, ein hoher Priester zu werden, ließ sich aber fleißig im Gesetze unterrichten, und ward aufgenommen von dem Volke, zu dem Gott gesagt hat: „Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern werden."

Nach einiger Zeit begegneten alle Drei einander, und der dankbare Judengenosse rief: „Schammai's Ungestüm trieb mich beinahe in's Verderben, aber Hillel's Demuth erhielt mich! Aller Segen komme auf dein Haupt, würdiger Lehrer Israel's; denn du hast mich unter die Fittige des Gottes Israels gebracht!"

103. Was nicht die Sanftmuth thun kann!

(Seitenstück zum Vorigen.)

Es ging ein Mann mit einem andern eine Wette ein, daß er Rabbi Hillel zum Zorn reizen wolle. Und sie setzten hundert Seckel zum Gewinn. Um nun denselben davon zu tragen, ging der genannte Mann zum Hause Hillel's, der damals nächst dem Könige der Vornehmste in Israel war, und rief mit fürchterlichem Ungestüme: „Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?" ohne daß er dessen Namen Etwas zugesetzt hatte. Hillel kleidete sich eben zum Sabbathe an, und ohne die Unart des Fremden zu beachten, that er nur seinen Mantel um, ging zu dem Fremden hin und fragte ihn, was ihm gefällig sey? Er stellte auffallende Fragen an ihn und Hillel beantwortete sie ihm mit aller Ruhe und Gelassenheit.

Der Mann ging hinweg und kam nach einigen Stunden wieder, laut schreiend: „Wo ist Hillel? Wo ist Hillel?" Der Weise that wieder seinen Mantel um und fragte: „Was willst du, mein Sohn?"

„Ich möchte doch wissen," rief der Fremde, „warum die Termudier so böse Augen haben?"

„Weil sie in sandigen Gegenden leben, der Sand ihnen in die Augen fliegt und diese entzündet," belehrte ihn Hillel.

Der Mann aber sah, wie sanft und gutmüthig der Rabbi war, und ging hinweg mit einer andern Meinung, als er zuvor von ihm gehabt hatte. Doch entschloß er sich noch einen Versuch zu machen, ihn

zum Zorne zu reizen. Er ging hin und rief: „Wo ist Hillel? ich will mit Hillel reden.“ Und wiederum fragte ihn dieser freundlich: „Was willst du jetzt?

„Wissen will ich, warum die Afrikaner so breite Füße haben!“ eiferte Jener.

„Weil sie auf weichem Boden wandeln!“ war Hillel's Antwort.

„Ich möchte dir wohl noch manche Fragen vorlegen,“ sprach der Fremde, „aber ich fürchte, du könntest böse werden!“

„Sey ohne Sorgen,“ erwiederte der sanfte Lehrer Israel's. „Frage du so viel du willst, und ich werde dir antworten, wenn ich kann.“

Der Mann, über Hillel's unerschütterliche Gelassenheit erstaunt, war voller Furcht, sein Geld zu verlieren und glaubte das einzige Mittel dagegen sey nur, ihm viele Bitterkeiten zu sagen. In dieser Absicht fragte er ihn: „Bist du Hillel, den man den Ersten in Israel nennt?“

„Ich bin Hillel.“

„Nun so gebe der Himmel, daß Israel keinen mehr hervorbringe, der dir gleich sey!“

„Und warum denn?“

„Weil ich durch dich hundert Seckel verloren habe,“ antworte er, und erzählte ihm seine Wette.

„Dein Geld ist nicht verloren,“ tröstete ihn Hillel lächelnd; „denn es wird dir eine Lehre seyn, in Zukunft vorsichtiger zu werden, und keine so thörichte Wette mehr einzugehen. Auch ist es besser daß du dein Geld verlierst, als daß Hillel die Geduld verlassen hätte.“

104. Gamaliel dient seinen Gästen.

Als der Sohn des Gamaliel Hochzeit machte, war Rabbi Eliesér, Jehosua und Zadok zum Mahle geladen, und Gamaliel, einer der Vornehmsten im Lande Israel, wartete seinen Gästen auf, schenkte einen Becher Weines voll und reichte ihn dem Rabbi Eliesér, der ihn anzunehmen sich weigerte. Er bot ihn hierauf dem Rabbi Jehosua an, welcher ihn annahm. „Freund Jehosua,“ sagte alsdann der Rabbi Eliesér, „sollen wir uns von einem Manne bedienen lassen, der so groß ist, wie Gamaliel?“ — „Warum nicht?“ antwortete Jehosua. „Hat nicht also gethan, der größer war, als er? Hat nicht Vater Abraham seine Gäste selbst bewirthet? Heißt es nicht von ihm: „„Und

er, Abraham, stand bei ihnen, und sie aßen.'''' Glaubst du vielleicht, daß er so that, weil er wußte, daß es Engel waren? Nicht doch; er hielt sie für Reisende aus Arabien, denn sonst hätte er ihnen kein Wasser geboten, ihre Füße zu waschen, und keine Speise, ihren Hunger zu stillen. Warum sollten wir unsern Wirth abhalten, einem solchen Beispiele zu folgen?''

„Weiß ich doch auch einen," fiel Rabbi Zadok ein, „der größer noch ist, als Abraham war, und eben so alle Tage thut. Wie lange noch wollen wir den Ruhm unseres Schöpfers vergessen und des Lobes seiner Creaturen gedenken? Er läßt seinen Wind wehen und sammelt die Wolken, daß sie Regen herabträufeln. Er macht fruchtbar die Erde, und bereitet alle Tage ein köstliches Mahl für seine Geschöpfe. Sein Name sey gelobt. Warum sollten wir unsern Wirth hindern zu thun, wie der Herr thut?"

105. Der Wanderer und der Dattelbaum in der Wüste.

Rabbi Nachaman war sehr reich, gelehrt und weise. Dennoch bat er seinen Freund, Rabbi Isaak, daß er ihm seinen Segen geben möchte.

„Du erinnerst mich da," sprach dieser, „an einen Mann, der beinahe den ganzen Tag in einer Wüste herumgewandelt, und nun hungerig, durstig und müde wurde. Dennoch trieb ihn die Nothwendigkeit weiter zu gehen, bis er endlich an einen sehr anmuthigen Ort kam, an dem ein feiner Dattelbaum wuchs und ein kleiner, schöner Bach rieselte. Der ermüdete Wanderer setzte sich unter dem Baume nieder, pflückte einige köstliche Früchte desselben, und erquickte sich. Dankbar für die unerwartete Erfrischung wendete er sich an seinen Wohlthäter, und sprach: „„Baum! Baum! Welchen Segen kann ich dir geben? Soll ich dir große Zweige und schöne Blätter wünschen? Du hast sie bereits. Ausgesuchte Früchte im Ueberflusse? Du bist mit ihnen bereits gesegnet. Einen belebenden Bach, der deine Wurzeln befeuchtet? Auch er mangelt dir nicht. Nichts kann ich dir also wünschen, als daß jeder deiner Sprößlinge, wohin er gepflanzt werde, blühen mag, gleich dir.'''' — Und dir, mein Freund, welchen Segen kann ich dir geben? Gelehrt und weise bist du. Reichthum hast du im Ueberflusse. Deiner Kinder sind viele. So kann ich dir nur wünschen, daß alle deine Nachkommen gesegnet seyn mögen, gleich dir selbst."

106. Freundschaft.

O, welch' ein Segen ist ein Freund,
Der, Gott, durch dich mit mir vereint,
Mich zärtlich und vertraulich liebt,
Mit mir sich freut, mit mir betrübt.

Der fromm, in heil'ger Furcht vor dir
Das Böse meidet, und mit mir
Der Weisheit und der Tugend lebt,
Mit mir nach einem Ziele strebt!

Wir theilen brüderlich dein Licht,
Wir helfen uns bei jeder Pflicht;
Wir bitten dich vereint um Kraft,
Gleich fromm zu seyn, gleich tugendhaft!

Von Fehlern hält er mich zurück
Durch weisen Rath, durch sanften Blick;
Und wenn er mir zu irren scheint,
So warn' ich ihn, als treuer Freund.

Nicht Argwohn, der so oftmals fehlt,
Nicht Neid, der uns vergeblich quält,
Auch nicht des Schicksals Unbestand,
Trennt uns'rer Liebe festes Band.

Wir theilen Alles, Lust und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und jede Zärtlichkeit versüßt
Dem Andern, was ihm schmerzlich ist.

Und trennst du, Gott, von mir den Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch Liebe, durch Gebet und Rath,
Und wo wir können, durch die That.

Vollenden wir einst unsern Lauf,
So nimmt uns dann der Himmel auf,
Wo namenlose Seligkeit
Uns ewig ungetrennt erfreut.

107. Züge ehrenwerther Gesinnung.

1. In dem Canton Schwyz, von dem die Schweiz ihren Namen hat, kam eines Abends der Bauer Velten zum Bauern Joseph, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese da haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir Beide nicht gelehrt genug sind zu wissen, welcher von uns Recht hat. Komme also morgen mit mir vor's Gericht.“ — „Du siehst, Nachbar,“ erwiederte Joseph, „daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen; ich kann also unmöglich mitgehen.“ — „Und ich,“ fuhr Velten fort, „kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden, als bis wir wissen, wem die Wiese gehört.“ — Nach einigem Besinnen sagte Joseph: „Weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe du morgen nach Schwyz, und sage den Richtern deine und meine Gründe: so brauche ich nicht mit dabei zu seyn.“ — „Wenn du,“ versetzte Velten, „das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes.“ — Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwyz, und trug seine und Joseph's Gründe vor, so gut er konnte. Am Abende kam er zu seinem Nachbar, und sagte: „Joseph, die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen. Ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun mit einander in's Reine gekommen sind.“

2. Zu Prag in Böhmen las an einem Feiertage ein Hausvater in der heiligen Schrift, und als er gerade an eine Stelle kam, welche handelt über die Wohlthaten, die wir den Verlassenen und Waisen erzeigen sollen, — siehe, da stand ein armer, achtjähriger Knabe, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, und sein Brod vor fremden Thüren suchen mußte, gerade in demselben Augenblicke auch vor seiner Thüre, und bat um ein Almosen. Der Mann hielt sogleich inne mit dem Lesen, sah seine Frau an, und rief: „Frau, hörst du?“ — Die Frau verstand ihn, denn sie hatte ein eben so gutes Herz und gab zur Antwort: „Ja, lieber Mann, ich bin völlig deiner Meinung; wir wollen thun, was geschrieben steht.“ — Alsbald riefen sie den Knaben in's Haus, nahmen ihn mit Freuden auf, und hielten ihn wie ihr eigen Kind.

108. Die Ueberschwemmung.

Ein Erdbeben hatte viele Quellen verstopft und den Lauf des Stromes verändert; dadurch verlor ein Landmann das Wasser in seinem Bache, der vormals eine Mühle trieb, und jetzt kaum noch die Wiesen netzte.

Als es sich aber nach einigen Jahren begab, daß Wolkenbrüche in der Nachbarschaft Alles überschwemmten, wodurch Menschen, Saatfelder, Heerden und Hütten zu Grunde gingen, hatte der Bach wieder so viel Wasser, daß er die Mühle treiben konnte, wie vor Alters. Da freute sich der Landmann. Aber die Gewässer verliefen sich nach einigen Tagen; da ward der Landmann von Herzen traurig, und er bat inbrünstig den Herrn des Himmels: „Ueberschwemme die Welt, damit meine Mühle wieder gehe."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie mancher Mensch übel betet, der nur an seine eigene Mühle denkt.

109. Jeder trage zum Gemeinwohl bei.

Rabbi Tarphon pflegte zu sagen: „Der Tag (das Leben) ist kurz, die Arbeit (die Pflichten) groß, die Arbeiter (die Menschen) thun wenig; groß aber ist ihr Lohn (Unsterblichkeit) und der Herr des Hauses (Gott) drängt!"

Auch pflegte er zu lehren: „Es ist nicht nothwendig, dein Werk zu vollenden, aber du hast auch die Freiheit nicht, es zu vernachläßigen. Hast du viel Kenntniß im Gesetze erworben, so wird auch dein Lohn groß seyn. Der dich anstellte, ist wohl würdig, daß du ihm vertrauest; er wird deine Arbeit lohnen. Doch erinnere dich: der Lohn der Gerechten kommt erst in einer andern Welt."

Nicht selten trifft es sich, daß selbst Gutgesinnte von lobenswerthen Bestrebungen zurückgescheucht werden, weil sie meinen, das Gute, das sie bewirken könnten, sey zu geringfügig, um einen wesentlichen Einfluß auf das allgemeine Wohl zu haben. Solchen ruft der Rabbi zu daran zu denken, daß nicht Jedem zugemuthet werde, ein Werk zu vollenden, sondern nur hilfreiche Hand zur Vollendung zu bieten. Die menschliche Gesellschaft kann in diesem Betrachte mit einer großen zusammengesetzten Maschine verglichen werden. Einige Theile derselben sind anderen untergeordnet und in verschiedenem Grade dienen sie, das

Ganze zu fördern. So unbedeutend nun solche Theile, einzeln genommen, scheinen mögen, so nothwendig und unentbehrlich sind sie dennoch. Der Zapfen eines bloßen Rades in einem solchen Getriebe ist nur ein kleiner Theil des Werkes und kann nur Wenig zu seiner Thätigkeit beitragen; doch wird der Mangel desselben entweder seine ganze Bewegung hemmen, oder wenigstens bedeutend erschweren. Und so ist es auch mit dem, was wir der Menschheit schuldig sind. Einzeln angenommen macht das Gute, das der Einzelne leistet, in der Gesammtheit des irdischen Wohles Wenig aus. Zu einem Ganzen vereint, kann dadurch Viel bewirkt werden, und somit ist Keiner berechtiget, sich davon auszuschließen, das Seinige zum Gemeinwohle beizutragen.

110. Richte nicht nach dem ersten Scheine.

Ein tapferer Offizier erhielt seinen Abschied, weil der König seine Dienste nicht mehr nöthig hatte. Da dieser Mann Nichts mehr besaß, wovon er leben konnte, so gerieth er in Dürftigkeit.

Er besuchte daher den Minister des Königs, und bat ihn, ihm eine Anstellung zu geben. Der Minister, der ihn als einen ehrbaren und geschickten Mann kannte, versprach ihm, darauf zu denken. Zugleich lud er ihn zum Mittagessen ein.

Bei Tische zieht der Minister eine zierlich gearbeitete, goldene Tabaksdose aus der Tasche. Jedermann bewundert sie als ein Meisterstück. Einer gibt sie dem Andern zur Betrachtung. — Einige Zeit nachher will der Minister eine Priese nehmen; allein er findet die Dose nicht in seiner Tasche; er erinnert sich auch nicht, sie zurückerhalten zu haben, nachdem sie die Runde um den Tisch gemacht hatte. Die ganze Gesellschaft ist bestürzt. Einer der Gäste bemerkt, es hätte sie vielleicht Jemand in Gedanken eingesteckt. Jeder fängt an zu suchen. Aber Niemanden hört man sagen, er habe sie gefunden. Ein Anderer bemerkt, die Ehre der Gesellschaft verlange es, daß man der Dose auf die Spur komme, und räth an, daß ein Jeder aufstehen, und seine Taschen in Gegenwart der ganzen Gesellschaft zeigen solle. Man befolgt seinen Rath; als aber die Reihe an den abgedankten Offizier kommt, so weigert dieser sich, es zu thun. Man sagt ihm, daß er sich dadurch verdächtig mache; aber er erwiedert, daß seine bisherige Aufführung ihn vor allem und jedem Verdacht bewahre, und besteht auf seiner Weigerung. Es zweifelt nun Niemand mehr, daß er der Dieb sey;

und man blickt nur noch mit Verachtung und Unwillen auf ihn. Er erträgt diese Beschimpfung mit Geduld. Nach Tische kehrt er in seine Wohnung zurück.

Am Abende will der Kammerdiener den Rock des Ministers aufheben, und da findet er in einem Schooße des Rockes — die Dose; denn der Sack hatte ein Loch, durch welches sie hinunter fiel.

Der Minister freut sich, daß nun die Ehre eines rechtschaffenen Mannes gerettet ist, und befiehlt, daß man den Offizier am Morgen des folgenden Tages vor ihn kommen lasse. Er kommt; der Minister empfängt ihn mit offenen Armen und verkündet ihm, daß sich die Dose wieder gefunden habe. Er bittet ihn, ihm zu sagen, warum er am Tage vorher seine Taschen nicht habe sehen lassen wollen.

„Jetzt," antwortete der Offizier, „kann ich es Ihnen sagen, weil wir allein sind. Gestern konnte ich es nicht, weil ich befürchtete, Einer der fremden Gäste möchte mir aus meiner Armuth ein Verbrechen machen. Als ich zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen zu Mittag essen würde. Ich hatte mir für den Mittag etwas Weniges zu essen gekauft, weil ich nicht im Stande war, mir regelmäßige Kost anzuschaffen. Dieß hätte Jemand bemerken können, wenn ich meine Taschen gezeigt hätte, und man hätte dann meiner gespottet. Sie wissen nun, warum ich mich weigerte, es zu thun."

Der Minister umarmt ihn auf's Neue, und verspricht ihm, sogleich an den König eine Bittschrift zu machen und sein Gesuch, ihm eine Stelle zu geben, bestmöglichst zu unterstützen.

Hierauf ladet er die ganze Gesellschaft von gestern wieder ein. Als sie versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm in das Gesellschaftszimmer. Jedermann ist höchst erstaunt. Der Minister zeigt nun die Dose, erzählt, wo man sie gefunden, und stellt den Offizier als einen vollkommen rechtschaffenen Mann vor, den der König eben im Begriffe wäre, nach Verdienst zu belohnen.

111. Verdamme deinen Bruder nicht, wegen einzelner Handlungen.

Abba Umnna, ein jüdischer Arzt, war gar sehr berühmt wegen seiner Frömmigkeit, seiner Menschenliebe, und Erfahrung in seiner Kunst. Er machte keinen Unterschied zwischen Arm und Reich, und besonders wartete er der Gelehrten, von welchen er nie die geringste Belohnung

für seine Dienste nahm. Denn er sah sie als seine Brüder und Amtsgenossen an, deren Arbeit noch wichtiger sey, als die seine, da sie bestimmt wären, die Krankheiten der Seele zu heilen.

Da Abba Ummna die Leute nicht abschrecken wollte, die seine Kunst zu benutzen gedachten, und die sich schämen konnten, wenn sie ihm nur eine kleine Belohnung brächten, so hing er in seinem Vorzimmer eine Büchse auf, und Jeder that hinein, so viel ihm gut dünkte. Sein Ruhm aber verbreitete sich immer weiter und weiter. Als nun Abba Je, der Vornehmste in der Gelehrten-Schule davon hörte, und er zu wissen wünschte, ob Alles wahr sey, was man von dem berühmten Manne erzählte, sandte er ihm zwei Schüler, welche nicht wohl waren. Der Arzt nahm sie freundlich auf, reichte ihnen Arznei, und bat sie, in seinem Hause über Nacht zu bleiben. Das thaten sie gern. Am andern Morgen nahmen sie Abschied.

Sie hatten aber einen Teppich von dem Lager, worauf sie die vorige Nacht schliefen, zu sich gesteckt; mit diesem gingen sie auf den Markt und warteten, bis ihr freundschaftlicher Wirth kam. Sie stellten sich, als hätten sie den Teppich zu verkaufen, und fragten ihn, wie viel er werth sey.

Abba Ummna nannte eine Summe.

„Meinst du nicht, daß er mehr werth sey?“ fragten die Schüler.

„Nein,“ war des Arztes Antwort, „denn es ist gerade so viel, als ich für einen Teppich gegeben, der gerade diesem gleicht.“

„Nun, guter Mann!“ riefen sie, „es ist der Deinige. Wir nahmen ihn mit hinweg aus deinem Hause. Sage uns doch einmal aufrichtig, wir bitten dich, hattest du, als du ihn vermißtest, keine üble Meinung von uns?“

„Wahrhaftig nicht,“ antwortete der fromme Mann. „Ihr wißt doch, daß ein Sohn Israel's von Niemandem Böses denken, noch über seinen Nächsten ein schlechtes Urtheil nach einer einzelnen Handlung fällen soll. Und ich war ja überzeugt, daß von diesem Teppich kein nachtheiliger Gebrauch gemacht würde. Also laßt es gut seyn. Verkauft ihn, und gebt das Geld den Armen.“

Die Schüler thaten es. Sie verließen ihn mit Dank und Bewunderung, und vergrößerten seinen Ruhm durch Verbreitung dieser edlen That.

Doch der edelste Zug im Charakter dieses Mannes bestand wohl darin, daß er nie von Armen eine Belohnung annahm und sie denn-

noch mit Allem versah, was bei ihrer Krankheit zu ihrer Genesung beitragen konnte. Hatte er sie durch seine Kunst und Pflege wieder hergestellt, dann gab er ihnen gewöhnlich Geld, und sagte: „Nun, meine Kinder, kaufet Euch Brod und Fleisch, denn dieß sind die einzigen Arzneien, so ihr jetzt nöthig habt.“ *)

112. Der Menschenfreund.

Im Jahre 1662 war in Paris eine langwierige gräßliche Hungersnoth. Als eben der Parlamentsrath von Salo eines Abends, bloß von einem jungen Bedienten begleitet, spazieren ging, redete ihn da, wo die Straße eine Ecke bildete, ein Mensch an, hielt ihm eine Pistole vor die Brust, und verlangte von ihm seine Börse, jedoch mit sichtbar größerer Furcht als die Desjenigen war, von dem er sie forderte. „Ihr wendet Euch nicht an den rechten Mann“ entgegnete ihm Herr von Salo: „ich werde Euch nicht sehr reich machen; denn ich habe nur drei Pistolen (Goldstücke) bei mir, und die gebe ich Euch recht gern.“

Der Mensch nahm sie; — er ging weg, ohne mehr von ihm zu verlangen. Als er sich entfernt hatte, befahl der Parlamentsrath seinem Bedienten, diesem Menschen heimlich nachzugehen, und so gut er könne, Acht zu geben, wohin er sich begeben würde; hernach aber ihn selbst in Kenntniß zu setzen.

Der Bediente folgt dem Diebe durch drei bis vier Straßen, sieht ihn dann in einem Bäckerladen ein Brod kaufen, und um zehn bis zwölf Gebäude weiter unten in einem Hause in's vierte Stockwerk hinaufgehen. Dort angekommen, wirft er sein Brod mitten in die Stube hinein, und sagt zu seiner Frau und zu seinen Kindern (denn er wohnte da mit seiner Familie in der Miethe): „Esset! Da ist das Brod, das mich so theuer zu stehen kommt: sättiget Euch damit! Dieser Tage werde ich an den Galgen kommen, und daran werdet Ihr Schuld seyn!“

Seine Frau weinte; sie besänftigte ihn, so gut sie konnte. Sie hob das Brod vom Boden auf und gab ihren vier kleinen Kindern davon, die vor Hunger fast starben.

---

*) Ganz ähnlich diesem Abba Ummna lebte ein jüdischer Arzt, Dr. Levi, zu Anfang unseres Jahrhunderts in Leipzig. Als Arzt und Menschenfreund that er den Armen dieser Stadt unendlich viel Gutes.

Der Bediente, welcher Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um nicht bemerkt zu werden, hatte jetzt Alles erfahren, was er wissen wollte; er merkte sich das Haus und die Straße wohl, und kehrte nun zu seinem Herrn zurück.

Am folgenden Tage, schon um 5 Uhr Morgens ließ sich Herr von Salo in das Haus führen. Unten erkundigte er sich, wer im vierten Stock wohne. Man sagte ihm, daß es ein rechtschaffener und dienstfertiger Schuhmacher wäre, der aber so arm sey, daß man ihn nicht länger in der Miethe behalten könne.

Der Parlamentsrath geht zu ihm hinauf; er klopft an die Thüre. Gleich, nachdem man ihm geöffnet hatte, war er ganz betroffen von dem Anblicke, der sich ihm darbot. Eine Frau, mit Lumpen bedeckt, die in Fetzen zerfielen. Vier unerzogene Kinder, in Stroh begraben, das ihnen als Bett dienen mußte. Ein Mann, dessen Aussehen und zerrissene Kleider Zeugen eines traurigen Zustandes waren.

Das Haupt dieser unglücklichen Familie erkannte sogleich in dem Parlamentsrathe Denjenigen, welchen er den Abend vorher beraubte. — Er wirft sich ihm zu Füßen, bittet ihn um Verzeihung und beschwört ihn, ihn nicht in's Verderben zu stürzen.

Er gesteht ihm, daß ihm die Arbeit ausgegangen sey, daß er Alles verkauft habe; Betten, Kleider, Weißzeug, nur, um seine Frau und seine Kinder zu nähren. Gestern Abend habe er seinen ersten Raub verübt, um mit den Seinigen nicht vor Hunger umzukommen.

„Erreget kein Aufsehen," sagte der Parlamentsrath von Salo zu ihm; „ich bin nicht zu Euch gekommen, um Euch in's Verderben zu stürzen. Ich weiß, daß Ihr Schuhmacher seyd. Hier, nehmt dreißig Pistolen, ich schenke sie Euch; kaufet Leder dafür; arbeitet, daß Ihr für Euch und Eure Familie Etwas verdienet; ich werde Euch nicht im Stiche lassen, wenn ich erfahren werde, daß Ihr wieder als ein rechtschaffener Mann Euer Handwerk betreibet!"

So sprach der Parlamentsrath und ging weg.

113. Sorge für des Nächsten Ehre und guten Namen.

Suchst du des Nächsten Ehr' und Achtung nur zu schmälern,
Sprichst du so oft und gern von deines Bruders Fehlern,
Verkleinerst du aus Stolz, aus Mißgunst seinen Werth
Und seinen Ruhm: wo bleibt, was dein Gesetz dich lehrt?

Wenn du aus Argwohn bloß von ihm nur Böses denkest,
Und durch ein falsch' Gerücht ihm schadest und ihn kränkest;
Wenn ihn dein Neid, dein Haß, dein Stolz, dein Spott entehrt:
Bist du ein Menschenfreund, und dieses Namens werth?

O Mensch, bedenke doch, Gott hört an jedem Orte,
Wo du nur immer bist, ein jedes deiner Worte.
Und Er, der Alles sieht, er sollte dich nicht seh'n,
Wenn du dich frech erkühnst, die Unschuld selbst zu schmäh'n?

Wenn du die Frommen höhnst, wenn du die Tugend schändest,
Dem Würdigen das Lob, das er verdient, entwendest,
Verleumder, sieht's nicht Gott, wie zügellos dann du
Ihn in den Seinen schmähst? Dein Richter hört dir zu.

Die Thränen zählt der Herr, die von gekränkten Frommen,
Die du entehret hast, wehklagend vor ihn kommen;
Es kommt, es kommt ein Tag, wo Gott einst vor Gericht,
Im Angesicht der Welt, auch dir dein Urtheil spricht.

Und du, du wolltest noch des Nächsten Ehr' verletzen?
Wollt'st, wenn du ihr geschad't, nicht schleunig sie ersetzen?
Sie sey in Zukunft dir so werth, als eig'ner Ruhm;
Beschütz' und rette sie stets als dein Heiligthum.

Wie hoch verbeut uns Gott den Mißbrauch unsrer Zungen:
Drum hüte dich doch ja vor allen Lästerungen.
Wer in dem Menschen Gott und seine Gaben ehrt,
Den ehrt auch Gott, und der ist seines Beifalls werth.

114., Die Verleumdung.

Einst ward die Schlange gefragt: „Welchen Vortheil gewährt es dir, wenn du Anderen das Leben raubst? Der Löwe tödtet und verzehrt, der Wolf würgt und verschlingt. Auch andere wilde Thiere zerstören, aber nur um ihren Heißhunger zu stillen. Du allein stichst das unschuldige Opfer, und gießest dein tödtliches Gift in seine Adern, ohne weitern Genuß, als den, deine feindselige Gier am Vernichten zu befriedigen?

„Und warum fragt Ihr mich also?" entgegnete die Schlange; „fragt doch lieber den Verleumder, welchen Gewinn er habe, wenn er sein Gift ausspritzt und Leute tödtlich verwundet, die ihm nie Etwas zu Leide gethan? Außerdem tödte ich nur Solche, die mir nahe kommen; er dagegen tödtet sogar Diejenigen, die ihm ferne sind."

115. Pflichtmäßiges Verhalten gegen andere Religionsgenossen.

So viel Menschen, so viel Brüder!
Dieß ist uns'res Gottes Ruf,
Der uns, Einer Schöpfung Glieder,
Zu vereintem Glücke schuf:
Laßt uns seinen Willen üben,
Und einander herzlich lieben.

Laßt uns die, die anders denken
Ueber Gott und Seligkeit,
Nicht verachten, hassen, kränken,
Gottes Reich ist groß und weit;
Und die Einen sind nicht minder,
Als die Andern, Gottes Kinder.

Welcher Mensch nur Gott verehret,
Redlich seinen Willen thut;
Der ist, wie Gott selbst uns lehret,
Ihm auch angenehm und gut.
Laßt uns also Liebe üben,
Und kein gutes Herz betrüben.

Die sich jeden Stolz verwehren,
Kränkung flieh'n, und doch verzeih'n,
Gern das Wohl der Welt vermehren,
Allenthalben Hilf' verleih'n,
Keinem Glück und Ruhe rauben,
Diese steh'n im besten Glauben!

Dir, Vater, Dank, und Preis und Ehre,
Von aller deiner Kinder Schaar!
Dir, Herr der großen Sternenheere,

Bring' jeder Mund Anbetung dar!
Du, unser Aller Vater, gib
Zu preisen dich, uns reinen Trieb!

Bereit, dich dem zu offenbaren,
Den Sehnsucht drängt, sich dir zu nah'n,
Nimmst du von allen Völkerschaaren,
Gebete, Lieder, Opfer an.
Ganz ohne Strahl von deinem Licht
Ist keines Menschen Angesicht.

Dem rufst du lauter, Jenem leise:
„Ein Gott ist, welcher dich erschuf!"
Nur der ist froh und gut und weise,
Der folgsam hört auf deinen Ruf;
Und wer dich fromm und kindlich ehrt,
Deß Flehen wird von dir erhört.

Kein Erdensohn hat and're Pflichten,
Als seinem Lichte treu zu seyn.
Wie könntest du den strenge richten,
Dem du mehr Licht versagtest? Nein!
Begnadigst du nicht selbst auch den,
Der's wagte, dir zu widersteh'n?

Und wir, wir sollten strenger richten?
Wir lieblos seyn, wo du verschonst?
Die Einfalt und die Tugend richten,
Die du vielleicht mit Ehre lohnst?
Den schmähen, der dich anders ehrt,
Als uns der Väter Glaube lehrt?

Wer heilig deinen Namen nennet,
Dir ehrfurchtsvoll zu dienen meint;
So gut dich ehrt, als er dich kennet,
Sey Bruder uns, mit uns vereint;
Ihm werd' erzeiget Lieb' und Treu,
Weß Volkes er auch immer sey.

116. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheere dabei, und ein bayrischer Offizier wurde zu einem Edelmanne einquartirt und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirthe, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirth sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von Jemandem auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmanne das Allerliebste, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Nein Herr Obrist,“ so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache werth ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort.“ Der Offizier aber gab darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirth immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. „Was soll das seyn?“ sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todtblassen Wirthe, that einen Stoß und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: „ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin,“ und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben? — den Maurer-

meister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist eine schlechte That. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf abgelegt hätte.

Aber was thut der Böse nicht um des Geldes willen!

Der brave Offizier ließ nun den treulosen Maurermeister hinaus vor die Stadt führen, und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute, und war kein einziger falscher darunter. Dem Edelmanne aber gab er unbetastet sein Eigenthum zurück.

Das wollen wir Beides gut heißen und wünschen, daß Jedem, der Einquartirung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräther eine solche Belohnung zu Theil werden möge.

117. Sorge für des Nächsten Eigenthum.

Theuer, wie mein eigen Leben,
Guter Nam' und Eigenthum,
Sey mir meines Nächsten Leben,
Seine Habe und sein Ruhm,
Alles, was ihm, Gott, dein Rath
Gab, und noch beschieden hat.

Immer will ich, frei vom Neide
Und vom Eigennutze rein,
Seines Segens, seiner Freude,
Seines Glücks und Ruhms mich freu'n:
Froh, daß du ihn, Gott, auch liebst,
Ihm so mild und reichlich gibst.

Hilf mir, alle Menschen lieben,
Jedermann gern glücklich seh'n,
Keinen kränken und betrüben,
Keinen drücken, Keinen schmäh'n;
Fliehen, wie's dein Wort gebeut,
Auch den allerkleinsten Streit.

Sollt' ich irgend Einen hassen,
Der mir Unrecht je gethan:
Irgend Einen hilflos lassen,
Dem ich nützlich werden kann:
Gott, so wär' ich nicht dein Kind,
Nicht, wie du es willst, gesinnt!

Laß mich halten Treu und Glauben,
Flieh'n, was Andern schädlich ist;
Keinem je das Seine rauben,
Weder mit Gewalt, noch List.
Welch ein Gräu'l vor dir ist nicht
Falsches Maß und falsch Gewicht!

Laß mich niemals mein Versprechen
Widerrufen, weil mich's reut,
Mein geget'nes Wort nie brechen,
Niemals schänden meinen Eid.
Von Betrug, Gott, laß mich rein,
Lieber arm, als treulos seyn!

Fern sey mein Leben jeder Zeit
Von aller Ungerechtigkeit;
Wie könnt' ich sonst dein Diener seyn,
Und Deiner Gnade, Gott, mich freu'n?

Wer seines Nächsten Rechte kränkt,
Auf seinen Schaden boshaft denkt,
Verletzet des Gewissens Pflicht,
Und ehrt dich, Gott der Liebe, nicht.

Denn tief in's Herz schreibst du, o Gott!
In jedem Menschen dieß Gebot:
Was du nicht willst, daß man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu.

Dein Wort, das Sündern Strafe droht,
Schärft mir das heilige Gebot,

Frei von unrechtem Gut zu seyn,
Mit noch viel größ'rem Ernste ein.

Das Haus des Diebes ist verflucht,
Wird hier schon strenge heimgesucht;
Und dort verurtheilt dein Gericht
Den ungerechten Bösewicht.

Wer Andern Schaden hat gethan
Und irgend ihn erstatten kann,
Doch deß sich weigert, findet nicht
Vor dir Erbarmen im Gericht.

Er kann nicht wahre Buße thun;
Dein Segen wird nicht auf ihm ruh'n,
Eh' er das Böse, das er that,
Nach Möglichkeit ersetzet hat.

Wohl dem, o Gott, der dieß bedenkt,
Und nie durch Unrecht Andre kränkt!
Du bist gerecht, dieß sey auch ich;
In diesem Vorsatz stärke mich.

Nicht Habsucht, und auch Armuth nicht
Verleite mich von meiner Pflicht!
Gib, daß ich meiner Pflicht getreu
Bei jedem meiner Schritte sey.

118. Die himmlische Lampe.

„Die Leuchte des Herrn ist des Menschen Odem."

Rabbi Tanchum ward eines Tages gefragt, ob es erlaubt sey, eine Kerze am Sabbath auszulöschen, wenn sie einem Kranken beschwerlich fiele.

„Welche Frage ist dieß?" rief der Rabbi. „Nicht wahr, ihr nennet eine brennende Kerze ein Licht? So ist auch die menschliche Seele eines. Ja, sie heißt sogar ein himmlisches Licht. Ist es nun nicht besser, ein Licht auf Erden auszulöschen, als ein himmlisches?"

119. Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und Feindesliebe.

Wer leben will und glücklich, der betrübe
Nie seine Brüder, sondern such' und liebe
Die Eintracht stets: sey herzlich, treu, verschwiegen,
Ein Feind der Lügen!

Er sey gerecht, sey billig; übertreibe
Nie seine Rechte bis zur Härt', und bleibe
Stets ruhig, sey im Eifer seiner mächtig,
Und stets bedächtig!

Er freue sich nicht, wenn nur die, die irren,
Aus Eifer, Recht zu haben, sich verwirren;
Nie stolz, stets frei, daß er sie leicht gewinne,
Vom Eigensinne!

Im Tadel sanft, nie bitter im Verweise;
Stets herzlich in des Bruders Ruhm und Preise;
Stets sorgsam, wenn er Fehler sucht zu bessern,
Nichts zu vergrößern!

Nachgebend, wo nicht Recht und Wahrheit leiden;
In jedem Streite sittsam und bescheiden;
Auch sittsam, wenn er siegt, holdselig, gütig;
Nicht übermüthig!

Daß Brüder sich mit Brüdern nicht entzweien,
Eil' er Verdacht und Mißtraun zu zerstreuen;
Und lindre täglich Unmuth und die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

Versöhnlich eil' er selbst der Feinde Reue
Entgegen; fordre sie nicht; und erfreue,
Noch eh' sie bitten, ohne Selbsterhebung,
Sie mit Vergebung.

Er wird in Sicherheit und Friede wohnen;
Ihn wird man preisen; wenn er fehlt, ihn schonen;

Ihn, wenn er spricht, zu warnen und zu lehren,
Mit Freuden hören.

Sein Beifall ist Belohnung; selbst Verweise
Von ihm sind lieblich; sich zum Ruhm und Preise
Wird er nicht Fehler, die er straft, vergrößern;
Wird gern sie bessern.

So wird zur Freude jeder seiner Tage;
Nach seinem Tode seufzt der Brüder Klage:
Ach, der war gut, nie stolz, nie übermüthig,
Stets sanft, stets gütig!

Mich deiner Gnade zu erfreun,
Muß ich, o Gott, dir ähnlich seyn
Und meine Feinde lieben.
Ihr Haß berechtiget mich nicht
Zur Uebertretung meiner Pflicht,
Jemanden zu betrüben.

Du, Gott! voll Nachsicht und Geduld,
Beweisest gleiche Lieb' und Huld
Im Sonnenschein und Regen.
Der Fromme nützt sie nicht allein;
Auch Böse suchst du zu erfreu'n;
Auch sie beglückt dein Segen.

Und ich, ich sollte nicht, wie du,
Voll Huld zu meiner eig'nen Ruh
Den, der mich hasset, segnen?
Voll Rachsucht, unversöhnlich seyn?
Nicht dem Beleidiger verzeih'n?
Feindselig ihm begegnen?

Unwürdig wär' ich deiner Huld,
Unwürdig, Vater, der Geduld,
Mit der du meiner schonest;
Unwürdig, daß du mir verzeih'st;

Reich so mit Segnungen erfreu'st,
Und nach Verdienst mich lohnest.

Nein, ich will Haß und Rachgier scheu'n,
Wohlthätig auch den Feind erfreu'n
Und zu gewinnen suchen.
Voll Duldsamkeit und Mäßigung
Für deren Herzensbesserung
Noch beten, die uns fluchen.

Dann darf ich, Höchster, dein Gericht
Nicht fürchten, kann mit Zuversicht
Auf deine Gnade hoffen.
Dann blick' ich, schließt sich einst mein Lauf
Mit Heiterkeit zu dir hinauf,
Und seh' den Himmel offen.

120. Höflichkeit und Dienstfertigkeit.

Ein Haufen Landleute ging einst nach der Stadt zum Markte. Da begegnete ihnen ein Herr in einem Wagen, den sie aber nicht kannten. Sie trabten mit der Pfeife im Munde vorbei, mir nichts dir nichts, ohne den Hut abzuziehen und den Herrn zu grüßen. Nur Einer war da, der stehen blieb, seinen Hut abnahm, seine Pfeife aus dem Munde zog, ihm eine freundliche Verbeugung machte, und einen guten Tag bot. Das bemerkte der Herr ganz gut.

Einige Zeit nachher hatte das Dorf, wo die Landleute her waren, das Unglück, daß ihnen der Hagel ihre Felder theilweise zu Grunde richtete. Sie suchten deßwegen bei dem Amte um Erlaß ihrer Steuern nach. Man verwies sie an eine höhere Stelle. Sie machten sich also Alle zusammen auf den Weg. Bei der betreffenden Stelle brachten sie ihr Gesuch vor. Aber weil man ihnen beweisen konnte, daß sie trotz dem Gewitterschaden doch neben ihrem Bedarf noch so viel übrig hatten, um die Abgaben davon zu bezahlen, so mußten sie unverrichteter Dinge wieder abtreten.

Als sie weggingen, rief einer der anwesenden Herren: „Ihr da, mein Freund im blauen Rocke! — Tretet einmal etwas näher! — Hier habt Ihr fünf Thaler aus meiner Tasche als kleinen Beitrag zu Euern

Abgaben! Ich kenne Euch als einen höflichen Menschen — und höflichen Leuten muß man wieder höflich begegnen."

Und das war gerade der Herr, der vor einiger Zeit im Wagen saß, und den Landleuten begegnete, als sie nach dem Markte gingen. So genau hatte er sich den Mann im blauen Rocke gemerkt! —

Ein ehrlicher Hirte zu Brienne, in der französischen Provinz Champagne, saß einst an einem Sommerabende dicht an der Landstraße unter einem Baume. Neben ihm weidete seine Heerde. Da kam ein Handwerksbursche die Straße daher, sah den Hirten, und sagte zu sich: „Nur ein Hirte, was geht dich der an? — Laß ihn sitzen!" Er starrte ihn an und ging stolz an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen.

Nach Verfluß einer halben Stunde will der Hirt nach Hause treiben; er steht daher auf und wandert mit seiner Heerde heiter seinen Weg. Da sieht er auf einmal auf dem Boden etwas Blankes liegen; er hebt es auf. Es war eine Brieftasche mit einem metallenen Schlosse, an dem der Schlüssel hing. Neugierig, was doch wohl darin seyn möchte, schließt er auf und findet da Briefschaften — auch einen Wechsel mit zweihundert Thalern ꝛc. und ein Wanderbuch, das einem Seidenwebersgesellen zugehörte. Sein Name war Joseph Strauß, Colmar sein Geburtsort. Gleich dachte er: „Die hat gewiß der stolze Handwerksbursche verloren! Er ist zwar grob und wünschte mir nicht einmal guten Tag, aber ich wollte doch, daß er sie wieder hätte."

Er trieb indeß seine Heerde weiter, da siehe aber — eilend kommt ein Mensch die Straße hergelaufen — er kann ihn zwar nicht genau erkennen, weil es schon dunkel ist, aber doch vermuthet er, es werde der Seidenweber seyn.

Der Mensch kommt näher — und siehe da — es ist mein guter Handwerksbursche, der den Hirten frägt, ob er seine Brieftasche nicht gefunden. „Wie ist Euer Name?" fragte der Hirte darauf, „Joseph Strauß." „Woher gebürtig?" „Aus Colmar. Ist es möglich, daß Ihr — —" „Da" sprach der Hirte, „da habt Ihr Eure Brieftasche und Alles wieder, was Ihr verloren habt."

Der Handwerksbursche war vor Freuden außer sich — er wollte dem Hirten eine ansehnliche Belohnung geben. „Weg damit," sagte dieser, „Ihr habt durch Eure Angst ohnehin schon genug gelitten; wir Hirten halten's für unsere Schuldigkeit, Reisenden Dienste zu leisten,

und was man zu thun schuldig ist, dafür soll man sich nicht bezahlen lassen. Aber eine Lehre, guter Freund, müßt Ihr von einem einfältigen Hirten annehmen. Für die Zukunft grüßet auch ehrliche Leute, an denen Ihr vorbeigehet; denn Ihr wißt nicht, wie sie Euch noch einmal einen Dienst erweisen können."

Beschämt ging der Handwerksbursche weiter.

121. Gerechtigkeit und Billigkeit.

Beförd're, Herr, mein Streben,
Den Eigennutz zu scheu'n,
Frei vom Betrug zu leben,
Gerecht und treu zu seyn;
Daß ich aus Habsucht nicht,
Durch schlau erdachte Ränke
Des Nächsten Rechte kränke,
So Viel mir auch gebricht.

Ich soll sein Glück vermehren,
Weil ich sein Bruder bin,
Nicht seine Wohlfahrt stören
Durch schändlichen Gewinn;
Das, was er mir gelieh'n,
Gelieh'n zu treuen Händen,
Darf ich ihm nicht entwenden,
Und listig an mich zieh'n.

Gewinn, der ihm gebühret,
Wird durch Betrug nur mein;
Was er dadurch verlieret,
Kann nie mir Segen seyn.
Sein Recht gehört mir nicht,
Nie darf ich es verletzen;
Ich muß es heilig schätzen,
Das ist Gewissenspflicht.

Er soll durch mich nicht leiden:
Und raub' ich ihm sein Gut,
Raub' ich ihm seine Freuden
Aus Geiz und Uebermuth.

So wird sein tiefer Schmerz,
Der Gram, der ihn verzehret,
Das Glück, das er entbehret,
Ein Vorwurf für mein Herz.

Ich muß mir das verbieten,
Was Andern Schaden bringt;
Und Schaden auch verhüten,
Wo kein Gesetz mich zwingt.
Was ich erstatten soll,
Das darf ich nicht verschieben;
Gerechtigkeit stets lieben,
Ist Pflicht für And'rer Wohl.

Das Gut, das sie entbehren,
Durch Habsucht oder List,
Kann nie ihr Fleiß vermehren,
Wenn's nicht erstattet ist;
Der wichtigste Gewinn
Wird ihrem Wunsch entrissen,
Wenn sie dieß Gut vermissen,
Und ist oft ganz dahin.

Wer dieß Gut zu ersetzen,
Aus falcher Scham sich scheut,
Weiß nicht das Glück zu schätzen,
Das dauerhaft erfreut.
Raubt sich sein ew'ges Heil,
Hat, weil er Brüder kränket,
Und an ihr Recht nicht denket,
Auch nicht am Himmel Theil.

Gott, dieß will ich ermessen
Den Reiz der Habsucht scheu'n;
Die Folgen nie vergessen,
Die Tod und Zukunft dräu'n,
Wenn Liebe zum Gewinn,
Die leicht mein Herz bethöret,
Mein Eigenthum vermehret,
Ich reich durch Unrecht bin!

Sechster Abschnitt.

Pflichten des Menschen in besonderen Verhältnissen.

122. Fürbitte der Aeltern für ihre Kinder.

Meine Kinder, Gott, befehle
Ich dir an, du gabst sie mir.
Preis sey dir von ganzer Seele,
Preis und Dank, o Gott, dafür.
Sey ihr Schutz, verlaß sie nie;
Segne sie, behüte sie;
Daß sie dir zum Wohlgefallen
Früh schon deine Wege wallen.

Vater, ach, wie viel Gefahren
Warten ihrer in der Welt!
Wer vermag sie zu bewahren,
Wenn nicht deine Hand sie hält!
Unbezwinglich laß sie seyn
Allen Lüsten; fromm und rein,
Nur nach deinem Beifall trachten,
Auf des Lasters Reiz nicht achten!

Nicht daß du mit allen Leiden
Hier auf Erden sie verschon'st,
Nicht, daß du durch stete Freuden
Ihre Tugend hier schon lohn'st;
Jeden ihrer Wünsche still'st,
Jede Hoffnung gleich erfüll'st;
Nicht um Schätze, die vergeh'n;
Darf und will ich für sie fleh'n.

Gib auf ihrer Lebensreise,
Wie es, Herr! dein Rath bedacht,
Ihnen das nur, was sie weise
Und des Himmels würdig macht.
Weichen sie von dir zurück,
Ihr verlornes Seelenglück
Wär' mit allen Erdenschätzen
Ihnen nimmer zu ersetzen.

Eine Bitte, die ich wage,
Finde gnädiges Gehör!
Laß nicht ihre Lebenstage,
Guter Gott, ganz freudenleer.
Werden sie geprüft durch dich,
O, so sey es väterlich,
Und dann lass' es ihren Seelen
Nicht an Trost und Stärkung fehlen!

Keines meiner Kinder werde
Durch das Laster elend, Gott!
Kein's dem Nächsten zur Beschwerde
Oder seiner Feinde Spott.
Nützlich laß der Welt sie seyn,
Sie nicht Müh' und Arbeit scheu'n;
Still sich ihres Fleißes nähren,
Und durch ihn den Mangel wehren.

Der Triumphtag deiner Frommen
Sey ein Wonnetag auch mir!
Hilf, daß wenn wir zu dir kommen,
Kein's mir fehle, Herr, vor dir!
Dann frohlock' ich: Vater, sieh!
Hier bin ich; hier sind auch die,
Die mir deine Huld verlieh'n,
Sie zum Himmel zu erzieh'n.

123. Väterliche Liebe und Sorgfalt.

Zu Dessau lebte ein Mann, mit Namen Menachem (Mendel), welcher seines Amtes ein Jugendlehrer und Sopher*) war. Am zwölften Elul, im Jahre der Welt 5489, ward ihm ein Sohn geboren, den er Moses nannte. Er war darüber höchst erfreut, und nicht minder war es seine Gattin, Sara**). Das Amt und die Stellung des Vaters war der Art, daß er sich und den Seinigen nur kärglichen Unterhalt zu verschaffen im Stande war. Dessenungeachtet suchte er alles Mögliche herbeizuschaffen, was für die körperliche und geistige Erziehung seines Sohnes nöthig war. Körperlich schwach, mußte Moses auf ganz besondere Weise behandelt werden, und dieses um

*) Sopher, Schreiber, heißt Derjenige, welcher Gesetzrollen, Denkriemen u. s. w. fertigt.

**) Nach Anderen hieß sie nicht Sara, sondern Sisa.

so mehr, als sein Geist ungewöhnlich früh zu einer überraschenden Thätigkeit erwachte, was dem Körper wegen seiner natürlichen Schwäche Gefahr drohete. Der Vater entbehrte oft und viel, und entsagte den meisten gewöhnlichen Lebensgenüssen, um dem lieben Sohne das Nöthige reichen zu können. Er arbeitete ohne die geringste Erholung, nicht bloß Tage und Wochen, sondern auch Nächte und Monate hindurch, um ihm Dasjenige zu verschaffen, was zu seiner allseitigen Stärkung förderlich war. Aengstlich besorgt um die Gesundheit seines lieben Kindes, sah er es deutlich, daß dessen Körperkräfte in eben dem Grade schwanden, in welchem sein Geist an gewandter Schärfe zunahm.

In seinem sechsten Jahre besuchte Moses schon eine höhere Lehranstalt seines Geburtsortes, und da dieselbe von der väterlichen Wohnung ziemlich entfernt war, trug der Vater ihn in der rauhen Jahreszeit jeden Morgen auf seinen Schultern, in einen Mantel eingehüllt, dahin, weil er dieß für seinen Zustand als nöthig erachtete.

Diese väterliche Liebe erhielt nicht nur Beifall bei den Menschen, sondern wurde auch von Gott reichlich belohnt. Der sonst kränkliche Knabe konnte in seinem vierzehnten Jahre seinem Lehrer, David Fränkel, der in Berlin eine Anstellung bekommen hatte, dahin folgen, und hier war es, wo er sich, allerdings nicht ohne viele Kämpfe und Beschwerden, zu einem großen Manne bildete, dessen Gelehrsamkeit ihn für alle Zeiten und Geschlechter unsterblich gemacht hat.

Stets dankbar und rühmend erwähnt man allenthalben des Namens: Moses Mendelssohn.

124. Mutterliebe der Gräfin von Spadara.

Das schauerliche Erdbeben, welches im Jahre 1783 zu Messina in Sicilien ausbrach, veranlaßte ein sehr rührendes Beispiel mütterlicher Liebe. In dem traurigen Augenblicke, als die Stadt einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welche sie beinahe in einen Steinhaufen verwandelten, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum wurde das Erdbeben verspürt, so trug er seine vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gattin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Sohn. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bei uns!" rief sie jammernd aus! Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen

sey, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen und Gott zu danken, daß wenigstens sie beide gerettet seyen. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch, was es wolle, eilte sie nach ihrem Hause zurück, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, und dessen feste Bauart sie vielleicht gehofft haben ließ, daß sie mit ihrem Kinde unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie eilt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes, und will mit diesem kostbaren Gut davon fliehen; aber kaum ist sie an die Treppe zurückgekommen, so fällt diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr Alles zusammenstürzt. Flammenströme vereinigten sich jetzt mit dem Erdbeben, sie steigen, und ergreifen die unglückliche Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hilfe, und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens. „Ach!" ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend, „ach, mein Sohn, mein Sohn!" — und die fürchterliche Flamme verschlingt Beide vor den Augen des untröstlichen Gatten und Vaters.

125. Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzuge aus Deutschland jenseits hinab am Rheine lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Sohne, der bei der Armee war, von dem sie lange Nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee seyn," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen;" und als sie auf dem Postwagen zum Thore in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei in's Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnahme und Hoffnung bedürfen, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg; find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz." Die Anderen sagten Das und Jenes dazu, und Einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Innern; denn sie dachte, er könnte es wohl seyn, weil er immer brav war. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger seyn, als Major, denn er ist mein Sohn." Zwei

Stunden herwärts Colmar aber, als sich die Sonne schon zum Untergange neigte — die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager, nicht weit von der Straße, standen partieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, unterhielten sich mit einander, und eine junge, weiß gekleidete Person von weiblichem Geschlechte und feiner Bildung stand auch dabei, und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau in dem Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie so nahe bei den Herren steht. Und Der, welcher mit ihr redet, ist gewiß ihr Mann!" Hätte sie jetzt gewußt, was sie morgen erst erfahren sollte, wäre sie sicherlich nicht weiter gereis't. Aber ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung; bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt in einem Gasthofe, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten sich auch noch dazu hinsetzten, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt. Sie wollte jetzt Etwas von ihrem Sohne erfahren, ob ihn Niemand kenne und ob er noch lebe, und doch hatte sie den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das „Ja" so gern hören möchte, und das „Nein" doch möglich ist.

Endlich, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht Einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von Einem gehört so und so?" Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen;" und zeigte ihr den Platz, wo er saß. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sey Spaß. Der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General!" Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er seyn, und so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor innerer Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche," und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein Wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude, und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter seyn sollte, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft Euer Gepäck abladen von dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe eine Chaise einspannen lasse, und Euch hinaus führe zu

Eurem Herrn Sohne in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte: „das ist sie," da küssten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung.

Als der Wirth zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht 200 Franken nehme er dafür, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah.

Es ist die schönste Eigenschaft weit aus im menschlichen Herzen, daß man so gern zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammen kommen, und daß man vor Freude dazu lächelt, oder vor Rührung mit ihnen weint.

126. Kindliche Liebe und Dankbarkeit.

Eines der schönsten Verhältnisse ist das, in welchem Kinder zu ihren Aeltern stehen. Himmel und Erde, Natur und Liebe haben das Band geknüpft, das sie verbindet, und Gott, die ewige Liebe, hat es geheiliget. Darum ist es ein festes und heiliges Band. Die schönsten und edelsten Gefühle vereinigen sich bei der Sorge guter Aeltern für das Wohl ihrer Kinder. Was vermögen sie nicht zu tragen, zu dulden, zu entbehren, aufzuopfern aus inniger Liebe für ihre Kinder? Schlaflose Nächte, anstrengende Arbeit, ermattende Sorgen, — läßt sich dieses Alles nicht ein redlicher Vater, eine liebende Mutter gefallen, wenn es nur zum Besten des Sohnes oder der Tochter gereicht? — Erwiederung dieser innigen Liebe ist wohl das Erste, was man dagegen von Kindern mit Recht verlangen kann. Eine Liebe, wie sie ihnen von Seiten der Aeltern zu Theil wird, dürften sie nicht leicht irgendwo wieder finden. Auch bewirkt sie in der Regel bei jedem unverdorbenen Gemüthe Anhänglichkeit, Ehrfurcht und Gegenliebe. Selbst bei rohen Völkern wird älterliche Zärtlichkeit mit treuer, kindlicher Zuneigung und Ehrerbietung vergolten. „Nimm mir das Leben, nur schimpfe meine Mutter nicht!" ist ein gewöhnliches Sprüchwort bei einem wilden Völkerstamme in Afrika. Und in der That, höchst verderbt müßte das

Gemüth eines Kindes seyn, das sich nicht an seine Aeltern mit festen Banden gefesselt, und zur herzlichsten Anhänglichkeit an sie aufgefordert fühlte.

Aber wie könnte ein gutes Kind seine Liebe gegen treue Aeltern besser an den Tag legen, als durch Gehorsam und Dankbarkeit! Väter und Mütter meinen es mit ihren Kindern immer aufrichtig und gut. Jeder Rath, den sie ihnen ertheilen, jede Maßregel, die sie in Rücksicht ihrer ergreifen, jede Forderung, die sie an sie machen, alles Dieses geht aus einer reinen Quelle, aus dem herzlichen Wunsche hervor, ihre Kinder glücklich zu machen. Wie freudig dürfen sie sich ihrer liebevollen Leitung überlassen! Wie zuversichtlich können sie sich selbst Dem fügen, was ihnen in dem ersten Augenblicke nicht angenehm dünkt! —

Darum ist auch dem guten Sohne, der guten Tochter immer heilig das Andenken an das viele Gute, das sie von treuen Aeltern empfangen haben. Sie spähen ihre Wünsche aus, um sie zu befriedigen; sie sind bereit, jeden ihrer Winke zu beachten; sie ergreifen jede Gelegenheit, um durch Wort und That ihnen ihre kindliche Liebe an den Tag zu legen. Ja, sie bewahren ihren Aeltern dieses dankbare Gefühl selbst bis über das Grab hinaus.

Kinder, die ihr noch im Kreise
Eurer guten Aeltern weilt,
Und um Kleider, Trank und Speise
Sorglos nur zu ihnen eilt,
Und durch sie in jeder Pflicht
Lehr' empfangt und Unterricht. —

Kinder, o bedenket frühe,
Was sie thun für euer Glück;
Denkt die namenlose Mühe,
Euch, vom ersten Augenblick
Eu'res Aufblüh'ns bis zur Zeit
Eu'rer Reife, stets geweih't.

Aelternlieb' ist ohne Schranken.
Kinder, nie belohnt ihr sie;
Danken aber könnt ihr, danken
Euren Aeltern Lieb und' Müh',
Danken manche lange Nacht,
Schlummerlos für euch durchwacht.

Sie aus reinem Herzen lieben,
Ihnen treu und folgsam seyn,
Nie mit Vorsatz sie betrüben,
Jedes Unrecht schnell bereu'n.
Ohne Klügeln ihnen trau'n,
Und auf ihre Winke schau'n.

Ihnen dreist nie widersprechen,
Ihre Launen selbst versteh'n,
Stillgelassen ihre Schwächen —
Sie sind Menschen — überseh'n,
Und sie ehren, bis die Gruft
In des Todes Arm sie ruft;

Ringen, daß der Treuen Pflege
Nicht an euch verloren sey;
Daß ihr auf der Tugend Wege,
Euerm hohen Rufe treu,
Bis ihr an dem Ziele steh't,
Jedem Laster trotzend, geht.

Eu're Kraft den Aeltern leihen,
Wenn sie kraftlos sind und schwach,
Sie mit Trost und Hilf' erfreuen,
Bei des Alters Ungemach; —
Dieß ist Kindesdank und Pflicht;
Kinder, dieß vergesset nicht!

Tief hast du, Höchster, dein Gebot
Mir in das Herz geschrieben;
Den Aeltern soll ich bis zum Tod
Gehorchen, und sie lieben.
O, dieser theuren, süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Von meiner zarten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes;
Mehr als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;

Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so gut gesinnt.

Hilf, weil ich lebe, daß ich sie
Auch wieder herzlich liebe,
Gern ihnen folge und sie nie
Erzürne, nie betrübe.
So werd' ich ihre Freude seyn,
Und kann mich ihres Beifall's freu'n.

127. Kindliche Anhänglichkeit.

In der militairischen Schule zu Paris befand sich vor einigen Jahren ein Knabe von sehr guter Herkunft. Er begnügte sich viele Tage lang mit Suppe, trockenem Brode und Wasser. Der Oberaufseher des Hauses bekam von diesem sonderbaren Betragen Nachricht, und schalt den Jüngling, weil er diese Aufführung einen übertriebenen und übelverstandenen Religionseifer zuschrieb. Dessenungeachtet fuhr der Schüler in dieser Enthaltsamkeit immer fort, ohne sein Geheimniß zu entdecken. Herr Paris de Verney, bei dem sich der Oberaufseher über diese Hartnäckigkeit beklagte, ließ den Knaben zu sich kommen und machte ihm einige sanfte Vorstellungen von der Nothwendigkeit, alles sonderbare Wesen zu vermeiden, und sich allen den eingeführten Gebräuchen der Schule zu unterwerfen. Da sich aber der Knabe noch immer über die Ursache seiner Aufführung nicht erklärte, sah er sich genöthigt, ihm zu drohen, daß, wenn er sich nicht bessern wollte, er ihn seinen Aeltern zurückschicken müßte. — „Nun, mein Herr!“ versetzte jetzt der Knabe, „wenn Sie durchaus die Ursache wissen wollen, warum ich so und nicht anders handle, so hören Sie: In dem Hause meines Vaters aß ich oft hartes, schwarzes Brod, und zwar sehr kleine Bissen; oft hatten wir Nichts dazu, als Wasser. Hier esse ich gute Suppe, gutes, weißes Brod, und bekomme, soviel ich verlange. Ich finde, daß ich eine sehr gute Kost habe, und der Eindruck, den die Erinnerung an den Zustand meiner Aeltern auf mich macht, ist der einzige Beweggrund, daß ich mich nicht entschließen kann, mehr zu essen „als ich schlechterdings nöthig habe, um mich zu sättigen.“ — Diese Denkungsart und Beharrlichkeit des Knaben nöthigten dem Oberaufseher der Schule und dem Herrn de Verney Bewunderung ab. —

„Aber, mein junger Freund," fragte Letzterer, „Euer Vater stand lange in königlichen Diensten, hat er keinen jährlichen Gehalt von unserm Fürsten?" — „Nein," erwiederte der Knabe; er hat sich zwar ein ganzes Jahr lang darum beworben; allein der Mangel an Geld hinderte ihn, sein Vorhaben persönlich durchzusetzen, und so wollte er lieber im Elende leben, als in Schulden gerathen."

„Wenn dieser Umstand so zuverlässig ist," versetzte Herr de Verney, „als er es aus Eurem Munde scheint, so verspreche ich Euch, ihm einen jährlichen Gehalt von zweihundert Louisd'or auszuwirken; indessen, weil Eure Aeltern so wenig übrig haben, so wird sonder Zweifel Eure Casse schlecht stehen; hier sind für Euch drei Louisd'or, die ich Euch im Namen des Königs anbiete; und was Euern Vater betrifft, so will ich ihm die Hälfte seines jährlichen Gehalts, wofür ich Euch Bürge bin, zum Voraus schicken."

„Nun, wie wollen Sie" unterbrach ihn der Knabe," „dieses Geld übersenden, mein Herr?"

„Bekümmert Euch darum nicht, mein junger Freund; ich werde schon Mittel und Wege finden."

„Ganz gut," erwiederte der Knabe mit vieler Lebhaftigkeit; „weil Sie eine so gute Gelegenheit wissen, so fügen Sie diesem Gelde die drei Goldstücke bei, die Sie so eben mir zu schenken die Güte hatten; ich habe hier Alles im Ueberflusse, sie würden mir also unnütz seyn. Hingegen wird sie mein Vater für seine anderen Kinder recht gut brauchen können!"

128. Aufopfernde Kindesliebe.

Die Gesetze in China gebieten, daß Demjenigen, der mit öffentlichen Geldern untreu ist, die Hände abgehauen werden sollen. Ein Mandarin machte sich einst dieser Strafe schuldig; seine Tochter aber wagte es, für ihren Vater zu bitten. Sie trat vor den Kaiser und sagte: „Ich leugne es nicht, großer Kaiser, daß mein unglücklicher Vater die Strafe verdient hat und den Gesetzen gemäß seine beiden Hände verlieren muß; — hier sind sie," fügte sie hinzu, indem sie ihre Handschuhe auszog. „Ja, großer Fürst, diese Hände hier gehören meinem Vater; unnütz sind sie zur Stütze seiner Haushaltung und er übergibt sie willig der Strenge des Gesetzes, um diejenigen zu erhalten, die uns Alle, meinen Großvater, meine Brüder, meine Schwestern und mich ernähren müssen." — Der Vater wurde vom Kaiser um seiner Tochter willen begnadigt.

129. Wahre Kindesliebe hört nie auf.

Eine Familie in dem fürstlich Windischen Dorfe Grenzhausen, mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, welche letztere aber, da sie verheirathet war, außer dem väterlichen Hause wohnte, war lange Zeit von den härtesten Leiden und Unglücksfällen heimgesucht. Die Mutter lag an einer schmerzhaften Krankheit darnieder, die schon 14 Jahre gedauert hatte und wodurch sie des Gebrauches aller ihrer Glieder ganz beraubt wurde, und, wenn sich der Schmerz einstellte, beinahe ganz von Sinnen kam. Der Vater war ein bejahrter Mann, der seine Geschäfte, seines Alters und der Krankheit seiner Frau wegen, nicht mehr verrichten konnte. Alle Hausgeschäfte und Feldarbeiten lagen also auf dem Sohne. Dieser verrichtete sie mit der größten Unverdrossenheit und suchte das Hauswesen im Stande zu erhalten. Nun aber brach neues Unglück über die Familie herein; der Vater bekam einen Krebsschaden am rechten Backen. Die dagegen angewandten Mittel blieben alle fruchtlos, der Schaden nahm immer zu und fraß um sich. Dieses Unglück vermehrte nicht nur die Arbeit des Sohnes, sondern auch seine Sorgen für den Vater. Da das Uebel überhand nahm, so wurde das Haus, in welchem die Aeltern unter den größten Schmerzen jammerten, gemieden, und zur Reinigung der ekelhaften Wunden wollte sich Niemand mehr verstehen. Fast die ganze rechte Seite bis an den Hals ward verzehrt; man konnte die Knochen sehen und schon wuchsen Würmer in der Wunde. Auch der Geruch war äußerst empfindlich, wie der menschenfreundliche Prediger des Ortes bezeugt, der die Leute in ihrem Jammer öfters besuchte und ihnen Trost einflößte. Nun that der Sohn, was schwerlich jedes Kind thun würde. Er wusch und reinigte seinem Vater die Wunde täglich etliche Male, suchte die Würmer zu tilgen, schnitt dem Vater öfters den Bart ab, damit er nicht entstellt werde und da der unglückliche Kranke keine Speise mehr genießen konnte, suchte er ihm durch ein Röhrchen etwas Brühe zur Nahrung beizubringen. Fast ununterbrochen pflegte er den kranken Vater, er wachte ganze Nächte hindurch allein an dem Krankenbette und verließ auch den Tag über, außer wenn es die nöthigsten Geschäfte erforderten, die Krankenstube nicht. Dieß that er Alles, ohne die geringste Aufmunterung von Seiten Anderer, bloß aus Liebe zu seinem Vater, bis an dessen trauriges Ende. Oft betete er auch mit dem Leidenden und las ihm aus einem Erbauungsbuche vor. Als endlich der letzte

Nothhelfer, der Tod, dem jammervollen Leben des Vaters ein Ende machte, beweinte und betrauerte ihn der Sohn von ganzem Herzen. — Sein Beispiel lehrt deutlich, daß noch hohe Tugend unter den Menschen, oft in niedrigen Hütten, anzutreffen ist, und daß die Vorsehung große und harte Leiden der Menschen so lenkt, daß große und schöne Tugenden dadurch hervorgebracht werden. Welche Liebe mußte nicht die zärtliche Sorgfalt des Sohnes in dem Herzen des von aller Welt verlassenen Vaters erwecken, so, daß auch seine Seele durch seine schrecklichen Leiden veredelt wurde.

Die kranke Mutter überlebte den Vater noch um einige Zeit, und in eben dem Maße, wie der edle Sohn seinem Vater Gutes erzeigte, that er es auch der leidenden Mutter bei Lebzeiten des Vaters, und nach dessen Tode. Auch die verheirathete Tochter bewährte ihre kindliche Liebe an den Aeltern, und ihre anderweitigen Pflichten, deren sie viele zu erfüllen hatte, hielten sie nicht ab, auch ihren kindlichen Pflichten treu nachzukommen und ihre Liebe war eine treue Begleiterin ihrer Aeltern, gab ihnen Linderung in Schmerzen und Beruhigung selbst im Tode. Heil den Aeltern, die sich solcher Kinder zu erfreuen haben! Aber auch Heil den Kindern, die von solcher Liebe für ihre Aeltern beseelt sind!

130. Kindliche Ehrfurcht.

„Wollt ihr es wissen?“ sprach der große Rabbi Elieser zu seinen Schülern, als sie ihn fragten, wie weit die Ehrfurcht gegen die Aeltern gehen müße; „wollt ihr dieß wissen, so nehmet ein Beispiel an Damah, dem Sohne der Nethina. Seine Mutter war unglücklicherweise nicht bei Sinnen, that ihm mancherlei Uebels an und schlug ihn sogar oft, wenn seine Freunde zugegen waren, ohne daß er es je verdient hätte. Doch der gute Sohn ließ kein böses Wort über seine Lippen kommen und sagte bei solchen Vorfällen nur: Genug, Mutter, laß' es gut seyn, Mutter!“

„Und wie er gegen seinen Vater war, das möget ihr aus Folgendem entnehmen.“

Einst war einer der kostbarsten Steine verloren gegangen, die des hohen Priesters Kleid zieren. Die Priester wußten nun, daß der Sohn der Nethina einen solchen habe und gingen zu ihm und boten ihm viel Geld dafür. Er war mit der angebotenen Summe zufrieden und ging in sein Nebengemach, um den Edelstein zu holen. Als er aber

daselbst eintreten wollte, sah er, daß sein Vater da lag und schlief. Er zog sich schnell zurück und ohne seinen Vater zu stören, kam er zu den Priestern und sagte, daß er den Gewinn jetzt müsse fahren lassen, denn sein Vater schlafe in dem Zimmer, in welchem sich der Stein befinde. Die Sache war dringend, die Priester glaubten, er spreche bloß, um einen größern Preis zu erhalten und boten ihm noch mehr! „Nein,“ entgegnete der fromme Sohn, „ich möchte nicht auch nur einen Augenblick meines Vaters Ruhe stören, und könnte ich gleichwohl alle Schätze der Welt gewinnen.“ Da harrten die Priester, bis der Vater erwachte und Damah brachte ihnen den Stein. Sie wollten ihm geben, was sie ihm zum zweiten Male geboten hatten; der aufrichtige Damah aber schlug es aus. „Ich will die Freude, meine Pflicht gethan zu haben, nicht verfeilschen!“ sprach er, „gebt mir, was ihr zuerst botet, und ich bin damit zufrieden.“ Sie thaten also und gaben ihm ihren Segen.

Damah war ein Heide und lebte in Askalon. Wenn nun ein Heide so handelte, was müssen wir erst thun, die wir durch die heiligsten, feierlichsten Gesetze zur kindlichen Ehrfurcht entboten werden.

Von Sinai's wettervollem Fels
Erscholl's: (wer Ohr hat, höre!)
Erzeigt, ihr Söhne Israel's,
Den Aeltern Lieb' und Ehre!
Wer lang und glücklich leben will,
Gehorche froh, gehorche still
Den Aeltern, gleich als Göttern.

O Vater aller Kinder, gib
Den Kinderherzen Liebe,
Zum freudigsten Gehorsam Trieb,
Zu allem Guten Triebe!
Sey du, den nie ein Auge sah,
In Aeltern sichtbar und uns nah,
O unser ew'ger Vater!

131. In deinem Glücke schäme dich deiner geringen Aeltern nicht.

Ein gewisser vornehmer Herr war Sohn geringer Aeltern. Weil er aber in seiner Jugend sehr fleißig gewesen und sich gut aufgeführt hate so wurde er ein gelehrter und rechtschaffener Mann und der

König machte ihn deßwegen zu einem seiner vornehmsten Staatsbeamten. Aber der vornehme Herr vergaß nicht, daß er ein Kind geringer Aeltern sey, und schämte sich weder ihrer, noch seiner sonstigen Angehörigen. Er sah sie immer gern bei sich, ließ sie zu sich bitten, und wenn sie kamen, ging er ihnen bis zur Thüre seines schönen Hauses entgegen und bewillkommte sie auf's Freundlichste. — Einst hatte er ein großes Gastmahl veranstaltet und die ganze Tischgesellschaft bestand aus lauter vornehmen Herren. Als sie eben bei der Tafel saßen, meldete ihm ein Bedienter, daß sein alter Vater im Vorzimmer sey, und ihn gern sprechen möchte. Sogleich eilte er von der Tafel weg, ging in's Vorzimmer und empfing den alten Mann auf's Liebreichste, nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit sichtbarer Freude in das Speisezimmer. Darauf wies er ihm den obersten Platz an der Tafel an und bat seine vornehmen Gäste deßhalb um Vergebung. „Dieß ist mein Vater, vergönnen Sie ihm die Ehre und Freude, hier bei uns zu sitzen. Er ist ein alter rechtschaffener Mann, der dieses Platzes würdig ist.“ So sprach der edle Sohn und jeder Gutdenkende schenkte ihm lauten Beifall.

132. Liebe für Großältern.

Blutroth ging die Sonne am Abende des 4. Mai 1842 unter und beleuchtete mit unheimlichem, ahnungsvollem Lichte das freundliche Hamburg.

Ein würdiger Greis ging an diesem Abende an der Hand eines zwölfjährigen Mädchens, seiner Enkelin, nach seiner Behausung in der Deichstraße. Ein abgelegenes Stübchen im obersten Stockwerke nahm sie friedlich auf.

Nachdem sie Beide eine einfache Mahlzeit eingenommen hatten, las Lottchen dem geliebten Großvater noch eine Weile aus einem Erbauungsbuche vor; hierauf beteten sie, dankten dem Allmächtigen für alles an diesem Tage genossene Gute, und legten sich trostvoll und wohlgemuth zu Bette.

In der Nacht weckten Klagetöne das Mägdlein aus dem Schlafe. Schnell springt es auf und eilt zu dem Lager des Alten. „Was fehlt Ihnen, lieber Großvater?“ fragt es mit bebender Stimme.

„Ach Gott! ich leide schon wieder an Krämpfen. Eile, liebes Lottchen, nach dem Arzte; denn ich befürchte heute mehr, als sonst.“ Kaum hatte dieß der Greis gesagt, so verfiel er in heftige Krämpfe.

Mit Thränen in den Augen warf sich das gute Kind in die Kleider und eilte mit schnellen Schritten zu einem bekannten Arzte, welcher in der Johannisstraße wohnte. Eben hatte sie um die Ecke der großen Bäckerstraße gebogen, als plötzlich Feuerruf ertönte, und bald darauf in dumpfen, schauerlichen Klagetönen die Glocken erschallten. Eine Feuersäule erleuchtete wie mit einem Zauberschlage die Gassen. Entsetzen ergreift das Mädchen, die Angst preßt ihm einen durchdringenden Schrei aus, und von Verzweiflung ergriffen, sinkt es in Ohnmacht. Als es wieder erwachte, befand es sich im Zimmer eines Handlungshauses, wo ein Mann in mittleren Jahren beschäftigt war, es in's Leben zurückzurufen.

„Gott, mein Großvater! Lassen Sie mich," rief das besorgte Mädchen, und sank unter einer Fluth von Thränen wieder halb ohnmächtig zu Boden.

Der unbekannte Mann stand ihm hilfreich bei, und erkundigte sich nach seinen näheren Verhältnissen und nach seiner Wohnung. Das lautschluchzende Mädchen gab ihm hier die Ursache seiner Trostlosigkeit und die Wohnung seines Großvaters an, vergaß aber dessen Namen zu nennen. Kaum hatte der Mann dieses gehört, als er mit der Bitte, sich ruhig zu verhalten, davon eilte.

Inzwischen hatte das Feuer, vom Winde angefacht, und von der seit vier Wochen herrschenden Dürre begünstiget, mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen. Mitten durch die wogende Menge sah man einen hohen, schlanken Mann, mit tief in das Gesicht gedrücktem Hute, sich mit riesenhafter Anstrengung durcharbeiten, und die Größe der Gefahr verachtend, in ein schon dem unerbittlichen Elemente ergriffenes Privathaus stürzen. Ein herzzerschneidendes Ach! ertönte von Aller Lippen.

Immer wilder, immer mächtiger wuchs die Feuersäule. Schon begannen die Mauern zusammenzufallen, und der Giebel herabzustürzen; schon eilte Alles, von dem Sprühregen heißer Asche verfolgt, hinweg, als plötzlich aus dem vom prasselnden Flammenmeere umwogten Hause der unbekannte edle Mann, einen Greis auf dem Rücken tragend, hervortrat, und unversehrt mit dem Geretteten der Zufluchtsstätte zueilte.

Niemand konnte sich bei diesem Anblicke der Thränen erwehren. Die tausend Fragen, welche auf den Lippen Aller schwebten, verstummten; starr, und mit dem Ausdrucke der höchsten Bewunderung hingen die Blicke der Anwesenden an dem rührenden Bilde.

Ein Fremder, der sich zu jener Zeit in Geschäften zu Hamburg

befand, war Zeuge des herzerschütternden Auftrittes, und von Mitgefühl ergriffen, eilte derselbe dem Lebensretter des Greises nach. Bei dem obengedachten Handlungshause machte der edle Mann Halt. Der Fremde bot sich sogleich zur Mithilfe an, und trug den noch immer ohnmächtigen Greis, dessen Leben sich nur noch durch ein leises Röcheln kund gab, nach dem von dem Unbekannten bezeichneten Zimmer, wo Lottchen das klare, blaue Auge zum gerötheten Frühlingshimmel thränenschwer emporrichtete, und inbrünstig für ihren vielgeliebten Großvater betete.

Die erste Sorge war nun dem noch immer bewußtlos daliegenden Greise gewidmet, welcher nach einer ziemlich langen Anstrengung in's Leben gebracht wurde. Mit heißem Danke sank er in die Arme seines Retters. Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, kam es zu gegenseitigen Erklärungen, woraus sich ergab, daß der muthvolle Lebensretter der seit zehn Jahren abwesende Schwiegersohn des ehrwürdigen Greises, und Lottchen die Tochter desselben sey. Seit dieser langen Zeit hatten sie einander nicht gesehen, und sich daher im ersten Augenblicke nicht erkannt. Unterdessen griff der Brand immer mehr um sich. Wer fliehen konnte, floh. Auch die erwähnten Glücklichen eilten auf einem Fahrzeuge davon, und sagten der im Feuermeere stehenden Stadt Lebewohl!

133. Wahre Bruderliebe.

Dem berühmten Generale Elliot machte im Jahr 1786 der Dey von Algier ein Geschenk mit vierzehn Engländern, die im vorhergehenden Jahre auf einem portugiesischen Schiffe, an dessen Bord sie sich als Reisende befanden, von einem Corsaren genommen, nach Algier gebracht, und daselbst als Sklaven erklärt worden waren. Unter diesen vierzehn Engländern war ein junger Mensch, John Williams. Dieser machte, als er in Freiheit gesetzt war, mit einigen seiner Cameraden verschiedene Spaziergänge außerhalb der Stadt Algier und traf hier von ungefähr seinen ältern Bruder, der schon seit zehn Jahren in der Sklaverei geschmachtet, und den er längst für todt gehalten hatte. Sie erkannten einander sogleich, und der hierauf erfolgte Auftritt war so rührend, wie er natürlicher Weise unter Brüdern, die sich zärtlich liebten, seyn mußte. Der jüngere Bruder konnte sich nicht entschließen, den ältern in einer so traurigen Lage zurückzulassen. „Deine Gesundheit," sagte er, „ist durch die ausgestandene harte Arbeit sehr geschwächt. Da mir die Freiheit geschenkt ist, und ich die harte Arbeit besser als du verrichten

kann, so kehre du für mich nach England zurück; ich bleibe hier als Sklave. Gibt dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine Loskaufung sorgen wirst." — Der ältere Bruder staunte über das großmüthige Anerbieten seines jüngern Bruders und nahm es endlich, da er den Ernst des Bruders sah, unter aller möglichen Erkenntlichkeit an. Er gelangte mit den übrigen Dreizehn glücklich in sein Vaterland, und hat, eines solchen Bruders würdig, seine gegebene Verheißung treulich in Erfüllung gebracht.

134. Der edelmüthige Bruder.

Ein armer Tagelöhner, Namens Bertrand, hatte sechs Kinder, und war kaum im Stande, sie zu ernähren. Zum größten Unglücke wurde das Land durch Mißwachs heimgesucht, so daß das Brod noch einmal so theuer war als im vorigen Jahre. Bertrand arbeitete Tag und Nacht; aber ungeachtet seiner Anstrengungen war es ihm nicht möglich, Geld genug zu verdienen, um seine ausgehungerten Kinder auch nur mit dem schlechtesten Brode zu sättigen. Er befand sich deßhalb in einer außerordentlichen Trostlosigkeit. Eines Tages rief er seine Kinder herbei. In aller Augen standen bittere Thränen; da sprach er: „Meine Lieben! das Brod ist so theuer geworden, daß ich trotz meiner größten Anstrengung nicht genug verdienen kann, um euch zu ernähren. Ihr sehet es, meinen ganzen Tagelohn muß ich hingeben für das Stück Brod, welches ich hier in meinen Händen habe. Ihr müßt euch also zufrieden geben und das Wenige, daß ich mir verschafft habe, mit mir theilen. Gewiß ist's, daß ich nicht mehr so viel erarbeiten kann, um euch zu sättigen; doch werdet ihr wenigstens nicht Hungers sterben."

Der arme Mann konnte nicht weiter reden; er hob seine Augen zum Himmel empor und fing an zu weinen. Die Kinder weinten auch und Alle sprachen zugleich: „Lieber Gott! schicke uns Hilfe; stehe unserm Vater bei, und laß uns nicht vor Hunger umkommen."

Bertrand theilte sein Brod in sieben gleiche Theile. Er behielt davon einen Theil für sich; von den übrigen gab er jedem Kinde je einen Theil. Aber eines unter ihnen, welches Jakob hieß, weigerte sich, den seinen anzunehmen, indem es sagte: „Ich kann Nichts nehmen, lieber Vater; ich fühle mich krank; gebet meinen Theil meinen Geschwistern."

„Mein armes Kind, was fehlt dir denn?" fragte Bertrand, indem er den Knaben mit seinen Armen umfaßte.

„Ich bin krank," antwortete Jakob, „sehr krank. Ich will mich zu Bette legen.

Bertrand trug ihn in sein Bett, und am folgenden Morgen ging er ganz betrübt zu einem Arzte und bat ihn, er möchte doch Mitleid mit seinem kranken Sohne haben und ihm Hilfe bringen.

Der Arzt, welcher ein sehr wohlthätiger Mann war, begab sich zu Bertrand, ob er gleich gewiß wußte, daß ihm seine Besuche in dessen Wohnung nicht bezahlt werden würden. Er nähert sich dem Bette, worin der Knabe lag, fühlt ihm den Puls, kann aber kein Anzeichen von Krankheit an ihm finden; doch entdeckt er große Schwäche, und um ihm wieder Kräfte zu verschaffen, wollte er ihm eine Arznei verschreiben. „Verschreiben Sie mir Nichts," rief ihm Jakob zu, „ich würde es doch nicht einnehmen."

Der Arzt: „Du würdest es nicht einnehmen? Und warum denn?"

Jakob: „Fragen Sie mich nicht darum, mein Herr, ich kann es Ihnen nicht sagen."

Der Arzt: „Und wer hindert dich daran, mein Kind? Du scheinst mir ein sehr halsstarriger Knabe zu seyn."

Jakob: „Herr Doctor! Es ist nicht Halsstarrigkeit, ich versichere Sie."

Der Arzt: „Nun gut. Ich will dich nicht zwingen. Aber deinen Vater werde ich sogleich darum befragen, der hoffentlich nicht so geheimnißvoll reden wird."

Jakob: „Mein Herr! ich bitte Sie, mein Vater soll Nichts davon erfahren."

Der Arzt: „Du bist mir ganz unbegreiflich. Aber es ist unbedingt nothwendig, daß ich deinen Vater davon in Kenntniß setze, weil du es mir nicht gestehen willst."

Jakob: „Ach Gott, mein Herr, thun Sie das nicht; viel lieber will ich es Ihnen sagen, aber vorher bitte ich Sie, meine Geschwister abtreten zu lassen."

Der Arzt hieß die Kinder hinausgehen. Hierauf begann Jakob also:

„Ach, mein Herr, in einer so harten Zeit, wie die jetzige ist, verdient mein Vater mit Mühe nur so viel, daß er schlechtes Brod dafür kaufen kann; er vertheilt es unter uns; Jeder von uns bekommt davon nur ein kleines Stück, und er will für sich beinahe Nichts behalten. Es macht mir vielen Kummer, wenn ich so meine kleinen Geschwister Hunger leiden sehe. Ich bin der älteste unter ihnen und habe auch mehr Kräfte als sie; lieber will ich Nichts essen, damit sie meinen Theil verzehren können.

— Das ist nun der Grund, warum ich mich gestellt habe, als ob ich krank wäre und Nichts essen könnte. Aber bitten muß ich Sie, daß Sie meinem Vater Nichts davon sagen."

Der Arzt vergoß Thränen. Er fragte den Knaben, ob er keinen Hunger habe.

Der Knabe antwortete: „O ja, ich habe großen Hunger; allein dieß thut mir nicht so weh, als wenn ich sie leiden sehe."

Der Arzt: „Aber du wirst bald sterben, wenn du Nichts genießest."

Jakob: „Ich weiß es wohl, mein Herr; aber ich werde frohen Muthes sterben. Mein Vater wird einen Mund weniger zu ernähren haben, und wenn ich bei dem lieben Gott seyn werde, so werde ich ihn bitten, meinen kleinen Geschwistern Nahrung zu geben."

Der edle Arzt wurde von Rührung und Bewunderung ergriffen, als er dieses gute Kind so sprechen hörte. Er nahm es in seine Arme, drückte es an sein Herz und sagte zu ihm:

„Nein, mein gutes Kind, du sollst nicht sterben; Gott, unser Aller Vater, wird für dich und deine Familie sorgen. Danke ihm dafür, daß er mich hieher geführt; ich werde bald zurückkehren."

Er eilte nach Hause, belud einen seiner Dienstboten mit Lebensmitteln, und kam alsbald mit ihm zu Jakob und seinen ausgehungerten Geschwistern zurück. Alle mußten sich an einen Tisch setzen und nun gab er ihnen zu essen, bis sie völlig gesättiget waren. Ein rührender Anblick war es für den wohlthätigen Arzt, zu sehen, wie sich diese unschuldigen Geschöpfe freueten. Als er wegging, sagte er zu Jakob, er solle sich keinen Kummer machen, man werde schon für ihre Bedürfnisse besorgt seyn.

Und er hielt sein Versprechen treulich. Alle Tage ließ er ihnen so viel zukommen, daß sie sich ganz vollkommen daran sättigen konnten. Auch andere gute Leute, denen er diese Begebenheit erzählte, ahmten seine Wohlthätigkeit nach. Die Einen schickten Nahrungsmittel, die Anderen Geld; wieder Andere Kleider und Leinwand, so, daß wenige Tage nachher die Familie an Nichts mehr Mangel litt.

Als der Fürst des Landes davon unterrichtet wurde, was der edle Kleine für seine Geschwister gethan, ließ er sogleich Bertrand zu sich kommen und sagte zu ihm: „Ihr habt ein merkwürdiges Kind; auch ich will ihm Vater seyn. Ich habe verordnet, daß man Euch jedes Jahr einen Gehalt von 100 Thalern aus meiner Casse ausbezahle. Jakob und alle Eure übrigen Kinder werden auf meine Kosten für

den Beruf gebildet werden, den sie zu ergreifen wünschen. Ich werde für ihr Glück sorgen."

Bertrand kehrte freudetrunken nach Hause zurück; er hob seine Augen gen Himmel und dankte Gott für einen so würdigen Sohn, seine Kinder für einen so lieben Bruder.

135. Schwesterliche Liebe.

In einem kleinen Dörfchen am Rheine saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhle, und dachte während der Arbeit unter Anderm an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, denen ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knieen gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar Nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Es drückte Etwas an der Thürschnalle, die Thüre öffnete sich, und ein holdes, jugendliches Wesen trat herein, von weiblichem Ansehen, mit wallenden schönen Haarlocken und in einem langen himmelblauen Gewande und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Tone und Blicke: „Kennst du mich, Heinrich?" Da war ihm, als ob er aus einem tiefen Schlafe auffühwe, und war so erschrocken, daß er nicht reden konnte; denn er meinte, es sey ihm ein Engel erschienen, und es war auch Etwas der Art, nämlich seine Schwester Fanny, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz barfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren mit einander gepflückt, in die Stadt getragen und auf dem Heimwege ein Stücklein Brod mit einander gegessen und Jedes aß Wenig davon, damit das Andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tode die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der älterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Fanny allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienste ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, in den langen, schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten zerrissenen Buche von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der alten Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber, früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir,

meine Tochter. Diese Nacht bringt für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt!" Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich und sey" — die letzte Hälfte ihres Segens nahm sie mit in die Ewigkeit — „und sey dein Begleiter!" Als aber die Mutter begraben und Fanny in das leere Haus zurückgekommen war und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte Etwas in ihrem Innern zu ihr: „Ach nach Holland!" und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für dieses Mal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war, und so viel ersammelt hatte, das sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, als sie einsam und verlassen in Rotterdam durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder Etwas in ihrem Innern zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster." Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte, zuerst Jemanden anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?" Fanny faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das Eures Brodes bedarf," sagte Fanny, und bat sie um Dienst. Die Frau gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist." Die Frau, welche eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin war, dachte bei sich selbst: „Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu seyn!" Also wurde Fanny zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Im Frühlinge kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam. Er besuchte sie alle Jahre um diese Zeit. Eines Tages erzählte der Vetter

verschiedene Dinge und saß traulich bei seiner Tante, da trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Fanny in das Zimmer, um Etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen. Der Engländer erkundigte sich nach diesem Mädchen und die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir so lieb geworden, wie ein eigenes Kind." Der Vetter dachte jetzt an die tugendhafte Rebecka, die auch durch ihr edles und schönes Benehmen gegen den Elieser Isaak's Frau wurde. — Nach einigen Tage ging er mit der Tante in den Garten spazieren und da gestand er ihr, daß er geneigt wäre, diese arme Waise aus Deutschland wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit, wegen ihres Fleißes und Anstandes zur Frau zu nehmen. „Sie haben sie," sagte er ferner zur Tante, „lieb gewonnen als Ihr Kind und dieses läßt mich hoffen, daß sie mich als meine Gattin beglücken wird. Ist sie gleichwohl arm, so hat dieses Nichts zu bedeuten, ihre herrlichen Eigenschaften sind mehr werth, als Erdenreichthümer und außerdem bedarf ich derselben nicht, da ich ja ohnehin schon genug besitze." Die Tante sagte: „Ich habe Nichts dagegen. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth." Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte Viel dazu, die demüthige, fromme Magd zur Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Hause mit vergoldeten Fenstergittern, und in dieser Zeit lernte sie noch die englische und französische Sprache und das Clavierspielen. Nach einem Jahre kam der Bräutigam und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaut die junge Frau ihren Gemahl bittend an und sagte, daß sie jetzt auch in ihrer armen Heimath einkehren, das Grab ihrer Aeltern besuchen und ihnen danken, zugleich aber auch ihre Geschwister und Freunde sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Fanny, deine Schwester." Da ließ er vor Schrecken und Freuden das Schifflein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn mit schwesterlicher Liebe und Innigkeit. Aber er wollte anfänglich nicht trauen, weil sie so vornehm geworden war, und scheuete sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahle, daß sich in seiner Gegen-

wart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander Du sagen sollten, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Sie versorgte ihren Bruder hinlänglich mit allem Nöthigen auf längere Zeit und bat ihn, zu ihr zu kommen und sein Leben bei ihr zuzubringen mit all' den Seinigen. Da er aber Letzteres nicht einging, so versprach sie, ihm alljährlich so viel zu schicken, daß er reichlich und sorglos mit seiner ganzen Familie leben könnte.

Auch ihre sonstigen Geschwister besuchte sie, und brachte ihnen dieselbe Liebe und dasselbe Versprechen, wie ihrem Bruder. Nach einigen Tagen, als sie noch alle ihre übrigen Verwandten und Bekannten und unter großer Rührung auch das Grab ihrer Aeltern besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahle nach England und lebte im Glücke und in der größten Zufriedenheit, vergaß aber nie ihres frühern Standes und ihrer Geschwister, erfüllte treu, was sie diesen versprochen und besuchte sie, ungeachtet der großen Entfernung, von Zeit zu Zeit und fand in ihrer Mitte die größte Freude, weil sie durch aufrichtige Geschwisterliebe an sie gefesselt war und es auch blieb bis zu dem Ende ihres Lebens.

136. Dank gegen Lehrer.

Wohl uns, Herr, wenn du uns liebst,
Daß du uns treue Führer gibst,
Die weise sind und tugendhaft,
In Lehr' und That voll Geist und Kraft.

Laß ihres Unterrichts uns freu'n,
Gewissenhafte Hörer seyn;
Selbst forschen, ob dein Wort auch lehrt,
Was uns ihr Unterricht erklärt.

Und ist ihr Wort dein Wort, o Herr;
So lass' uns weiser, heiliger
Und besser werden, dir allein
Zum Preis, und auch sie zu erfreu'n.

Ermahnen, warnen, strafen sie,
So weig're, wer sie hört, sich nie,

Zu hassen, was du uns verbeutst,
Zu thun, was du durch sie gebeutst.

Laß darum ihren Unterricht,
Weil sie und wir auch straucheln, nicht
Verachtet werden; nimm dich dann
Auch ihrer Schwachheit gnädig an.

Fern sey von uns der Frevel, Gott,
Durch Undank sie, durch Haß und Spott
Zu kränken, daß sie, was sie thun,
Mit seufzervollem Herzen thun.

Wenn wir sie kränkten, würde nicht
Dein Zorn uns treffen, dein Gericht?
Hast du nicht selbst gedroht: wer sich
Zu schmäh'n sie wagt, verachtet mich?

Nein, Gott, wir wollen sie erfreu'n;
Dankbare, fromme Hörer seyn;
So führst du einst auch uns zugleich
Mit ihnen in dein ewig Reich.

137. Liebe und Hochachtung gegen den Lehrer.

Vor Kurzem erhielt der Prediger zu E . . . von einem armen Schüler, dem er nebst anderen reichen Kindern den gewöhnlichen katechetischen Religionsunterricht ertheilte, folgendes Danksagungsschreiben:

Mein lieber Herr!

Ich bedanke mich vielmals für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt haben. Der liebe Gott wird Ihnen gewiß vergelten, was ich Ihnen nicht vergelten kann. Ihre Lehren haben mich auf den rechten Weg des Lebens geführt und ich werde sie bewahren bis an mein Ende.

Der Prediger mochte von den vermöglicheren Aeltern der übrigen Kinder wohl manches baare Geschenk erhalten haben; aber der Dank dieses armen Schülers mußte ihm das werthvollste und wichtigste Geschenk seyn, da er so ganz aus gutem Herzen kam, und von tiefgefühlter Hochachtung und Liebe zeugte.

Der letztverstorbene König von Preußen hatte aus Dankbarkeit und Liebe seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor von Beguelin ein Gut für eine sehr beträchtliche Summe gekauft und seinem Sohne die Präbende des verstorbenen Grafen von der Mark geschenkt. Bei ersterer Gelegenheit erhielt Herr von Beguelin einen königlichen Brief, worin es hieß: Ich möchte gern so ganz zeigen, wie werth Sie mir sind, Beweise Ihnen davon geben, daß ich eifrig strebe, das in Erfüllung zu bringen, was ich Ihnen als Schüler versprochen. Leider erfüllen Schüler nur selten die Versprechungen, die sie ihren Lehrern geben, das ist aber traurig und sollte ja nicht seyn, denn das Amt eines rechtschaffenen Lehrers ist voll Verdruß und Mühe. — Ich habe für Sie das Gut Lichtenfelde gekauft. Sie haben dadurch einen Zufluchtsort, wenn Ihnen das Städtische nicht mehr behagt ꝛc. ꝛc.

---

138. Der treue Mitschüler.

Der berühmte Gelehrte Z . . . . ., der in seinem älterlichen Hause eine sehr gute religiöse Erziehung genossen hatte, kam nach dem Tode seines Vaters auf das Gymnasium nach U . . . . — In dem ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes gewann er sich durch sein sittlich gutes Betragen und durch seine glücklichen Talente im Lernen den Beifall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beispiels von ungesitteten Mitschülern hatte bald einen so mächtigen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth, und Jeder, der es gut mit ihm meinte, war seinetwegen in banger Besorgniß. In dieser unglücklichen Periode (es war im sechszehnten Jahre seines Alters) wurde einer seiner Mitschüler sein Retter. Dieser sah den so ungemein fähigen Jüngling ausschweifen und redete ihn also an: „Im Innersten schmerzt es mich, mein theuerster Freund, dich an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken. Wie kannst du deinem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln? Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das du besitzest, so wollte ich recht fleißig studiren, und meine Zeit recht weise benützen; aus dir könnte einmal ein recht brauchbares Werkzeug für die Menschheit werden.“ — Diese treuherzige Anrede fand bei dem noch nicht ganz verdorbenen Jünglinge Eingang. „Hast du,“ dachte er „ein Talent von Gott, so mußt du es besser anwenden, als bisher.“ Dieser Gedanke wurde in ihm lebhaft, und die Rührung durch das herzlich wiederholte Zureden seines

Freundes so stark, daß er nun den festen Vorsatz faßte, sein Leben zu ändern, seine bösen Gesellschaften zu verlassen, und aus allen Kräften zu studiren. Diesem Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften auf's Neue die Werthschätzung seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten.

139. Albertine, oder die Schülerin, wie sie alle seyn sollten.

In die Schule, in welcher Albertine war, gingen wohl 100 Mädchen. Und alle diese Mädchen und der Lehrer liebten sie wie ihre Schwester. Wollt ihr wissen, woher das kam? Ich will es euch sagen, so gut ich kann. Albertine war die Freundlichkeit selbst, gegen Reiche und Arme, gegen Große und Kleine. Ging sie in die Schule und traf unterweges einige ihrer Mitschülerinnen an, wenn sie auch von den kleinsten waren, so ging sie nicht stolz vorüber, wie zuweilen unverständige Mädchen thun, sondern sie schloß sich an sie an, und redete gar vertraut und liebreich mit ihnen. So wie sie in die Schule trat, grüßte sie höflich Alle, die ihr vorkamen, und setzte sich an ihren Platz. Wurde von einer Abwesenden dieses oder jenes Nachtheilige erzählt, so wußte sie so bescheiden und doch so treffend diese zu entschuldigen, daß Alle ihr Recht gaben, und die Verleumderin beschämt schweigen mußte. Wenn Eine ihr Buch, ihr Lineal, eine Feder oder Stricknadel vergessen hatte, so bot sie ihr so herzlich das Fehlende an, daß man von Niemandem lieber Etwas borgte, als gerade von ihr. Es war in dieser Schule eingeführt, daß Jede ihr Strickzeug oder ihre Näthereien mitbringen und arbeiten konnte, so lange nicht geschrieben wurde. Albertine hatte in ihrem 14. Jahre von ihrer erwachsenen Schwester schon eine Menge weiblicher Geschicklichkeiten gelernt, die oft Mädchen in ihrem zwanzigsten Jahre nicht besitzen. Sie blieb oft eine Stunde nach der Schule da, umgeben von ihren lernbegierigen Freundinnen, und lehrte sie allerlei neue schöne, weibliche Arbeiten. Während des Unterrichts hörte sie nur auf den Lehrer, ihr entging keines seiner Worte, und ihre Arbeiten und Antworten waren daher immer die besten. Wer Anderen Freude macht, dem macht man auch gern wieder Freude. Vor ihrem Geburtstage beredete sich der Lehrer mit den Schülerinnen, die vorzüglich ihr Viel zu verdanken hatten, sie unvermuthet durch ein Angebinde zu überraschen. Dieser Tag fiel auf den 12. Mai, und Albertine saß wieder nach ihrer Gewohnheit still und freundlich da, als

sich die Schulstube öffnete, und drei ihrer Freundinnen hereintraten, und ihr in ihrem und in ihrer Freundinnen Namen einen schönen Arbeitsbeutel mit feinem Baumwollengarn angefüllt, ein niedliches Spinnrad und ein Buch, Campe's väterlichen Rath für seine Tochter, zierlich gebunden, überreichten. Die Freude machte sie stumm, bis sie endlich unter einem Strome von Freudenthränen ihnen Allen dankte. Als sie die Schule verließ, wurde ihr zu Ehren ein Kranz von Immergrün über die Thüre geheftet; zwei schwebende Engel hielten eine Blumenkrone, und unten standen die Worte: Unsrer lieben Albertine geweiht.

140. Die würdige Confirmandin.

Hanna war der Liebling ihrer Aeltern und Geschwister, ihres Lehrers, ihrer Mitschülerinnen, und aller Derer, die sie kannten. Dieß verdankte sie ihrer liebenswürdigen Sanftheit, ihrer unverstellten Freundlichkeit und Herzensgüte, und einem gewissen sittigen Betragen, das man den Schmuck des Mädchens nennen kann. Jetzt nahte die Zeit heran, daß sie die Schule verlassen, und confirmirt werden sollte. Mit stiller Rührung sah sie diesem Augenblicke entgegen. Die Erinnerung an die vielen Freuden, die sie dort genossen, an die mannigfaltigen schönen und nützlichen Kenntnisse, die sie da eingesammelt hatte, an das wichtige Bekenntniß, das sie jetzt ablegen sollte, alles Dieses gab ihrem ganzen Wesen eine gewisse Feierlichkeit und Wehmuth. Statt daß andere Mädchen sich nur mit ihrem Putze beschäftigten, womit sie an diesem Tage glänzen und sich über andere erheben wollten, überdachte sie in der Stille die heiligen Lehren der Religion, ihre Wahrheit, ihren Segen, ihre Hoffnungen. Kaum war der Tag ihrer Confirmation erwacht, so stand sie von ihrem Lager auf. Ihr frommes, gutes Herz erhob sich in lautem Danke zu dem Unsichtbaren, aber überall Gegenwärtigen, für die guten Aeltern und Geschwister, für den würdigen Lehrer ihrer Jugend und ihre lieben Freundinnen. „Dank, Dank dir Allliebender," sprach sie nun, „daß ich dich kenne, dich liebe; dir will ich folgen, dir will ich vertrauen; ich will besser werden, und es besser machen, so lange ich lebe." Nun kleidete sie sich reinlich, aber einfach an, und ging in Begleitung ihrer lieben Aeltern in die Synagoge. Sie zeichnete sich hier zwar nicht durch ausgesuchte Kleider aus; aber mit Wohlgefallen und Theilnahme ruhten Aller Augen auf dem gerührten, nachdenkenden und edlen Mädchen. Sie hielt auch redlich, was sie an diesem feierlichen Tage versprochen hatte, und wurde die Freude und

Stütze ihrer Aeltern, und die Wonne ihrer Vaterstadt. Noch jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, erzählen die Mütter ihren Töchtern von der braven Hanna. Das Andenken des Gerechten lebt in Segen.

141. Gesinnungen einer frommen Herrschaft.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volkes. Sie müssen, um sich auf anständige und rechtliche Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit auf eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volke eigenthümlichen Fehler in geringerer oder größerer Menge mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabendern oft mangeln. Ihr Loos wird ihnen aber erleichtert, ja sogar angenehm, ihre Fehler werden beseitiget und ihre Mängel gehoben zu ihrem und der Herrschaft Nutzen und Frommen, wenn letztere die Pflichten einer fromm gesinnten Herrschaft kennt und übt, wie sie hier ausgesprochen sind:

Gib, daß ich billig und gelind,
Gott, meine Herrschaft führe,
Und die in meinen Diensten sind,
Nach deinem Sinn regiere,
Nicht hart, nicht stolz sey; ihnen nie
Den zugesagten Lohn entzieh'!

Erfüllen sie mit Redlichkeit,
Mit Aufwand ihrer Kräfte,
Was ihnen ihre Pflicht gebeut,
In meinem Hausgeschäfte;
So gib, daß ich für ihre Treu'
Nicht fühllos, nein, erkenntlich sey.

Hilf, daß ich Jedem seine Pflicht,
So gut ich kann, versüße;
Daß er, wenn Hilfe ihm gebricht,
Sie auch von mir genieße;
Daß ich ihm Fehler gern verzeih',
Und wird er krank, sein Pfleger sey.

Auch der geringste Dienstbot' ist
Bestimmt zum ew'gen Leben;

Denn du, der du allgütig bist,
Wirst's ihm, wie mir, einst geben.
Vor deinem Throne hat mein Knecht
Mit mir dereinst ein gleiches Recht.

O präg' auf's Tiefste dieß mir ein!
Nie muß ich mich erkühnen,
Tyrannisch gegen die zu seyn,
Die meinem Hause dienen.
Auch der mir dient, ist Mensch, wie ich,
Hilf, daß ich ihn so lieb', als mich.

142. Gesinnungen eines frommen Dienstboten.

Gott, deinen weisen Willen
Soll Jeder hier erfüllen,
Laß' ihn mir heilig seyn.
Du hast auch mich auf Erden
Zum Menschen lassen werden;
Dir will ich meine Kräfte weih'n.

Ich soll hier Andern dienen;
Und dien' ich treulich ihnen,
So folg' ich dir, mein Gott!
Laß meiner Herrschaft Willen
Mich gern und treu erfüllen,
Als deinen Willen, dein Gebot.

Lehr' ohne bitt're Klagen,
Des Lebens Last mich tragen,
Und immer auf dich seh'n.
Im Reden und im Schweigen
Will ich stets fromm mich zeigen,
Und auf dem Pfad der Tugend geh'n

Die Herrschaft will ich ehren,
Und ihren Nutzen mehren,
Sie, wo ich kann, erfreu'n!
Nie dein Gebot verletzen,
Mich ihr nicht widersetzen,
Und jeden Fehler gleich bereu'n.

Ich will sie redlich lieben,
Mit Vorsatz nie betrüben,
Nie träg und müßig seyn;
Ich will sie nicht belügen,
Recht thun und nie betrügen,
Und mich vor deinem Auge scheu'n.

In meinem Dienst auf Erden
Stets tüchtiger zu werden,
Sey Freude mir, und Pflicht.
Ich bin ja, wo ich wandle,
Bei Allem, was ich handle,
O Herr, vor deinem Angesicht.

Du bist stets der Gerechte,
Der Herr der Herrn und Knechte,
Und Beider Trost und Heil
Der Niedrigste auf Erden
Kann groß im Himmel werden,
Hat Reichen gleich, Gott, an dir Theil.

Lass' mich dieß recht ermessen,
Nie meine Pflicht vergessen,
Und meines Ruf's mich freu'n;
So wirst du, Herr der Welten,
Es reichlich mir vergelten,
Und ich werd' ewig glücklich seyn.

149. Beispiele zur Nachahmung für Dienstboten.

Susanna, ein rechtschaffenes Dienstmädchen, vergaß nie, was sie vorhatte; sie handelte stets recht und brav, ob sie vor den Augen ihrer Herrschaft war oder nicht, weil sie wußte, daß sie in ihres Gottes und Richters Gegenwart lebte, dessen Augen auch die verborgensten Werke der Menschen sehen. Sie unterwarf sich ihren Oberen mit Ehrerbietung, und beobachtete ihres Standes Pflichten mit Treue. Sie war stets besorgt, ihres Herrn und ihrer Frau Vortheile zu befördern und zeigte gegen Beide die strengste Aufmerksamkeit unter dem besten Willen. Eben so trug sie strenge Sorgfalt, sie nicht um die Zeit und jedes ihnen zugehörige Eigenthum zu betrügen. — Auf dem Toden-

bette bekannte sie es, sie wäre mehr als einmal durch die niedrigen Künste der Betrügerei in Versuchung geführt worden, die in diesen Tagen durch Leichtsinn und Ueppigkeit so oft ausgeübt werden, besonders in großen Häusern, wo weder Herr noch Frau mit ihren eigenen Angelegenheiten recht bekannt sind; aber muthig habe sie, sich ihrer Pflicht bewußt, kräftigen Widerstand geleistet.

Ihren Dienstgenossen bedeutete sie oft, daß sie ihrer ganzen Stellung gemäß durch ein göttliches und menschliches Gesetz verbunden seyen, der Dienstherrschaft in jeder Beziehung treu zu seyn.

Durch lange Dienste gewann sie für ihre Herrschaft und deren Verwandte die aufrichtigste Ehrerbietung und nicht weniger Neigung für deren Kinder, und nahm an all' ihrer Fröhlichkeit und Traurigkeit innigen Antheil.

Bei solcher guten Gemüthsart und ungeheuchelten Treue wurde sie ein Muster für andere, sowohl männliche als weibliche Dienstboten, die in ihrer Nähe, und um sie her lebten. Durch ihr Beispiel wurden sie bedachtsam in Reden, rein in Sitten, fleißig in dem Besuche des öffentlichen Gottesdienstes und pünctlich im häuslichen Gebete.

Gegen Arme und Nothleidende hatte sie warme und aufrichtige Liebe, und gab gern Almosen. Von ihrem Lohne und den Geschenken, die sie sehr häufig erhielt, ersparte sie sich ein Ansehnliches, das sie ihrem Bruder vermachte. Sie konnte es nicht benützen, denn in ihren besten Jahren wurde sie in dem Hause ihrer Dienstherrschaft von einer schweren Krankheit befallen, an welcher sie auch starb. So lange sie krank darnieder lag, war ihre Frau stets beschäftigt, ihr jeden guten Dienst zu leisten, der zu ihrer Herstellung beitragen konnte, und als sie verschieden war, weinten alle Hausgenossen um sie. Zum Zeichen ihren Achtung und Liebe veranstalteten sie ein sehr feierliches Leichenbegängniß, begleiteten sie sehr betrübt zu Grabe, und betrauerten sie noch lange Zeit. Verehrt wurde sie im Grabe noch, denn ihre Frau ließ ihr einen Grabstein setzen, auf dem folgende Worte standen:

Bleib' stehen, Wanderer!
Bleib' stehen, und widme dem Verdienste
eine stille Thräne!
Hier liegen die irdischen Reste
Susanna's,
Die dreißig Jahre alt wurde.

Sie war weise, wußte, wenn es wohl um sie stand,
und diente
Demselben Herrn, derselben Frau
fünfzehn Jahre lang
Bis an ihren Tod.
Sie war überzeugt, es wäre ein Ruhm,
gut und brav zu seyn.
Daher ward sie eine gute Magd,
alles Vertrauens würdig.
Sie war ehrlich und redlich,
ward bald mit Allem bekannt, was sie vornahm,
war fleißig in dessen Vollbringung.
Ihr Leben brachte sie
mit der Zufriedenheit zu,
die sich stets bei getreuer Beobachtung der Pflicht findet.
Sie sah ein, daß sie sich ihr Brod
Durch Dienst erwerben müßte,
und lernte ihren Stand schätzen.
Ihre Dankbarkeit und ihre Willigkeit
machten den Dienst ihr angenehm;
Frömmigkeit und Genügsamkeit halfen ihr vereinigt.
Im Leben
war ihr Verhalten alles Beifalls würdig,
ihr Tod aber
ward mit Recht beklagt.
Leser,
welches auch dein Stand auf Erden seyn mag,
laß dein Beispiel,
so wie das ihrige,
nützlich für die Welt werden!
Und begehr'st du Glückseligkeit,
so lerne fromm seyn!

144. Vaterlandsliebe.

Unter allen Gegenständen, die Religion ausgenommen, darf uns keiner wichtiger und heiliger seyn, als das Vaterland. Tausend süße Bande, Sprache, Sitten und Gebräuche fesseln innig an dasselbe; die

Art zu leben, zu seyn, wie in dem Vaterlande, trifft man sonst nirgends; Alles erscheint uns befreundet; im Auslande fühlt man sich nur halb, hier allein ganz. War man längere Zeit in der Fremde, und betritt dann den vaterländischen Boden wieder, so möchte man weinen vor Freude, man hat einen alten, lieben Bekannten auf's Neue gefunden und das Ohr erquickt sich an den süßen Worten der Muttersprache, die es lange nicht vernahm. Selbst das an sich Unbedeutende gewinnt Reiz. So erinnert sich mancher Handwerker, als er nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich nach Deutschland zurückkehrte, noch lebhaft des Eindrucks, den das erste Posthorn, das er wieder durch den grünen Wald tönen hörte, auf ihn machte, und Abends in der Herberge klang ihm das fromme Lied des Nachtwächters wie ein Bewillkommnungsgruß, und früher hätte er auf Beides kaum geachtet. So wohl es Einem auch in fremden Ländern gegangen ist, so fühlt man sich doch in seinem Vaterlande weit wohler, weit behaglicher, und man möchte es um alle Güter der Welt nicht mit einem andern Lande vertauschen, würde aber, wenn es seine Freiheit, seine Ehre gälte, Gut und Blut gern daran wagen. Ist das Vaterland entehrt und in Ketten gelegt, so sind wir es ebenfalls, und es gilt dann der muthigen That, die Schande mit Blut abzuwaschen, die Fesseln mit gewaffneter Hand zu brechen. Dann stehe Einer für Alle, wie Alle für Einen, und Sieg oder Tod sey die freudige Losung!

Beim holden Namen: Vaterland,
Erwachen holde Triebe.
Ich fühle mich mit ihm verwandt;
Ich fühle, daß ich's liebe,
In diesem Lande lebt' ich auf;
O Wonne! hier begann mein Lauf
Zum hohen Ziel des Lebens.

In heitrer Unschuld lernt' ich hier
Die ersten Worte stammeln,
Und mir Begriffe, Gott, von Dir
Und Deinen Werken sammeln.
Ich sah mit Aeltern mich vereint,
Und sie und mancher Jugendfreund
Versüßten meine Tage.

Wie Viele strebten um mich her,
Mich Schwachen zu verpflegen!
Wie Viele führten immer mehr
Der Wahrheit mich entgegen!
Hier war mein Bürgerrecht bereit,
Hier fand ich Ruh' und Sicherheit
Im Schutze der Gesetze.

So will ich denn auch dankbar seyn,
Und Andern wieder nützen,
Will rathen, helfen und erfreu'n,
Und Gutes unterstützen.
Was Ordnung, Recht und Eintracht nährt,
Und was des Landes Wohlstand mehrt,
Soll stets mir theuer bleiben.

Ich will durch Fleiß und Redlichkeit
Dem Vaterlande dienen,
Und, was mir das Gesetz verbeut,
Mich nie zu thun erkühnen;
Will Jedem geben, was ich soll,
Und ohne Zwang und ohne Groll
Die Vorgesetzten ehren.

Um überall aus Dankbegier
Des Landes Ruhm zu gründen,
Soll auch der Fremde stets in mir
Den Freund der Menschen finden.
Ich will gerecht und liebreich seyn,
Ihm in Gefahren Schutz verleih'n,
Und Freude ihm gewähren.

Aus Liebe für mein Vaterland
Will ich mich nie vergehen,
Ein fremdes Volk mit Unverstand
Zu hassen und zu schmähen.
Verdienst und Tugend, nah und fern,
Soll immer meine Seele gern
An jedem Menschen schätzen.

Wer hier sich stets im Wohlthun übt,
Und edlen Sinn verbreitet,
Der wird von Dir, o Gott, geliebt,
Und einst empor geleitet.
Ihm lohnt das bess're Vaterland
Mit Wonne, die er hier nicht fand,
Und die dort ewig währet.

145. Zwei Beispiele von Vaterlandsliebe.

1. In dem schweren Kriege, welchen Oestreich 1792 und die folgenden Jahre hindurch gegen Frankreich führte, wurden Kaiser Franz dem Zweiten viele freiwillige Geschenke von seinen treuen Unterthanen zugestellt, damit er sie zur Vertheidigung des Vaterlandes verwende. Aber besonders anziehend ist folgendes Beispiel davon.

Im Jahre 1793 kam ein schlichter Landmann auf die Hofburg zu Wien und verlangte den Kaiser zu sprechen. Es war eine schöne Eigenschaft dieses edlen Fürsten, daß er auch die Geringsten seiner Unterthanen freundlich vor sich ließ. Der Landmann wurde also vorgeführt. „Ich bringe auch Etwas," sagte er, und legte einen Beutel mit tausend Gulden auf den Tisch.

Der Kaiser staunte über das ansehnliche Geschenk, das von einem so unansehnlichen Manne auf so einfache Weise gegeben wurde.

„Wie heißt du, und wo bist du her?" fragte er gütig. „Das soll Niemand wissen," antwortete der Landmann kurz und damit ging er fort.

Dem Kaiser vergnügte diese Einfalt und Anspruchslosigkeit. Er schickte eilig Leute nach, die den Landmann nochmals um Namen und Wohnort fragen sollten. Aber dieser antwortete lachend: „Meinet ihr, daß ich es euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?"

---

2. Ein Landmann sollte beim ersten Andringen der Franzosen auf Wien im Jahre 1809 der Führer einer Truppencolonne werden, mit der man einen wichtigen Plan durch einen Nachtmarsch auszuführen gedachte; der Landmann aber weigerte sich. Heftig drang der den Vortrab befehligende französische Offizier in ihn; der Landmann blieb ruhig bei seiner Weigerung. Der Offizier fing nun an, ihn mit Ver-

sprechungen zu bestürmen, und bot ihm endlich seine reichgefüllte Börse mit Geld an, aber Alles vergebens. Inzwischen langte die Colonne selbst an, und der General, welcher sie führte, war sehr erstaunt und erzürnt, den Vortrab noch anzutreffen. Der Offizier erzählte, daß der einzige des Weges kundige Mann sich weigere, ihr Wegweiser zu seyn, obschon er Alles aufgeboten habe, ihn dazu zu bewegen. Der Landmann ward hierauf vorgeführt. „Entweder," rief der General ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich todtschießen." — „Ganz gut," erwiederte der Landmann, „so sterb ich als rechtschaffener Unterthan, und brauche nicht Landesverräther zu werden." — Der General bot ihm die Hand und sprach: „Gehe heim, wackerer Mann, wir wollen uns schon ohne Führer behelfen."

146. Unterthanenpflicht.

Ehre stets die Obrigkeit,
Wie dir Gottes Wort gebeut;
Frevelhaft ihr widersteh'n,
Heißt, sich an Gott selbst vergeh'n.

Zur gemeinen Wohlfahrt sey
Den Gesetzen stets getreu;
Denn, wer diese gern vollführt,
Ist so frei, als der regiert.

Ehre, Furcht, wem sie gebührt;
Schoß und Zoll dem, der regiert,
Gib, als gäbst du's Gott dem Herrn,
Was du schuldig bist, stets gern.

Ordnung und Gerechtigkeit
Schutz und Fried' und Sicherheit —
Welch ein Glück, das, wer es hat,
Nur durch seinen Fürsten hat.

Glücklich ist dann jeder Stand;
Dann blüht unser Vaterland;
Dann kann Alles, groß und klein,
Sich des guten Fürsten freu'n.

Glücklich ist dann und vergnügt,
Der im Schweiß die Felder pflügt;
Er ist treu dem Landesherrn
Und gehorcht den Obern gern.

Froh begrüßt er seine Flur,
Wohnt in seiner Hütte nur
Unschuld, die kein Arges thut,
Ordnung, Fleiß und guter Muth.

Glücklich und dem Fürsten werth
Ist, der sich mit Arbeit nährt,
Froh und reich durch Gnügsamkeit
Thut er nur, was Gott gebeut.

Er hat Hülle, Dach und Brod,
Nicht der Reichen Sorg' und Noth,
Mehr Gesundheit, Ruh' und Kraft,
Nicht so schwere Rechenschaft.

Völker, Fürst und Unterthan,
Betet Gott den Höchsten an!
Fürchtet ihn; denn sein Gericht
Ist gerecht; drum sündigt nicht.

147. Unterthanentreue.

In einem Kriege wurde die Residenzstadt eines guten und geliebten Fürsten von den Feinden erobert. Der Befehlshaber der Armee ließ sogleich den Stadtrath zu sich rufen, und forderte ihn auf, daß er seinem Herrn auf der Stelle huldigen, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen seinen eigenen Fürsten stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Aufruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine große und allgemeine Bestürzung.

Die Magistratspersonen versammelten sich und faßten nach gehaltener Berathschlagung endlich den großmüthigen Entschluß, ihrem Fürsten treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das Herzhafteste ausgeführt. Die sämmtlichen Rathsglieder gingen in einem feierlichen Zuge mit entblößten Häuptern, und jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, von

dem Rathhause auf den Markt, wo die feindlichen Truppen unter dem Gewehr standen.

Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der Bürgermeister, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauen Haaren, dem Oberbefehlshaber der Armee, und sagte in einer beweglichen Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft: sie wären jede Stunde bereit, ihr ganzes Vermögen ihm als Opfer darzubringen; sie könnten sich aber unmöglich entschließen, den Eid der Treue, den sie ihrem rechtmäßigen Fürsten geschworen, zu brechen, und die Waffen gegen ihn zu ergreifen; sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des menschenfreundlichen Oberbefehlshabers, er werde von seinen zu harten Forderungen an sie abstehen; sollte er aber auf diesem Begehren verharren, so würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie gegen ihren Landesfürsten zu erfüllen hätten. „Und ich für meine Person," setzte der Bürgermeister hinzu, „will gern der Erste seyn, und hier auf dieser Stelle niederknieen, und mir meinen alten, grauen Kopf abschlagen lassen.'

Durch diese Rede und die wehmüthige Stellung dieses ehrwürdigen Greises, der am Ende seiner Rede wirklich niederkniete, wurde der Feldherr bis zu Thränen gerührt. Er ritt hierauf zum Bürgermeister hin, klopfte ihm auf die Achsel und sprach: „Einem solchen Manne, wie Sie sind, schlägt man den Kopf nicht ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Männer noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten." — Der Befehlshaber stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt diese Stadt den schönen, sie ewig ehrenden Namen: „Die Getreue."

So muß man seinem rechtmäßigen Landesfürsten auch bei den drohendsten Gefahren treu bleiben, und kein Opfer scheuen, wenn es sich um die Erfüllung der ihm schuldigen Pflichten handelt. Liebe und Treue winden das schönste Laub um den Landesvater und seine Unterthanen, und Wehe dem, der pflichtvergessen auch nur einen Augenblick es zu zerreißen wagt. Er greift in Gottes Ordnung ein und zieht den Fluch des Himmels auf sich herab.

148. Soldatenstand.

In einem jeden Lande sind stehende Heere zur Aufrechthaltung der Ordnung, des Friedens, und zur Sicherheit des Lebens und Eigenthums

der Bewohner nothwendig. Die Männer, welche zur Abwehr der feindlichen Anfälle und Verhinderung der Verheerungen und Plünderungen des Vaterlandes bereit sind, bilden den Militairstand, einen Stand in der menschlichen Gesellschaft, welchem alle Ehre und Hochachtung in seiner erhabenen und hochherzigen Bestimmung gebührt. Aus Liebe zum Könige und Vaterlande, zum Schutze und zur Vertheidigung der Einwohner opfern die Männer dieses Standes edelmüthig Blut und Leben. In keinem Stande findet aber die Tugend größere Schwierigkeiten und Hindernisse, als gerade im Militairstande. Unzählig sind hier die Gefahren, Anlässe und Anreizungen zur Sünde und Ausschweifung.

Doch wer von Jugend an Gott fürchtet, die Gefahren zur Sünde flieht, die Gebote Gottes treu beobachtet, seine Leidenschaften mit der göttlichen Gnade bekämpft, und jede Sünde sorgsam meidet, wird auch im Soldatenstande seine Tugend treu bewahren, und durch genaue Pflichterfüllung Ruhm und Ehre erlangen; er wird von Gott, dem Könige und vom Vaterlande geliebt und gesegnet seyn. Wer aber von früher Jugend an seine bösen Neigungen nicht beherrscht, und Gott und Tugend aus dem Herzen verliert, wird in diesem Stande in Sünde und Laster fallen, und sich in zeitliches und ewiges Verderben stürzen. Wer sein Herz nicht bewacht, und es nicht im Gebete zu Gott erhebt, wird der Versuchung nicht widerstehen. Der Krieg ist die Schule vieler Laster; aber nur für den leichtsinnigen, ausschweifenden und ausgelassenen Müssiggänger. Tausende sind auch in dieser Schule zu einer hohen Stufe von Heiligkeit gelangt. Wer Gott fürchtet, wird auch ihm stets in heiliger Treue dienen, seinen Fürsten lieben, seinen Vorgesetzten gehorchen, seinen Mitsoldaten freundlich begegnen, und selbst im Kriege gegen Wehrlose und Unschuldige schonend und liebreich seyn.

(Folgende **Beispiele** werden das kurz bestätigen, und zeigen, daß es auch im Soldatenstande Helden der Tugend gebe.)

1. Ein Jüngling, Namens **Nathan Freudenmann**, der sich einem ausschweifenden Leben hingegeben, ließ sich zum Militair anwerben. Er änderte nun gänzlich seine Sitten, und war bald von Allen im Regimente wegen seiner Tugend und Freundlichkeit geachtet und bewundert. Fern war von ihm jedes leichtsinnige, hitzige und sittenlose Betragen. Nie kamen aus seinem Munde gotteslästerliche Schwüre und Flüche oder ausgelassene und unanständige Reden. Er hatte keinen Streit und Zwist mit Anderen. Seinen Hauptmann liebte er, wie seinen Vater; seine Kriegsgefährten wie seine Brüder. Er war gegen Jedermann freund-

lich und dienstfertig, söhnte gern Entzweite aus, und ermahnte durch Wort und That zur Tugend und Ordnung; Muth und Tapferkeit zeichneten ihn im Kriege aus. Man vernahm keine Klage, weder über seine Offiziere, noch über das ungesittete Benehmen seiner Mitsoldaten. Er hatte nie eine größere Freude, und empfand keinen süßern Trost, als wenn er zum Gottesdienste ging und Gottes Wort erklären hörte, wozu er jede Gelegenheit benutzte. „Ich fürchte Nichts," sprach er, „wenn ich unter dem Schutze der Gnade Gottes bin." Die Beschwerden und Mühen des Krieges ertrug er mit großer Geduld, und in den Zeiten des Friedens führte er stets ein stilles, solides Leben. Jede Stunde, die ihm sein Dienst übrig ließ, verwendete er auf das Lesen guter Bücher, auf's Gebet und den Besuch der öffentlichen Andachtsübungen. Unter Anderm sagte er auch: „Das Leben im Soldatenstande hat zwar viele Gefahren für die Tugend, doch keine anderen Gelegenheiten zur Sünde, als die man sich selbst macht." — Er bestrebte sich, mit dem Beistande Gottes in Frömmigkeit und Tugend auszuharren, Anderen stets ein erbauendes Beispiel zu geben, und der Seligkeit des Himmels würdig zu werden.

2. Bei der Belagerung von Großglogau wurde am 10. November 1806 eine alte Frau mit einem Kinde, das dreiviertel Jahre alt war, auf die Oderbrücke gestoßen. Auf einmal wurde die Fallbrücke, welche die Hauptbrücke mit dem Thore verband, aufgezogen, so daß sie nicht mehr zurück konnte. Hinter der Fallbrücke aber standen die preußischen Soldaten, und luden die Gewehre. Angstvoll ging sie über die Brücke weiter vorwärts nach dem entgegengesetzten Ufer; aber ach! da war das Ende der Brücke abgebrochen, und am jenseitigen Ufer standen Feinde, welche die Festung zu belagern anfingen. Die Frau lief hin und her, und weinte und schrie, und das Kind dazu; aber Niemand hörte sie vor dem Getöse der Waffen, Niemand sah sie vor der Dämmerung des Abends. Wo sie sich hinwandte, war Grausen und Entsetzen; vor ihr der Feind, hinter ihr kein Freund; über sie hin der sausende Wind, unter ihr weg der rauschende Strom; um sie das Dunkel der Nacht, und in ihr kein Lichtstrahl von Hoffnung; außen schneidende Kälte, und innen keine Wärme des Trostes. Und als vollends die in der Festung Feuer gaben auf den belagernden Feind, und die Kugeln über die Brücke wegsausten, da vergingen der armen Frau fast die Sinne; denn nun sah sie den Tod von allen Seiten los, und

es gab keine Stimme, die zu ihr sprach: „Du sollst leben!“ Aber sie sollte doch leben sammt dem Kinde; denn wer nur das rechte Auge gehabt hätte, der hätte vielleicht sehen können, wie eine Schaarwache von Engeln sich um die Frau und das Kindlein herstellte, und während der langen schaurigen Nacht mit ihren Schilden alle Pfeile des Todes von ihnen abwendete. Denn es heißt ja: „Die Engel des Herrn lagern sich um Die her, die ihn fürchten, und helfen ihnen aus.“ Und als am Morgen die Belagerer ihre Augen aufhoben, da sahen sie, wie oben auf den Trümmern der Brücke eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme bald stand, bald ging und die andere Hand bald hierher, bald dorthin nach Hilfe ausstreckte, und wie die Kugeln links und rechts um sie herumflogen, und bald auf der Brücke, bald im Wasser aufschlugen, und daß in jedem Augenblicke eine kommen konnte, um Frau und Kind in Einem Zuge von der Brücke und der Erde und aus der Angst und dem Leben wegzureißen.

Dieser Anblick erregte wohl das Erbarmen aller Soldaten in und vor der Festung, ja viele mochten wohl denken: „Ach, könnte doch geholfen werden“; aber zweien barmherzigen Männern, davon der eine ein Corporal, der andere ein Gemeiner war, ging der Auftritt durch die Seele, und sie sagten laut: „Da muß geholfen werden!“ Und sie fingen an, denen in der Festung zu winken mit Händen und Tüchern und Hüten, und jene sahen und verstanden endlich das Winken, und stellten das Schießen ein, bis etwa der Frau geholfen wäre. Ob nun die Freunde, d. h. die Belagerten, die Kette an der Fallbrücke nicht gleich losbringen konnten, da diese durchaus nicht herabfiel, ist ungewiß; daß aber die Feinde, d. h. die beiden Bayern, ohne sich erst zu besinnen vom Ufer aus auf einem schmalen schneidenden Balken über das Wasser weg nach der abgebrochenen Brücke hinaufkletterten, und die Frau sammt dem Kinde mit eigener, augenscheinlicher Lebensgefahr herunter holten, das ist gewiß, und die beiden braven Bayern können es noch schriftlich aufweisen; denn ihr König ließ dieses menschenfreundliche Unternehmen nicht unbelohnt. Ein Armeebefehl vom 14. März bestimmte, jedem dieser beiden braven Männer, welche selbst in den Umgebungen des Elendes und der Verzweiflung sich gedrungen fühlten, mit eigener Aufopferung der leidenden Menschheit beizustehen, sollte eine Belobigung dieser ihrer That nebst zwanzig Ducaten zugestellt werden.

Dieses schöne Beispiel von Menschenfreundlichkeit zeigt jedem Krieger gleichsam in einem silberreinen Spiegel, wie er sich im Kriege gegen

die leidende Menschheit zu benehmen habe. Möchte es nur auch von einem Jeden derselben nachgeahmt werden, gewiß würde ihn dann der Segen des Unglücklichen aus der Zeit in die Ewigkeit begleiten!

149. Soldatentreue.

Bei dem nächtlichen Ueberfalle bei Hochkirchen 1758 wurde ein preußischer Hauptmann in der Hitze des unerwarteten Kampfes von den Seinigen getrennt und nach tapferster Gegenwehr von feindlichen Bajonettstichen zu Boden gestreckt. Die Besinnung verließ ihn; er blieb neben anderen Todten und Verwundeten auf dem Felde liegen. Nach mehreren Stunden, als schon die Morgendämmerung alle Gegenstände erleuchtete, kam er zu sich und sah zu seinem Erstaunen, daß er nicht nur nicht ausgeplündert, sondern sogar an der rechten Schulter mit einer Art Verband versehen war, dessen einzelne Stücke er als flüchtig zusammengeraffte Theile von der Bekleidung eines preußischen Soldaten erkannte. Vom Blutverluste ermattet, konnte er indeß nur mühsam sich aufrichten und kaum fünfzig Schritte fortschleppen, als er erschöpft wieder hinsank. Er erholte sich ein Wenig und setzte seine Versuche so weit und so lange fort, bis er ein nahe liegendes Gebüsch erreicht hatte, wo er sich, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte, niederließ.

Kaum hatte er dort eine Viertelstunde mit der Ueberlegung, was nun wohl anzufangen sey, zugebracht, als er leise Tritte und Stimmen in seiner Nähe vernahm. Er horchte, und vernahm die Worte: „Dort, unweit des alten Weidenstammes am Rande des Grabens muß er liegen; dort verließen wir ihn heute früh; ich habe mir die Stelle wohl gemerkt; komm, laß uns vorsichtig seyn! Vielleicht gelingt es, ihn zu retten.“ Der Hauptmann schaute auf, und siehe, zwei Grenadiere seiner Compagnie naheten. Er rief ihnen zu; sie stutzten, sahen ihren Hauptmann, und eilten zu ihm. „Sie suchen wir,“ sagten die braven Schnurrbärte; „schnell Herr Hauptmann, stützen Sie sich auf uns; nur noch etwa tausend Schritte, und so Gott will, sind Sie gerettet.“

Die treuen Soldaten, selbst leicht verwundet, hatten sich, nachdem sie am Morgen ihren Hauptmann halb entseelt und eilig verbunden, aufgemacht, in einem nahe liegenden Dorfe ein Pferd eingehandelt, und brachten es jetzt herbei, um ihren geehrten Vorgesetzten zu retten. Mühevoll bestieg es der Verwundete. Die Grenadiere aber, dort jedes Schleichweges kundig, führten ihn so geschickt, und vertheidigten ihn gegen feind-

liche Nachzügler so herzhaft, daß der Hauptmann, von seinen Rettern sorgfältig gepflegt, die preußische Armee und sein Regiment nach einigen Tagen glücklich wieder erreichte.

150. Menschlichkeit gegen Thiere.

Der weise Schöpfer, dessen Ruf
Im Anfang rief: „Es werde!"
Und aller Welt Bewohner schuf,
Der gab dem Kreis der Erde
Nicht Menschen nur zur Wohnung ein;
Auch Thiere sollten, groß und klein,
Sich hier des Lebens freuen.

„Seyd fruchtbar und vermehret euch!"
So sprach er auch zu ihnen;
Die Erd', an seinen Gütern reich,
Sie sollt' auch ihnen dienen.
Und es geschah, was er befahl:
Sie mehrten sich nun allzumal,
Des Lebens sich zu freuen.

In Bächen, Strömen und im Meer,
In Thälern und auf Höhen,
In Luft und Kluft — wer hat ihr Heer
Gezählt, erkannt, gesehen?
Nur Einer kennt und zählt sie, Gott,
Und nähret sie vom Behemoth
Bis zu dem kleinsten Wurme.

Ihm, der für Alles Sorge trägt,
Dem Schöpfer aller Dinge;
Ist Nichts, was sich auf Erden regt,
Zu klein, noch zu geringe;
Er, dessen Huld kein Engel mißt,
Er, der der Menschen nicht vergißt,
Vergißt auch nicht des Wurmes.

Den alle Welt erheben soll,
Du Gott der Macht und Stärke,

Erbarmest, aller Güte voll,
Dich aller deiner Werke;
Hilfst Beiden, Menschen und dem Vieh,
Thust auf die Hand, und sättigst sie
Nach deinem Wohlgefallen.

O Mensch, erkenne deine Pflicht!
Siehst du des Thieres Leben:
Wer gab es ihm? Du hast's ja nicht,
Gott hat es ihm gegeben.
Was nur die Allmacht geben kann;
Das schaue du mit Achtung an,
Und ehr' in ihm den Schöpfer.

Wohl setzt er aller Thiere Zahl
Herab zu deinen Füßen,
Und läßt dich hier nach freier Wahl
Der Freuden viel genießen;
Doch soll sie liebreich, fromm und rein,
Nie lieblos, frech und sündlich seyn,
Nie And'rer Freude stören.

Der Thiere Herrscher sollst du seyn,
Doch ihr Tyrann nie werden,
Willst du dich nicht des Lebens freu'n?
Das Thier will's auch auf Erden!
Was du nicht willst, daß dir gescheh',
Das sollst du, Mensch, auch je und je
Am Wurme nicht verüben.

Der Wurm im Staub, und was da lebt,
Hat ja Gefühl und Seele,
Ob auch, was dich so hoch erhebt,
Ob auch Vernunft ihm fehle.
Durch sie bist du der Gottheit Bild,
D'rum soll sie dich gerecht und mild
Zu Gottes Ehre bilden.

Wen Thieresqual nicht rühren kann,
Der sieht mit kaltem Herzen

Auch seiner Brüder Elend an,
Und spottet ihrer Schmerzen.
Wer nicht als Mensch den Schöpfer ehrt
Im Mitgeschöpf, der ist nicht werth,
Ein Gotteskind zu heißen.

151. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes; aber des Frevlers Herz ist grausam.

Romming, eines Landmanns Sohn, zeigte schon in der Kindheit ein höchst grausames Herz. Wenn er nur einen jungen Sperling bekommen konnte, so suchte er seiner habhaft zu werden, um ihn langsam zu Tode zu martern. Einen Käfer seiner Flügel zu berauben, eine Fliege zu zertheilen, einen Wurm zu zerhacken, einen Frosch aufzublasen, alle diese Unbarmherzigkeiten waren für sein grausames Herz so viel festliche Freuden, als ob das ganze Heer der Thiere nur deßwegen aus den Händen der schaffenden Allmacht hervorgegangen wäre, um von seinen Klauen gemartert, und wieder in früheres Nichts verwiesen zu werden. Er führte beständig Steine bei sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße erblickte, so daß man jedesmal, so oft man Romming auf der Gasse erblickte, sicher vermuthen konnte, das Wehklagen eines verwundeten Hundes zu hören. Konnte er einer Katze habhaft werden, so war sie glücklich, wenn sie bloß ihren Schwanz und ihre Ohren in seinen zwar kleinen, aber dennoch henkerischen Händen lassen mußte; gewöhnlich goß er ein Gefäß voll siedenden Wassers über sie her, oder hackte ihr zwei Füße ab. Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern und in den Gebüschen; das Flehen der beraubten Mutter rührte ihn nicht. Die Jungen, die eben erst ihr Leben von dem Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben, und konnte er die Alten gleichfalls in seine Hände bekommen, so mußten auch diese sterben. Er hatte von seinen Lehrern oft die wichtigen Worte gehört: daß kein Sperling auf die Erde fällt ohne unseres Vaters Willen, und dennoch war er stets grausam gegen die Thiere und zwar mit einer solchen Freude, die kein Tiger fühlt, wenn er Lämmer würgt.

Diese Grausamkeit beging der unmenschliche Romming bis in sein dreißigstes Jahr; als Mann zwar nicht mehr so häufig, wie als Kind und als Jüngling; jedoch nicht deßwegen, als ob er sanfter geworden wäre, sondern weil es ihm an Gelegenheit fehlte. Einst

ließ er im Bräuhause beim Meischen seinen Hut in den Bierbottig fallen. Er wollte ihn mit der Meischkelle wieder herausnehmen, verlor aber das Gleichgewicht und stürzte hinein; doch behielt er noch so viel Selbstkraft, daß er sich mit den Händen am Rande des Bierbottigs festklammerte. Er wurde herausgezogen; allein er hatte beide Beine verbrannt und mußte nach Hause getragen werden. Die Schmerzen, die er fühlte, waren unbeschreiblich, und wer an seiner Wohnung vorüber ging, hörte das schreckliche Jammergeschrei, das ihm seine Qualen auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr anhaltend nachzudenken schien und nach einer halben Stunde, die er in einer ununterbrochenen Stille zubrachte, verlangte er einen Geistlichen. Der Prediger kam. — „Herr!" sagte Romming im Tone der größten Verzweiflung, „ich habe Sünden begangen, die ich nie wieder gut machen kann, denn ich habe viele tausend Thiere zu Tode gemartert, ohne auch nur einen kleinen Grad ihrer Todesschmerzen empfunden zu haben. Jetzt fühle ich es an meinem eigenen Körper, welch' ein Wütherich ich gewesen bin. Ach rathen Sie, Herr, rathen Sie mir, wie ich alle diese verübten Grausamkeiten wieder gut machen soll. Wäre ich Dieb oder Ehrenschänder gewesen, so könnte ich vielleicht den verursachten Schaden wieder gut machen; aber wo soll ich auch nur Ein Leben von so vielen tausenden wieder herholen? Welchen Ersatz soll ich den Leichen so vieler ermordeten Thiere geben, die auf der Welt kein anderes Glück zu erwarten hatten, als die Freude zu leben? Ach! wo soll ich mich hinwenden! Zu Gott? — Das kann ich nicht, denn ich zerstörte die Werke, die seine Allmacht und Weisheit so schön geschaffen hat; ich mißhandelte seine Geschöpfe, während sie mich doch nicht beleidiget haben, ich zerfleischte sie, ohne daß mir ihr Tod den geringsten Nutzen brachte. Und ach! — unzählig sind die Thiere, die ohne meine Grausamkeit vielleicht jetzt noch leben und sich ihres Daseyns freuen könnten!"

Der Prediger unterredete sich lange mit dem Kranken und suchte ihn zu beruhigen, so gut er konnte, bemerkte aber dabei, daß der Mord eines Thieres einen hohen Grad von Strafbarkeit zur Folge habe.

Während dieser Unterredung aber sah der Prediger, daß die Beine des Kranken ganz schwarz waren. Es wurde ein Arzt geholt, und dieser versicherte, daß beide Beine in Zeit einer halben Stunde abgenommen werden müßten, wenn der Kranke nicht am kalten Brande sterben wollte. Die Operation geschah und nun stieg die Verzweiflung des Unglücklichen noch höher. Das Bewußtseyn, so viele Thiere um

eben diese Gliedmaßen gebracht zu haben, die er gerade jetzt einbüßen mußte, vermehrte sie, und er war der Raserei sehr nahe. „Ach," rief er, „wie manchem Käfer, wie manchem Vogel riß ich seine Beine ab, ohne zu bedenken, daß er über eben solche Schmerzen wehklagen mußte, die ich jetzt fühle! Wie manches Thier begoß ich mit siedendem Wasser, ohne an die Qualen zu denken die ich ihm verursachte, und die ich jetzt selbst empfinde." So schrie Romming unaufhörlich und dieser Zustand, diese Seelenstimmung würde ihm den Tod zugezogen haben, wenn der Prediger ihn nicht getröstet hätte. Er ward wieder gesund und lebte als Krüppel noch fünf und zwanzig Jahre, in welch er Zeit er jedem Knaben den er zu Gesichte bekam, eine Predigt hielt, über die Barmherzigkeit gegen die Thiere.

152. Das Storchennest.

Seit ein paar Menschenaltern hatte eine Storchfamilie das Insassenrecht auf dem Forste eines alten Schlößchens. Mit dem Beginne des Frühlings kam regelmäßig ein Paar von der Sippschaft, und nahm das angestammte Nest ein. Mit lautem Geklapper verkündigte es seine Ankunft, und Groß und Klein im Dorfe lief zusammen, um die kühnen Wanderer zu bewillkommnen.

Das alte Schlößchen kam indeß immer mehr und mehr aus der Mode; der Hausherr ließ ihm ein neues Gewand anlegen, und für den neuen Zuschnitt wollte das Reisigrad nicht mehr passen.

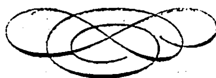
Das Rad wurde demnach mit Nest und Eiern vom Giebel gestürzt; die vertriebenen Störche erhoben auf benachbarten Dächern ein wehmüthiges Geklapper; die Kinder weinten und die Alten weissagten Unglück dem Hause, wo seit Jahrhunderten Glück und Segen gewohnt hatten.

Wirklich kamen auch Mangel und Noth, die gewöhnlichen Gefährten der Modesucht, über die verschönerte Burg, und den Hausherrn wandelte zuletzt die Sehnsucht an, die ehemaligen Zeugen seines Glückes wieder auf sein Dach, und mit ihnen vielleicht das entflohene Glück auch unter dasselbe zurückkehren zu sehen. Er ließ ein neues Rad mit Reisern durchflechten, ließ es auf den alten Platz setzen, und zweifelte nicht, daß seine vormaligen Gäste mit Dank wieder einziehen würden. Aber gefehlt! Zwar kamen sie, wie es bisher immer geschehen war, im nächsten Frühlinge, setzten sich auf das Dach, und klapperten ihren

Gruß dem ganzen Dörfchen zu; nach wenigen Tagen aber waren sie, dem neuen Neste zum Trotze, wieder verschwunden.

Das verdroß den Edelmann; „Die hochbeinigen und hochmüthigen Schlucker," sagte er zum Amtmanne, „scheinen mir zu schmollen! Da kein Rad da war, kamen sie alle Jahre und baten um Herberge; nun ich sie ihnen darbiete, will keiner mehr davon Gebrauch machen."

Da bückte sich der Amtmann vor dem gebietenden Herrn, rieb sich die Hände, und sagte: „Verzeihen Euer Gnaden! Selbst die Thiere haben eine Art Stolz, und ein zurückgestoßener Hausfreund braucht lange, bis er wieder Zutrauen faßt."



Siebenter Abschnitt.

(Parabeln, Fabeln, erheiternde Erzählungen, Kernsprüche, Lieder und verschiedene Sätze für Kopf und Herz.)

1. Parabeln (Gleichnisse.)

153., Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel der Gerechtigkeit, „er wird unbillig gegen seine Brüder seyn, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln.“

„Erschaffe ihn nicht!“ so sprach der Engel des Friedens, „er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborene seines Geschlechts wird seinen Bruder morden!“

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen,“ so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniss selbst, der Treue Siegel, auf sein Antlitz prägtest.“

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes, liebstes Kind, zu seinem Throne trat und seine Kniee umfasste. „Bild' ihn,“ sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen und ihm liebend beistehen, und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und von der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern.“

Der Vater der Menschen bildete den Menschen; ein fehlbar schwaches Geschöpf, aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe, die ihn nimmer verlässt, ihn immer bessernd.

Erinnere dich dieses Ursprunges, Mensch! wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Hand.

154., Adam und der Cherub.

Adam hatte das Feld gebauet und sich einen Garten geschaffen voll Bäume und Pflanzen. Die Aehren seines Ackers wogten im Glanze der Abendsonne, die Bäume standen voll Blüthen und Früchte. Der Vater des Menschengeschlechts und sein Weib nebst den Kindern ruheten auf einem Hügel, und schaueten die Herrlichkeit des Feldes und der Abendröthe.

Da trat der Cherub, der Wächter Eden's, unter sie, ohne sein flammendes Schwert, und sein Antlitz war freundlich.

Er grüsste sie und sprach: „Sehet! nicht mehr, wie ehemals, wächst euch Frucht von selber; im Schweisse eures Angesichts müsset ihr arbeiten, euch das Brod zu gewinnen. Aber nach der Mühe freuet ihr euch der selbst gewonnenen Frucht, und lieblich glänzen die vollen Aehren. Gott, der Barmherzige, hat euch ein Mittel gegeben, euch selbst ein Eden zu erbauen."

„Wohl," sagte Adam, „seine Güte ist gross, auch wenn er züchtiget. Gern wollen wir arbeiten im Schweisse unsers Angesichts. Aber ehemals war Gott uns näher, und segnete uns, und liess sein Antlitz über uns leuchten. — Was ward uns dafür?"

„Das Gebet," antwortete der Cherub. „Durch Arbeit gibt er euch die irdische, durch das Gebet die himmlische Gabe."

Und Adam erhob sein Angesicht, sammt seinem Weibe und den Kindern, und er dankte und betete. Da ward sein Auge heller und er sprach: „Der Herr ist freundlich und seine Güte währet ewiglich!"

155., Die Lerche.

In der balsamischen Frühe eines Sommertages wandelte ein

Landmann mit seinem Sohne auf das Feld. Der kühle Morgen spielte mit dem Silberhaare des Greises und hob den Blüthenstaub des Aehrenfeldes wie ein Gewölk über die wogenden Saaten.

Da sprach der Greis: Siehe! wie die Natur so geschäftig ist zu unserm Besten! Mit dem nämlichen Hauche, womit sie jetzt unsere Wangen kühlet, befruchtet sie auch unsere Gefilde, auf dass unsere Scheunen voll werden.“

„Achtzig Male hab' ich dieses gesehen, und doch ist es mir so erfreulich, als ob ich es heute zum ersten Male sähe. — Es könnte wohl heute das letzte Mal seyn; denn habe ich nicht die Höhe des Menschenlebens erreicht?“

So redete der Greis. Da fasste der Sohn seine Hand, und ward betrübt in seinem Herzen.

Aber der Vater sagte; „Warum willst du dich betrüben? Siehe! mein Tag ist dahin und mein Abend ist gekommen. Soll mir ein neuer Morgen anbrechen, so muss es erst Nacht werden. Aber sie wird mir seyn, wie eine Sommernacht, kühl und lieblich, wo die Abenddämmerung in die Dämmerung des Morgens zerfliesset.“

„Ach, mein Vater!“ sagte darauf der Sohn, wie vermagst du so freundlich von dem zu reden, was für uns das Traurigste seyn wird. Du gabst mir das Bild deines Todes, so gib mir auch ein Bild deines Lebens, mein Vater!“

Da antwortete der Greis; „das vermag ich leicht, denn das Leben des Ackermannes ist einfach, wie die Natur, die ihn umgibt. — Siehst du dort die Lerche, wie sie aus dem Kornfelde sich singend empor hebt? Nicht umsonst schwebet sie dem Landmanne so nahe, denn sie ist das Bild seines Lebens.“

„Siehe! in dem Schoosse der mütterlichen Erde geboren und auferwachsen, hält sie sich an die nährende Furche. Zwischen den wallenden Halmen baut sie ihr Nest, und brütet und ziehet die Küchlein auf. Und der belebende Duft der Schollen und des grünenden Feldes stärkt ihren Fittig und die Stimme ihrer Brust. — Aber nun erhebet sie sich gen Himmel, und schauet von Oben hernieder auf die Halme und Aehren und die brütende Mutter, und hinaufwärts in das Licht, das die Halme auferziehet, und in das Gewölk, welches der Thau und Regen hernieder bringt. Wenn kaum der Tag beginnt zu dämmern, ist sie schon auf ihren Flügeln, den frühen Boten des kommenden Morgens zu begrüssen. Und wenn die Abendsonne

hinabsank, erhebt sie sich noch einmal, den letzten Strahl derselben in sich zu trinken. So lebt sie ein zweifaches Leben, das eine schweigend und wirkend in den stillen Schatten der nährenden Scholle und der grünenden Halme, und das andere singend und schwebend in den reinen Gegenden einer höhern Lichtwelt. Aber beiderlei Leben ist nur eins und innig verbunden. Das niedere verleihet ihr den Trieb, sich zu erheben, und das höhere gibt ihr Muth und Lust zum stillen freudigen Wirken.“

So redete der Greis. Da fasste der Sohn mit Inbrunst die Hand des Vaters und sprach: „Ach ja, mein Vater! so war dein Leben. O möchte es uns noch lange erfreuen!“

Darauf antwortete der Greis: „Die Scholle wird mir zu schwer. Warum wollet ihr mir das ungetheilte Leben der reinen Harmonie und des höhern Lichtes missgönnen?“

„Der Tag wird schwül. Wohlan! lass uns zur Heimath wandeln.“

156. Die untergehende Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn.

Das ist so ihre Weise,
Sie zeuget still und leise
Wer rasch am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth.

Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Von ihrem hohen Lichtgezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen,
Dann schliesst sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Nun läuft sie frisch und munter
In's Abendmeer hinunter;
Bald steigt sie aus des Morgens Thor
Mit neuem Flammenglanz empor.

Drum wallt nur frohen Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes,
Dann schliesst ihr fröhlich euren Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

157. Die Stellvertreter.

Ein reicher Jüngling hatte krank gelegen an einem schweren Uebel; endlich genas er, und ward gesund. Da ging er zum ersten Male hinaus in den Garten, und war wie neugeboren und voll Freude, und lobte Gott mit lauter Stimme. Und er wandte sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O du Allgenügsamer, könnte

ein Mensch dir Etwas vergelten, wie gern wollte ich alle meine Habe geben!"

Solches hörte Hermas, der Hirte, und sprach zu dem Jünglinge: „Von Oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du Nichts zu senden. Komm', folge mir!"

Der Jüngling folgte dem Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte, daselbst war viel Jammer und Elend. Denn der Vater lag krank, und die Mutter weinete; die Kinder aber waren nackend, und schrieen nach Brod.

Da erschrak der Jüngling, Hermas aber sprach: „Siehe hier ein Altar für dein Opfer. Siehe hier des Herrn Stellvertreter.

Da that der Jüngling seine Hand über sie auf, und gab ihnen reichlich, und pflegte die Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn, und nannten ihn einen Engel Gottes.

Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer dein dankbares Angesicht erst gen Himmel und dann zur Erde."

158. Der irdische und himmlische Segen.

Es war eine lange, traurige Dürre im Lande. Heiss brannte der Sonnenstrahl am wolkenlosen Himmel und versengte die Gräser und Blumen auf dem ausgedörrten Boden. Ermattet durch die stechende Gluth zogen die Quellen langsam und immer langsamer dahin, und die welkenden Blätter begannen allmälig, wie wenn es Herbst wäre, von ihren Aesten sich abzulösen. Nur hie und da, wo dunkle Baumgruppen ihren erquicklichen Schatten warfen, grünte das Gras noch in lieblicher Fülle; denn ein erfrischender Thau tränkte die matten Halme jeden Abend mit seiner belebenden Kraft.

In der erfrischenden Kühle des Morgens gingen zu dieser Zeit zwei Landleute auf ihre Felder hinaus. „Nachbar," sagte der eine, der Bertfeld hiess, „wann wird einmal der Himmel sich öffnen? Ist es doch, als habe er sich für immer verschlossen."

Und es antwortete ihm der Nachbar Gotthilf: „Ich habe an diesem Morgen einen tröstenden Psalm gelesen von Gottes Güte und Barmherzigkeit; lass' uns Dem trauen, der die Vögel des Himmels nähret. Siehe, wie dort die Thautropfen auf der Wiese glänzen! Das Morgenroth leuchtet in sie hinein, und sie blitzen, wie Regenbogen! Darum stehen auch unsere Wiesen noch so grün

und so schmuck. O, die Erde ist wohl eine gute Mutter, sie erquickt ihre Kinder mit stiller segnender Liebe, und wenn der Himmel seine Gaben zu versagen scheinet, dann öffnet sie ihren Schooss, und lässet die Thautropfen aufsteigen, dass all' ihre Kindlein getränckt werden."

„Wie könnte sie auch anders," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, „ist sie doch der Kindlein Mutter, und erzieht sie, und bringt sie gross, und lässet sie wiederum sterben an ihrem Herzen."

„Aber siehe!" sagte Berthold darauf, „sie vermag dieselben dennoch nicht nach Genüge zu ernähren! Die Thautropfen, die sie gibt, sind Nichts, als ein stärkendes Labsal, um den nahenden Tod auf Augenblicke abzuhalten."

„Sie thut, was sie kann, mein Freund!" erwiederte der alte Gotthilf; „wie magst du etwas Grösseres von ihr fordern? Ach! die Fülle ihrer Gaben vermag freilich ihre zarten Gebilde nicht zu halten, wenn nicht der himmlische Segen wohlthätig auf sie niederströmt. Aber dennoch wollen wir sie dankbarlich preisen."

Wiederum des andern Morgens gingen sie hinaus auf ihre Felder. Der Sohn Berthold's geleitete sie, und freuete sich kindlich auf das Blitzen der Thautropfen im Morgenrothe. Aber siehe! es war in der Nacht kein Thau gefallen. Da sprach er betrübt zu seinem Vater: Ach! wie wird es nun unseren armen Pflanzen ergehen! Jetzt hat die Erde ihnen auch ihren Segen entzogen. Sie werden verwelken allesammt, ehe denn der Abend kommt."

„Nein, mein Sohn!" entgegnete ihm sein Vater, „es wird regnen, ehe denn der Abend kommt!

„Ist dir das im Traume offenbar worden, mein Vater?" fragte der Knabe. — „Nicht also," war die Antwort, „sondern es hat sich bewährt in langer Erfahrung, dass, wenn der Thau ausbleibt, alsdann der Regen nicht mehr fern ist."

„Das ist doch sonderlich!" erwiederte der Knabe.

Und der alte Gotthilf nahm jetzt das Wort, und sprach:

„Was bedürfe es auch des irdishen Segens, wo der himmlische in Fülle gegeben wird? Bescheiden beugt sich die Erde vor dem Kommen einer höhern Macht. Sie tritt mit ihren Gaben zurück, wenn die Pforten des Himmels sich öffnen."

So sprach der Greis, und von Westen her wälzten sich dunkle

Gewitterwolken am Himmel hin. Ehe die Mittagsstunde kam, hingen die Regentropfen an allen Blumen und Halmen.

159., Finsterniss im Lichte.

„Ihr lehrt," sprach der Kaiser Trajan zu Rabbi Jehosua, „dass Euer Gott überall sey, und rühmet Euch, er sey mitten unter Eurem Volke. Ich möchte ihn doch gern sehen!"

„Gott ist überall gegenwärtig," entgegnete der Rabbi, „aber gesehen kann er nicht werden. Kein sterbliches Auge kann seine Herrlichkeit schauen!"

Der Kaiser aber beharrte darauf.

„Gut," sprach Jehosua, „so wollen wir es doch erst versuchen, einen seiner Gesandten zu sehen!"

Das war der Kaiser zufrieden. Der Rabbi aber führte ihn des Mittags hinaus in's Freie und ersuchte ihn, in die Sonne, die in ihrem vollen Glanze strahlte, hineinzublicken.

„Das kann ich nicht! Ihr Licht blendet mich!" rief Trajan.

„Du bist nicht vermögend," sprach Jehosua, „das Licht von einem seiner Werke zu schauen und kannst darauf warten, die glänzenden Strahlen des Schöpfers selbst zu schauen? Würde dich sein Anblick nicht sogleich vernichten?

160., Alexander und der Schaedel.

Als Alexander der Grosse einst durch traurige Einöden und unbebaute Wüsten zog, kam er an einen kleinen Bach, dessen Wasser friedlich in den grünen Ufern hinfloss. Die glatte, helle Fläche desselben war ein Bild der Zufriedenheit und seine Fülle schien zu flüstern: Diess ist der Wohnort des Friedens und der Ruhe. Nichts rührte sich, Nichts ward gehört, als des Baches sanftes Murmeln, das dem müden Wanderer gleichsam in's Ohr sagte: „Komm' und geniesse die Schönheit der Natur; oder aber es klagte vielleicht, dass solche Geschenke oft umsonst gespendet werden für so manchen Wanderer. In dem nachdenkenden Geiste und fühlenden Herzen konnten tausend angenehme Bilder erwachen.

Doch welchen Reiz konnte diess Alles für die Seele eines Alexander's haben, dessen Brust mit Planen des eitlen Ehrgeizes und der unersättlichen Eroberungssucht gefüllt, dessen Augen mit Hungers-

noth und Schlachten bekannt, und dessen Ohr an das Geräusch der Waffen, das Seufzen der Verwundeten und Sterbenden gewöhnt war? Er zog daher weiter. Indessen musste er, von Hunger und Durst überwältigt, alsbald rasten. Und er setzte sich an das Ufer eines andern Baches, nahm einen Trunk Wasser zu sich und fand diess wohlschmeckend und sehr erquickend; dann liess er sich ein wenig gesalzenen Fisch bringen, mit dem er wohl in Menge versehen war. Den tauchte er in den Bach, um den widrigen Geschmack zu entfernen, und gar sehr erstaunte er, als der Fisch einen lieblichen Geruch von sich gab.

„Wahrlich," sprach er, „diess Gewässer muss sonderliche Kräfte besitzen und aus einem reichen, glücklichen Lande kommen. Lasst uns in dasselbe hinaufziehen!"

Und als sie dem Laufe des Flusses folgten, kamen sie endlich an die Pforte des Paradieses. Aber die Thore waren geschlossen. Er pochte an, und forderte mit seinem gewöhnlichen Ungestüme Einlass.

„Du kannst nicht hereinkommen;" rief eine Stimme darin, „diess ist die Pforte des Herrn!"

„Ich bin der Herr der Erde!" sagte der ungeduldige Held. „Ich bin Alexander, der Sieger! Wollt Ihr mich hineinlassen?"

„Nein!" war die Antwort. „Hier kennen wir keine Sieger, die allein ausgenommen, welche ihre Leidenschaften besiegen. — Nur der Gerechte kann hier Eingang finden!"

Umsonst bemühte sich Alexander, in den Aufenthalt der Seligen zu dringen. Weder Bitten noch Drohungen halfen ihm. Als er nun sah, dass alle seine Mühe umsonst war, wendete er sich an den Wächter des Paradieses und sagte:

„Du weist, ich bin ein grosser König, und ein Mann, dem die Völker huldigen. Da du mich nun nicht hinein lassen willst, so gib mir mindestens Etwas, dass ich der staunenden, bewundernden Einfalt zeigen kann: ich sey gewesen, wo noch kein Mensch vor mir war!"

„Hier, du Thor!" rief der Wächter des Paradieses; „hier ist Etwas für dich! Es kann die Krankheiten der verirrten Seelen heilen. Ein Blick darauf mag dich mehr Weisheit lehren, als du bisher aus allen Büchern gelernt hast. Jetzt ziehe deines Weges!"

Alexander griff mit Begierde zu, und eilte in sein Zelt.

Doch wie erstaunt und bestürzt war er, als er bei genauer

Prüfung des Geschenkes fand, dass es Nichts, als ein Stück von einem menschlichen Schädel sey.

„Und ist diess," rief er, „die ganze Gabe, welche man Königen und Helden reicht? Ist diess die Frucht so vieler Mühen, Sorgen und Gefahren?"

Zornig, und voll Aerger warf er es zur Erde.

„Grosser König!" sprachen da einige Weisen, die eben zugegen waren, „verachte diese Gabe nicht; so geringfügig sie in deinen Augen erscheint, besitzt sie dennoch einige wichtige Eigenschaften. Du kannst dich bald davon überzeugen, sobald du Befehl geben wirst, sie gegen Gold und Silber zu wägen!"

Alexander befahl, also damit zu verfahren. Es wurde eine Waage gebracht. Das Schädelstück kam in eine Schale und Gold in Menge in die andere. Doch zum Erstaunen Aller, sank diess Knochenstück tief, tief gegen das Gold hinab. Man that dessen mehr hinzu; doch der Knochen wog mehr. Kurz, je mehr Gold hineingelegt ward, desto tiefer sank die Schale des Schädels.

„Sonderbar!" rief da Alexander. „Ein so kleines Stück soll eine so grosse Menge Goldes an Gewicht übertreffen! Ist Nichts, das ihm an Gewicht gleich kommt?

„O ja!" antworteten die Gelehrten. „Eine Kleinigkeit thut es!" Und sie nahmen etwas Erde und bedekten das Stück vom Schädel damit, und im Augenblicke sank das Gold in die Tiefe, indessen die andere Schale in die Höhe sprang."

„Unbegreiflich!" sagte Alexander wieder ganz erstaunt. „Könnt Ihr mir denn diese ausserordentliche Erscheinung nicht erklären?"

„Grosser König!" erwiederten die Weisen. „Diess Stück Schädel ist aus der Höhle des menschlichen Auges, das zwar einen kleinen Umfang hat, aber in seinen Wünschen unbegrenzt ist. Je mehr es erhält, nach desto Mehrerem strebt es. Weder Gold, noch Silber, noch sonst ein irdisches Gut, kann ihm je genügen. Doch ist es einmal in's Grab gesenkt, und mit ein wenig Erde bedeckt, dann ist alle seine Lust und sein Streben mit einem Male vorbei.

161. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach! Es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Also seufzte die Mutter; denn es war eine Theuerung im Lande.

Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe! liegen sie nicht, und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fliesst auch von Neuem das Morgenroth über sie her, dass sie noch schöner erscheinen wie sieben blühende Röslein. — Mutter, das zeiget uns ja, das Er, der das Morgenroth macht und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“

Und als sie nun aus dem Kämmerlein gingen, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, dass ihrer so viele waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete, und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die munteren und runden Füsslein empfangen, wie sollen wir denn um die Hüllen uns ängstigen? Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu Dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen? — Siehe! seine Sonne kommt! Wohlan! lass' uns auch unsern Taglauf mit fröhlichem Antlitz beginnen.“

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, dass sie genug hatten sammt den Kindlein. Denn der Glaube erhebet den Muth, und die Liebe gewähret Stärke.

162. Gott der Hirt.

Er ist ein Schäfer fromm und gut,
Der treibet gold'ne Schafe aus,
Er hält sie wohl in sich'rer Huth,
Und Jedes kommt ihm froh zu Haus.
Blau ist die weite Himmelsweide,
Der Schäfer sitzt auf höchster Höh',
Und schaut die Weltenenden beide,
Das seiner Schaar kein Leid gescheh'.

So weiden sie in Ewigkeit,
Und Jedes kennet seine Flur,
Und weichet keinen Finger breit
Von seines Weges fester Spur,
Man sieht die Einen um die Andern
Gar lustig ohne Anstoss geh'n:
Denn könnten sie in Irre wandern,
So müsste gleich die Welt vergeh'n.

Der Herde Fürstin Sonne heisst,
Ihr folgt ihr Kind, der helle Tag;
Der Mond wird als ihr Fürst gepreist,
Dass sich die Nacht erfreuen mag;
Ihm folgen viele tausend Lichter,
Als schnelle Diener hübsch und fein,
Und zieh'n die Menschenangesichter
Empor mit wunderbarem Schein.

Denn wie aus Gottes Augen blickt
Das ganze Firmament herab,
Und bis in's tiefste Herz entzückt,
Verlässt der Mensch sein Erdengrab;
Er schwingt sich über Erdenqualen
Hin, wo der Seraph selig fliegt,
Wo aller Tand von Wort und Zahlen
Wo der Gedanke selbst verfliegt.

Du, der die goldnen Schafe liebt,
Du guter, treuer frommer Gott,
Was in die Brust so tief sich schiebt,
Das ist kein Wahn, das ist kein Spott!

Ich werde mit der sel'gen Herde
Einst droben lustig weiden geh'n,
Und als ein dunkles Bild die Erde
Tief unter mir sich wälzen seh'n.

Lass' denn die güldnen Schafe aus
O Schäfer lass sie wieder ein,
Ich schaue immer froh hinaus,
In deiner Auen hehren Schein!
Und wenn der Mond mit seinen Sternen
So lieb auf mich hernieder blickt:
Dann fühl' ich, wie aus jenen Fernen
Dein Licht mir hin zur Wonne winkt!

2. Fabeln.

163. Der Fuchs im Garten.

Der Fuchs kam einst einem Obstgarten nahe, und sah von aussen die hohen Bäume mit Früchten beladen, und freuete sich sehr, wenn er dachte, wie ihm diese so wohl schmecken würden. Allein eine hohe Mauer hinderte ihn, in den Garten zu kommen. Er suchte lange nach einer Oeffnung und als er eine fand, war sie für seinen Leib zu enge. Er ersann daher nach seiner Gewohnheit eine List, fastete drei Tage lang, und war dann mager genug, hindurchkriechen zu können. In vollem Masse speiste er nun von den schönen Früchten. Doch als er gesättiget war, fiel es ihm bei, wie er wohl gesehen werden könne, und dann für seinen Raub mit dem Leben büssen müsse. Er ging daher wieder nach dem Eingange und suchte aus dem Garten zu entfliehen; doch zu seinem Schrecken sah er, dass dieses unmöglich war, denn er hatte wieder gewaltig zugenommen. „Ich bin in grosser Noth", sprach er da zu sich selbst. „So der Herr des Gartens käme, mich sähe und Rechnung von mir forderte, was würde aus mir werden? Ich sehe, dass Fasten mich allein wieder retten kann!" Und mit grossem Widerwillen that er dieses drei Tage lang, entkam dann aus dem Garten und rief als er entronnen war: „Wie bist du so schön, o Garten, und wie sind deine Früchte so lieblich und süss! Doch was nützest du mir? Was habe ich für alle meine Mühe und List mit herausgenommen?

So das Daseyn des Menschen. Nackt kommt er auf die Welt — nackt muss er sie verlassen, und Nichts nimmt er für seine Mühe und Arbeit von hinnen, als die Früchte seiner edlen Handlungen.

164. Das Kartenhaus.

Ein Kind griff nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis diess sein Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoss
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschliesst sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloss aufzuführen,
Das diess noch übertreffen soll.

Die Sehnsucht muss den Schmerz besiegen;
Das neue Haus steht herrlich da.
Noch grösser war des Kind's Vergnügen,
Als es sein bess'res Haus nun sah.

Ermatte nie in deinen Pflichten,
Geduld und Muth kann viel verrichten!

165. Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit.
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre?
O, rief die stolzere Partei,
Was braucht man lang' zu fragen:
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zelle tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Dass unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, dass wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So, fielen hier die Andern ein,
So, würd' denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Dass euer Stachel uns gebricht,
Das schadet unser'm Werthe nicht.
Genug, dass wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig uns're Pflicht auch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Dass wir, mit euch zugleich vereint,
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen d'rauf kein Wasser mehr.
Nun mussten die, die Honig machten,

Flieh'n, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen:
„Der Unterschied in eurer Pflicht
„Erzeugt," sprach er, „den Vorzug nicht:
„Nur die dem Staat am Treu'sten dienen,
„Diess sind allein die besten Bienen.

166. Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sah'n die naseweisen Gäste
(Sie wuchsen nach gerad' heran),
Mit langen Hälsen aus dem Neste
Die Thäler unten lüstern an.
Die Alten fürchteten Gefahr,
Und zogen sie in's Nest zurück.
Als Beid' einmal nach Futter flogen,
So wagt ein Junger doch sein Glück;
Er flattert nach dem nächsten Hügel,
Doch er erreicht ihn nicht; denn ach!
Die kaum von ihm versuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach;
Er stürzt, und fällt die Brust sich morsch entwei.
Die Mutter ist nicht weit, sie hört das Klaggeschrei,
Und fliegt mit Mutterangst herbei.
Doch schon verstummen seine Klagen,
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:
„Ihr Aeltern, hätt' ich euch geglaubt,
So läg' ich jetzt nicht so zerschlagen,
Und färbte nicht die Erde roth.

Sie wollten ihn d'rauf zu dem Neste tragen,
Allein jetzt war der Arme todt.

167. Der geplünderte Apfelbaum.

Ein Apfelbaum hing voll der schönsten Früchte,
Des Herrn lieblichstes Gerichte.

Auf seinen Reichthum that der Baum sich viel zu gut:
Denn meistens zeigt der Reichthum Uebermuth.
„Ha," sprach er, „mir wird's nie an Freunden fehlen,
Und welcher Baum verdient sie mehr als ich?
Lasst uns der Reihe nach sie her nun zählen!
Fast jeden Tag besucht der Herr des Hauses mich.
Die Dame kann mich nicht zwei Tage missen,
Wie oft hat meine Frucht die Tafel schmücken müssen?
Mich liebt auch Junker Fritz, der ält'ste Sohn,
Und meine Frucht ist seines Fleisses Lohn.
Auch Junker Hänschen steh' ich zu Gebote,
Stets dient ihm meine Frucht zum Abendbrode.
Die Tochter Minchen kommt zweimal des Tags zu mir,
Roth, ihren Wangen gleich, geb' ich zwei Aepfel ihr.
Die Kammerfrau, die Küchenmagd, die Trine,
Kaum seh'n sie mich, so lächelt ihre Miene.
Der Kammerdiener, Kutscher und Lakai
Gesteh'n, dass ich der Bäume schönster sey."
Grossmüthig lässt er sich von seinen Freunden plündern,
Merkt nicht, dass Tag für Tag sich seine Früchte mindern.
Entlaubt steht endlich er im Herbst und nackend da,
Verwundert war der Baum, der nun verweis't sich sah.
„Wie plötzlich" rief er, „ist mein kurzes Glück verblühet,
Woher kommt's, dass mich nun der Herr und sein Gesinde fliehet?
Hah! nun erwach' ich erst aus meinem langen Traum —
Man liebte nur die Frucht — gleichgiltig war der Baum."

O Reicher zähle nie auf einen Herzensfreund!
Der bei der Tafel oft als Hausfreund dir erscheint!
Nur der ist Freund, kehrt dir das Glück den Rücken,
Der feuriger dich wird an seinen Busen drücken.

168. Der Hirsch und der Weinstock.

Ein Spiesshirsch *), dem die nahe Jagd
Die schlanken Läufte **) zittern macht,
Flieht schnell zu Holz und thut sich nieder.
Der Leithund sucht durch Busch und Flur

---

*) *Spiesshirsh oder Spiesser; in der Jägersprache, ein junger Hirsch, der anstatt des Gehörns nur Spiesse hat.*
**) *Läufte: Füsse.*

Verfolget Fährte, Schritt und Spur,
Und findet ihn ihm Prudel*) wieder.

Der Hirsch verändert seinen Stand,
Und springt in ein verzäuntes Land,
Wo bald ein Weinberg ihn versteckt.
Des Hüfthorns Ruf, das Jagdgeschrei
Der muntre Trupp zieht rasch vorbei;
Sein Widergang bleibt unentdeckt.

Und nun — fängt er mit scharfem Zahn
Den Weinstock zu benagen an,
Zerbricht, entblättert Zweige, Reben.
Man hetzt auf diess Geräusch zurück.
Der Packer springt im Augenblick
Heran, ihm einen Fang zu geben.

Er schreit, indem der Meute **) Wuth
Jhn jetzt zerfleischt, und sich mit Blut
Die Wurzeln und die Ranken färben:
„Jch sterbe, weil ich Den verletzt,
„Der mich in Sicherheit gesetzt

169., Der Lœwe und die Maus.

Bei eines Löwen grauser Mörderpfote
Kroch eine Maus, nicht ahnend die Gefahr,
An's Tageslicht, bedeckt mit Schlamm und Kothe.
Erstaunt, dass eine Maus die Erde nur gebar,
Fragt sie der Löw': „Sollt' ich zum Mittagsmahl dich speisen?
„Nein, armes Thier, zu mager und zu klein
„Bist du; kaum würdest du dem Magen fühlbar seyn.
„Das Leben schenk' ich dir. Frei magst du weiter reisen!
„Die Katze nur führt mit den Mäusen Krieg;
„Zu niedrig ist dem Löwen so ein Sieg."
Die Maus geht weg, von Dankbarkeit durchdrungen.
Verloren, wie ein weises Sprüchwort spricht,
Jst oft schon hier die kleinste Wohlthat nicht.
Sie zu erwiedern war auch unsrer Maus gelungen.
„Was sagst du, Dichter?" fällt mir hier ein Leser ein,

---

*) *Ein Sumpf, eine Pfüze.*
**) *Eine Anzahl Jagdhunde.*

„Kann eine Maus wohl auch dem Löwen nützlich seyn?“
Was unwahrscheinlich ist, sind doch nicht immer Lügen.
Der Wahrheit Lichtglanz strahlt oft aus der Fabel Zügen
Beweis davon soll dieser Vorfall seyn.
Der Löw' verirrte sich in einem düstern Hain;
Und plötzlich war er in ein Garn, mit Laub bedeckt, gefallen.
Von seinem Klaggebrüll liess er die Flur erschallen,
Die Maus war in der Näh' und eilt auf diess Geschrei,
Der Wohlthat eingedenk, gleich zu dem Netz herbei.
Gefangen sieht sie da der Thiere König liegen!
Dem Waldbewohner macht sein tiefer Fall Vergnügen.
Was that die kleine Maus? Sie fängt mit scharfem Zahn
Die Stricke zu benagen an.
Ein Knoten reisst entzwei, der Löw' mit Kopf und Pfote
Dringt durch, entflieht dem Tod, der in der Näh' ihm drohte.
Verachte Niemand, er sey noch so schwach und klein,
Jm Nothfall kann er einst als Freund dir nützlich seyn.

170., Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach' biss,
Und was sie biss, das trieb's nicht lange;
Die Wunde schwoll; es starb gewiss.

Diess ging ihr lange gut von Statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eig'nen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biss sie, weil sie es nicht wusste,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Dass sie darüber sterben muss'te,
„Daran, Verleumder! spiegle dich!“

171., Die Rose und der Schmetterling.

Eine Rose, die in einem etwas versteckten Winkel des Gartens blühte, beneidete ihre Schwestern, die sie in der Mitte desselben von fern erblickte. „Sie ziehen,“ sprach sie, „aller Augen auf sich; werden bewundert und gelobt. Ich lebe und sterbe unbemerkt.

„So stirbst du wenigstens um ein gutes Theil später, erwiederte ein Schmetterling, der ihrer Klage zugehört hatte: denn Jener trifft die Hitze des Tages, der vollste Strahl der Sonne; ja oft reisst sie ein Vorübergehender ganz ab, indess du hier im Kühlen stehst, und im Schatten der Entfernung dein Leben zweifach geniessest.“

Beneide Diejenigen nicht, die vornehmer sind, als du; gewöhnlich ist das Leben, das von fern glänzt, in der Nähe betrachtet, kurz und drückend.

172. Das Veilchen und der Dornenstrauch.

Lächelnd stand das Veilchen da
In dem stillen Reize; sah
Nach Bewund'rern sich nicht um;
Demuth war sein Eigenthum.

Du bist, sprach ein Dornenstrauch,
Immer fröhlich; weisst du auch,
Dass im Thal du nicht allein
Blume bist? — Du bist klein.

Und dein Bisschen Wohlgeruch —
Armes Ding! ist das genug?
Glaub' es, man bemerkt dich kaum
In der weiten Schöpfung Raum.

Sieh einmal die Rose an,
Jene Stolze! Jedermann
Heisst sie Königin und spricht:
Ihr gleicht jede Blume nicht.

Sittsam mit Bescheidenheit,
Lacht das kleine Veilchen, streut
Süssen Wohlgeruch um sich,
Und das Thal erfreute sich.

Wenn ich, sprach's mit frohem Sinn,
Nur ein gutes Veilchen bin!
Meines kleinen Kelches Duft
Füllt zwar nicht die ganze Luft;

Aber doch der kleine Kreis,
Den ich füllen kann, er weiss
Mir zu danken, und ich bin
Glücklich, wie die Königin.

Ist die Rose schöner gleich,
Ist ihr Kelch an Düften reich,
Kommt das Bienchen doch von ihr
Auch um Honig her zu mir;

Und oft setzt die Schäferin
Neben mir im Gras' sich hin,
Denkt mit einem Seufzerchen,
Meinem Dufte, heisst mich schön;

Blickt zum Himmel dankbar auf,
Schickt Anbetung Gott hinauf,
Spricht: o Schöpfer, Dank sey dir,
Auch diess Veilchen schufst du hier!

Glaub' es, lieber Nachbar, nur,
Immer weis' ist die Natur.
Weise gab sie Rosen Pracht,
Weis' hat sie mich klein gemacht.

Jugend, sey dem Veilchen gleich
Und an stiller Tugend reich;
Dann trägst du auf Erden hier
Schon den Himmel selbst in dir.

173. Die Sonne und die Wolken.

Einige neidische Wolken verschworen sich, alle ihre Kräfte anzuwenden, um das Licht der aufgehenden Sonne von der Erde abzuhalten. Wie Berge drängten sie sich zusammen, und wirklich wurde unser Planet einige Stunden lang verdunkelt. — Aber kaum dass am heissen Mittage die Strahlen der Sonne senkrecht herabfielen, als auch die Nebel verschwanden, und beschämt sich in die Thäler verbargen

So trittst du endlich hell hervor, Tugend und Unschuld, wenn dich lange genug die Bosheit verhüllt hat.

174., Die vorsichtige Nachtigall.

Die Nachtigall sang durch die stille Haide
Ihr göttlich Lied voll Lieb' und Frende,
Und hörte ihren Wiederhall;
Indem zu ihrem Schreck, mit heiserem Geheule,
Von unten eine räuberische Eule
Herauf rief: „Kleine Nachtigall!
„Liebst du auch etwa nur die stille Tageszeit?
„Oft, wenn ich in der Nacht den kühlen Wald durchreise,
„Dann schweigen Stieglitz, Amsel, Zeisig, Meise,
„Und alle ruh'n, nur du bist voller Heiterkeit,
„Und unser ganzer Busch hört deinen Schall!“

Es hört die Schmeichelei die kluge Nachtigall;
Jedoch sie schweigt. „So bist du,“ rief die Eule wieder,
„Mit mir von gleicher Denkungsart?
„Ich singe auch nur nächtlich meine Lieder,
„Auch alle meine Lust wird bis zur Nacht verspart.
Schweigst du? Antworte doch!“

Die Nachtigall flog erst in ein recht sichres Loch.
„Nun,“ sprach sie, „höre mich!
„Ich liebe auch die nächtlich-holde Stille;
„Jedoch der armen Brüder Tod, der dich
„Ergötzt, war nie mein fürchterlicher Wille.“

Die Eule schnob sogleich vor bitterer Wuth;
Doch drohte sie der Nachtigall vergebens,
Mit scharfen Klauen voller Blut
Den Untergang des anmuthvollen Lebens.

175., die Gemse und die Ziege.

Des Himmels Nachbarin, die Gemse, kletterte
Auf hohen Alpen: „Flüchtige!
Rief eine Ziege, „warte doch,
„So hoch komm' ich doch auch wohl noch!“
Sie wartet und mit leichter Müh,
Erreicht die Ziege sie;

Und spricht: „Sieh nun, bin ich nicht da?
„Kann ich nicht klettern?“
Ja, du kannst, antwortet diese ihr, allein
Nimm dich in Acht, sonst brichst du Hals und Bein;
Denn sieh herauf,
Nach jener Höh', dem Himmel nah,
Da klettr' ich nun hinauf.
Und plötzlich machte sie sich auf,
Erreichte bald
Den höchtsen Gipfel, stand darauf
In kaum zu sehender Gestalt,
Und rief hinab: „Nun komm herauf.“
Der Ziege schwindelte
Vor der zu steilen Höh!
Doch, dachte sie, gewagt ist halb gewonnen;
Komm ich auch allenfalls,
Wenn ich nicht weiter kann,
Nur halb hinan.
Kaum hatte sie das kühne Werk begonnen,
So stürzte sie und brach den Hals.

176., Das Pferd.

Ein aufgezäumtes Pferd stand länger, als zwei Stunden
Vor einer Hausthür angebunden,
Die Fliegen stachen sehr. Bei diesem Ungemach
Dacht' es der Härte seines Schicksals nach.
„Vor allen Thieren hat das Pferd die meisten Plagen.
Bald muss es seinen Herrn sammt dem Gepäcke tragen,
Bald schwer beladne Wagen ziehn,
Und will es seines Wüthrichs Peitsch' entflieh'n,
Fast über sein Vermögen sich bemüh'n.
Sogar mit einem Trunk sich seinen Durst zu stillen,
Lässt ihm sein Reiter oft nicht Zeit.
Es thut nicht einen Schritt, als nach des Meisters Willen.
Der Jugend Kraft verfliegt in steter Dienstbarkeit;
Was ist sein Lohn dafür? Kaum Ruh' im Stalle,
Ein wenig Hafer, Heu und Stroh.
Nein, so wird man des Lebens nimmer froh!“
Diess Selbstgespräch erhitzt des Pferdes Galle,
Es reisst im Grimm den Zaum entzwei,
Schwimmt durch den Fluss und eilt mit schnellen Füssen

Dem fernen Walde zu. Nun war es endlich frei. —
Doch Morgens fand man es von Wölfen schon zerrissen.

177. Der Schmetterling und die Biene.

Ein schöner, bunter Schmetterling
(Ich glaub' es war das Pfauenauge) hing
An einem Hyacinthenstocke,
Und spiegelte mit Wohlgefälligkeit
Im Sonnenglanz sein sammtnes Federkleid.
Schnell sah er in dem Kelch von einer Silberglocke
Ein Bienchen. — Voller Zorn schrie er: „Was will das hier:
Ein kleines so armsel'ges Thier,
Wagt sich so nah' zu mir?
Man sieht's an seinem här'nen Rock,
Dass es von Staub geboren ist,
Im Staub zu kriechen, auserkiest;
Bestimmt, sein Bischen Brod mit Placken zu erwerben,
Und in der Dunkelheit zu leben und zu sterben.
Herr Gärtner! (hier rief er den Gärtner zu sich hin)
So wahr ich, seh' er selbst, das Kind der Schönheit bin,
So ist der Anblick mir nicht länger auszusteh'n!
Vertreib' er doch die schmutzge Nachbarin,
Noch besser ist's, den Hals ihr umzudrehn!"
Der Gärtner hörte lang' schon dem Geschwätze zu.
„Du bunter Taugenichts!" sprach er, was schwatzest du?
Dir hab' ich Lust den Hals zu brechen!
Du kannst von deiner Herkunft sprechen?
Du! eine Raupe sonst, für uns die grösste Last,
Die du mir Blüth' und Blatt im Lenz gefressen hast;
Und nun Nichts thust, als in der Luft umher zu gaukeln,
Und, auf dein Kleidchen stolz, auf Blumen dich zu schaukeln;
Und wenn du deine Zeit unnütz verthan,
Uns ein Geschmeiss von Raupen herzusetzen?
Und dieses Bienchen siehst du mit Verachtung an?
Ja freilich, wenn wir bloss den Werth nach Kleidern schätzen, —
Und doch wiss', wenn Geburt was wär',
Sie ist ein Königskind; allein sie ist weit mehr,
Ist Fleiss und Arbeit selbst, prangt nicht mit falschem Glanze,
Baut Häuser, sammelt mühsam ein,
Und nicht von Andrer Gut, auch nicht für sich allein,
Sie sammelt Schätze für das Ganze.

Wart'! wart', du sollst es seh'n!" — Und hiermit hascht er ihn;
Er zappelte und wollt' entflieh'n.
Umsonst! Er ward zum Bienenstock getragen,
Und in den Korb hinein gesteckt.
Hier hat er kaum der Bienen Fleiss entdeckt,
Sie ihn, so kriegt ein Schwarm ihn bei dem Kragen
Und schrie: „Fort, fort, mit dir!
„Kein Stolz und Müssiggang gilt hier;
„Wir kennen kein Verdienst, das Stand und Schneider geben,
„Und leben nicht, um bloss zu leben:
„Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt,
„Ist nicht des Lebens werth, und werth nur, dass er stirbt."

3. Erheiternde Erzählungen.

178. Wie Rabbi Jehosua belehrt wurde.

„Niemand," pflegte dieser Weise zu sagen, „ist mir mehr an Witz überlegen gewesen, als zwei Knaben, ein Mädchen und eine Wittwe."

I. Das kluge Kind.

„Man muss mehr als den Meilenstein befragen, um zu wissen, welches der kürzeste Weg sey."

„Als ich einst reiste," so erzählte der genannte Meister, „kam ich in die Nähe einere Stadt, wo die Landstrasse sich in zwei Wege trennte, von denen der eine rechts uud der andere links führte. Da ich nun nicht wusste, welchen davon ich wählen sollte, fragte ich einen kleinen Knaben, der mir zufällig begegnete, welcher der beiden Wege in die Stadt führe.

„Beide," antwortete er; „aber der zur rechten Hand ist kurz und lang, und der zur linken ist lang und kurz." Ich wählte den, welcher rechts leitete. Allein noch war ich nicht weit gekommen, als meine Schritte durch eine Menge Hecken und Gärten gehemmt wurden. Da ich nun nicht vermochte, weiter zu gehen, kehrte ich um und fragte den Knaben, wie er so grausam seyn könne, einen Fremden irre zu leiten?

„Ich habe dich nicht irre geleitet, sprach er. Ich sagte dir die Wahrheit. Aber du bist ein Weiser in Israel und verstehst

nicht die Meinung eines Knaben? Es ist, wie ich dich versicherte, dieser Weg ist der nächste und, wegen der vielen Hindernisse, doch der längste, wenn du nicht über fremden Boden gehen willst, und diess kann ich von einem solchen Manne, wie du bist, nicht glauben. Der andere Weg ist in der That länger, aber dessen ungeachtet der kürzeste, denn er bildet die Heerstrasse und Jeder wandelt auf ihm, ohne eines Menschen Nachtheil." — Ich bewunderte die Klugheit und die Einsicht des Knaben und ging dahin.

2., Die bestrafte Neugier.

Als ich in die Stadt selbst kam, begegnete mir ein Knabe, der eine verdeckte Speise trug.

„Was hast du in der Schüssel?" fragte ich ihn.

„Meine Mutter würde die Speise nicht verdeckt haben," antwortete er, „hätte sie gewollt, dass man sähe, was in der Schüssel sey!" war die Antwort des klugen Knaben, indem er weiter ging.

Ich aber gedachte des weisen Spruchs: „Schaue nach dem, was dir erlaubt ist, denn es ist unnöthig, dass du Dinge weisst, die verborgen sind; sey nicht neugierig in unnöthigen Dingen!"

3., Das kluge Mægdlein.

Ein ander Mal kam ich auf meinen Reisen an eine Quelle, an welcher ein kleines Mädchen Wasser schöpfte. Ich dürstete sehr und bat um einen Trunk; sie reichte mir den Krug.

„Trinke," sprach sie, „und wenn du genug hast, will ich meinen Krug auch für das Thier füllen, worauf du reitest!"

Ich löschte meinen Durst und das gute Mädchen brachte nun auch meinem armen Thiere Wasser zum trinken. Als ich Abschied nahm, sprach ich: „Tochter Israels, du hast dem schönen Beispiele unserer Mutter Rebekka nachgeahmt, von der geschrieben steht: Da sie ihm zu trinken gegeben hatte, sprach sie: „Auch für deine Kameele will ich schöpfen, bis sie alle getrunken haben. Und sie eilte und leerte ihren Krug in die Tränkrinne, stieg wieder hinab, Wasser zu schöpfen um seine Kameele zu tränken!"

„Rabbi," antwortete da das kleine Mädchen und lächelte so freundlich, dass man wohl sah, dass eine kluge Erwiederung kommen werde; „Rabbi, wenn ich dem Beispiele der Rebekka nach-

geahmt habe, so hast du nicht das Beispiel des treuen Elieser befolgt: „Als nun die Kameele alle getrunken hatten, nahm der Mann einen goldenen Nasenring, einen halben Scheckel an Gewicht, und zwei Armbänder, zehn Scheckel an Gewicht!" Liebliche Kleine, erwiederte ich, du besitzest werthvollern Schmuck, als dir der treueste Diener geben kann: Klugheit, Unschuld und ein frommes Herz! Möge der Herr dich immer segnen!

178., Weisheit rechtfertigt nicht den Mangel an guter Lebensart.

Einst nahm ich meine Wohnung bei einer Wittwe. Sie bereitete mir ein Mittagsmahl, und trug es vor mir auf. Ich aber hatte grossen Hunger und ass Alles, ohne, wie gewöhnlich, Etwas für die Diener übrig zu lassen, die, gleich ihrem Herrn, von derselben Speise geniessen sollten. Dasselbe tbat ich auch den andern Tag. Am dritten Tage wünschte meine Wirthin mir das Unartige in meinem Benehmen fühlbar zu machen und salzte das Gericht, das sie mir bereitete, so sehr, dass es ungeniessbar wurde. Ohne es aber zu wissen, setzte ich mich zu Tische, und legte den Löffel hin, als ich es zu scharf fand, um davon geniessen zu können. Ich sättigte mich bloss mit Brod. „Warum issest du nicht, was für dich bereitet war?" fragte sie. „Weil ich wenig Hunger habe," war meine Antwort. „Wenn das ist," meinte sie, „warum geniessest du denn dein Brod? Diess pflegen ja die Leute immer erst als Nachspeise zu essen. Doch" — fuhr sie lächelnd fort — „ich kann vielleicht den Grund errathen. Du lässest diess für die armen Diener stehen, welche du gestern und vorgestern ihren Antheil vorenthalten hast. Nicht wahr, Rabbi?" Ich war beschämt und erkannte meinen Fehler.

179., Der zerbrochene Mœrser, oder wie die Frage, so die Antwort.

Durch die Strassen Jerusalems ging ein Athenienser und fand einen Mörser. Da er nun seinen Witz zeigen wollte, begab er sich in die Werkstätte eines Schneiders und redete ihn an: Meister, seid so gut und setzt mir einen Fleck auf diesen Mörser!"

„Das will ich thun," antwortete der Mann, „so bald du mir nur den Zwirn aus solchem Stoffe schaffst!"

Und dabei hielt er ihm eine Hand voll Sand entgegen.

180. Auch durch scherzhafte Einfælle kann mancher zur Besinnung gebracht werden.

Wie leicht sich manche Menschen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten, spasshaften Einfall wieder zur Besinnung gebracht werden können, das lehren folgende zwei Beispiele.

1. Ein Gassenjunge sprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbei ging, um einen Kreuzer an, und als er dieser seiner Bitte kein Gehör geben wollte, versprach er ihm, um einen Kreuzer zu zeigen, wie man zu Zorn, Schimpf und Händeln kommen könne. — Mancher wird denken, das zu lernen sey keinen Heller, noch weniger einen Kreuzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes sind. Aber es ist mehr werth, als man glaubt. Denn wenn man weiss, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, so weiss man auch, vor was man sich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieser Mann auch gedacht haben; denn er gab dem Knaben den Kreuzer. Allein dieser forderte jetzt den zweiten, und als er auch den erlangt hatte, den dritten und vierten, und endlich den sechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunststücke nicht herausrücken wollte, ging doch dem Manne die Geduld aus. Er nannte den Knaben einen unverschämten Burschen und Betteljungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr seyd," schrie jetzt der Junge, „schon so alt und noch so unverständig! Hab' ich nicht versprochen, Euch zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht sechs Kreuzer dafür gegeben? Das sind ja jetzt Händel, und so kommt man dazu! Was schlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmanne dieser Vorfall war, so sah er doch ein, dass der listige Knabe Recht und er selbst Unrecht hatte. Er besänftigte sich, nahm sich's zur Warnung, nimmer so auszufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, sey wohl sechs Kreuzer werth gewesen.

---

2. In einer gewissen Stadt ging ein Bürger schnell und ernsthaft die Strasse hinab. Man meinte, dass er etwas Wichtiges an einem

Orte zu thun haben müsse. Da ging der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann gewesen seyn muss, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. — „Wo geht Ihr hin so eilig?“ sprach er zu dem Bürger; dieser erwiederte ganz gelassen: „Gestrenger Herr, das weiss ich selber nicht!“ — „Aber Ihr seht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müsst etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben.“ — „Das mag seyn,“ fuhr der Bürger fort, „aber wo ich hingehe, weiss ich wahrlich nicht.“ Das verdross den Stadtrichter sehr. Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, dass der Mann an einem Orte etwas Böses ausführen wollte, das er nicht sagen dürfte. Kurz, er verlangte jetzt ernsthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn sogleich von der Strasse weg in das Gefängniss führen zu lassen. Das half Alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, diesen widerspenstigen Menschen wegzuführen. Jetzt aber sprach der verständige Mann: „da sehen Sie nun, hochgebietender Herr, dass ich die lautere Wahrheit gesagt habe. Wie konnte ich vor einigen Augenblicken noch wissen, dass ich in den Thurm gehen würde, und weiss ich denn jetzt gewiss, ob ich hinein gehe?“ — „Nein,“ sprach jetzt der Richter, „das sollt Ihr nicht.“ Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Besinnung. Er machte sich stille Vorwürfe über seine Empfindlichkeit, und liess den Mann ruhig seinen Weg gehen.

Es ist doch merkwürdig, dass manchmal ein Mensch, hinter welchem man nicht viel sucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der sich für erstaunlich weise und verständig hält.

181. Die Frau mit dem Korbe.

Ein Mütterchen, das auf dem krummen Rücken
Mit einem schweren Korbe keucht',
Sah einem Fuhrmann nach mit sehnsuchtsvollen Blicken.
Sie hätt' ihn nimmermehr erreicht,
Hielt er nicht selber an.
„Ach!“ sprach sie, „lieber guter Mann!
Nähm' er mich wohl auf seinen Wagen?
Er sieht's, wie sehr ich mich muss plagen;
Ich wollte gern erkenntlich seyn,
Allein ich habe Nichts!“ — „Kommt,“ fiel der Fuhrmann ein,
„Kommt, steigt herauf, doch macht geschwind;

Es bläst mir der fatale Wind
Heut gar zu sehr; drum lasst uns eilen
Und auf der Strasse nicht verweilen."
Sie steigt mit ihrer Last hinauf,
Und stehet fest und hält sich an,
Und danket froh dem guten Mann.
So geht es fort im raschen Lauf,
Um schnell die Heimath zu erreichen,
Weil schnell die Sonne niedersinkt
Und hie und da ein Sternchen blinkt.
„Was wollt Ihr länger unterm Korbe keuchen?"
Fängt jetzt der Fuhrmann an, „so nehmt ihn lieber doch
Vom Rücken ab und setzt ihn neben Euch."
„Ach er verdient das Himmelreich,"
Erwiedert sie, „so will er wirklich noch,
Um mir die Mühe zu ersparen,
Auch meinen Korb nach Hause fahren?"

182., Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben können, und er genöthigt wird, sich auf Künstlerreisen im Revier herum zu begeben, und seinem Verdienste nachzugehen; also auch der Cirkelschmied in einem schwäbischen Reichsstädtchen ist fleissig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Cirkeln — denn er treibt sein Handwerk schon lang nicht mehr — sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken und sich frei zu trinken im Wirthshause. Also erscheint er einmal in Obernehingen, und geht gerade zum Schultheissen: „Herr Schulz," sagt er, „könntet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Eure Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meint, das sey geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ei," erwiedert der Cirkelschmied, „auf das reise ich ja! Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? „In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seyd ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu Denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Cirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig seyn. „Macht mir morgen

früh einen heitern Himmel,“ sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte, weisse Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte, glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt Ihr die ersten gelben Sommervögel loslassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden.“ Der Cirkelschmied erwiederte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anders, als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Noth haben, wo Ihr Euere Frucht und Euren Most unterbringen wollt!“ Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus Nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sey, es könne wenigstens drei Tage dauern, „hernach aber von jedem Eimer Wein, den Ihr mehr bekommt,“ sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester.“ — „Das wär' nicht veil,“ sagte der Schulz. Denn dort zu Lande sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliciren will. Der Schulz bekam Respect vor dem Cirkelschmied und explicirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Cirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Cirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müsst auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindesache. Ihr könnt nicht verlangen, dass die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll.“ Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann!“

Man ist nun der Schelmerei des Cirkelschmieds auf der ersten Spur, wenn man zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindeversammlung wurde noch Nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch Nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried' und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am Besten, man zahlte den Wettermacher aus, und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Euere neun Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, dass Ihr fort kommt, eh' Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht.“ Der Cirkelschmied liess sich das nicht zweimal heissen. Er nahm das Geld, hinterliess eine Wirthsschuld von circa 24 Mass Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Cirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sey, dass der oberste Weltregent bisher die Witte-

rung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst die Kalendermacher und die Planeten werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

183. Der gerechte Spruch.

In Bagdad — das will viel sagen, nämlich Bagdad ist weit von hier, und liegt noch ein gutes Stück über Jerusalem draussen, aber in einem fruchtbaren, freundlichen Lande, wo es auch Arme und Reiche gibt, wie hier zu Land — also in Bagdad ist ein grosser Markt, auf dem haben vordem die Garköche ihr Wesen getrieben, das heisst gekocht, gesotten und gebraten, Alles durcheinander. Es war eine Lust, anzuschauen und anzuriechen, und Manchem wässerte der Mund, oder die Zähne wurden ihm lang. So ging's einem Armen. Der hatte noch ein Stück Brod im Bettelsacke und es war sein Namenstag oder Geburtstag, kurzum, er zieht das Stücklein heraus und hält es, mir Nichts, dir Nichts über einen Kalbsbraten, der saftig und wohlriechend aufdampfte. Darauf so isst er es. Aber der Koch, war er ein Spassvogel oder ein Geizhals, das weiss man nicht, vielleicht sind die Köche Beides zugleich, der fasste den Bettler am Rock und sagte ihm: „der Braten gehört mein, also auch sein Dampf, und Ihr habt meinen Dampf gespeist, der kostet auch einen Sechser; das kommt dem Bettler kurios vor. Der Koch macht aber Ernst und führt den Bettler vor Gericht. Der Kadi lacht zuerst, aber weil der Koch darauf besteht und sagt: „Was von meinem Braten ausgeht, darauf hat kein Anderer das Recht, und hätt' es der Mensch verlangt, so hätt' ich es so erlaubt, aber stehlen lass ich mir Nichts." — Der Bettler sagt: „Koch, Ihr seyd der Meister Wunderlich; Euer Dampf wär' ja doch vergangen in der Luft, und zahlen denn die Mücklein, die von Euern Brühen leben, auch Accise? Da habt Ihr noch viele Schuldner." — „Das ist mir einerlei," sagt der Koch, „ich will jetzt einmal mit Euch den Anfang machen, die Mücken schlag ich als sonst todt; Ihr sollt mir Euer Leben mit einem Sechser abkaufen." — Da weiss doch der Kadi nicht recht, was er thun soll, denn er war gewissenhaft; also lässt er seinen Assessor kommen (sie haben in Bagdad auch welche, nur heissen sie anders). Der besinnt sich, und sagt zuletzt: „Wisst Ihr was, Meister Koch! Ihr müsst zufrieden seyn, wenn Ihr auf die nämliche Art bezahlt werdet, wie Ihr den da gespeist habt. Nun habt Ihr ihn sein Brod über den Braten halten lassen, bis das Stücklein mit dem wohlriechenden Dampfe

angefüllt und dadurch für den Mund des Hungrigen erquicklicher geworden ist. Insofern habt Ihr Recht, als Ihr meint, der Dampf gehör' auch zum Braten, und Ihr müsst dafür entschädigt werden. Wie hoch schlagt Ihr also Euern Braten an?" — „Für einen kleinen Thaler," sagt der Koch. — Damit Euch nun nicht Unrecht geschieht, seht, so will ich für den Bettler, der selber nicht zahlen kann, Euch bezahlen." — Der Koch schmunzelt, und nun heisst der Assessor das Ohr herhalten, nimmt einen Actenstecher, der im Wege lag, oder ein Messer, und schneidet ihm nicht das Ohr ab, sondern klopft damit ganz vorsichtig auf das Geldstück, welches er auf die Spitze seines Zeigefingers gelegt hatte, und fragt den Koch: „Habt Ihr jetzt bald für Euern Dampf sechs Kreuzerswerth gehört? — Da zog der Meister sein Ohr zurück, und es blieb beim Alten. Der Assessor steckt sein Geld wieder ein, und der Bettler dankt für den Spruch. Der Koch ging wieder auf den Markt, so reich, wie er ausserdem auch gewesen wäre. — So spricht man in Bagdad. — Item, es war nicht schlecht.

184., Die Wette.

„Ich kenne Einen, der kann im Münster zu Strassburg, so hoch auch dasselbe ist, nicht gerad' stehen," sagte ein Engländer zu Dem, der ihn herum führte, und es waren noch viele Andere dabei, denen das fast unglaublich vorkam. Also wetten sie viel Geld, dass das nicht möglich sey. Ja, was noch mehr ist, der kecke Engländer sagt sogar, dass er über die schrecklich hohe Spitze hinaus springen wolle.

„Gilt noch zwei Neuthaler," sagt der Dickste in der Gesellschaft. Jetzt heisst sie der Engländer warten, und bringt den Kellner aus dem Wirthshause und heisst ihn grad' im Münster stehen, und konnt' wahrlich nicht, denn er war bucklig und hatte einen kurzen Fuss. Aber, was das Hinüberspringen anbelangt, da wird's doch wohl am Ende windig aussehen. Auch nicht! Denn er hatte ja nur gewettet, dass er hinüber springen wolle, und das konnt ihm Niemand übel nehmen. Also strich er das Geld ein und reiste weiter.

185., Maurer und Schlosser.

„Vorsicht ist zu allen Dingen nütz!" ist ein Sprüchwort; das lehren die Alten schon ihren Jungen, wenn sie noch welschen, und man nicht

recht weiss, will's deutsch oder polnisch werden, und die Schwabacher wissens so gut, wie die Schwaben und alle anderen Leute, und thun wohl daran, wenn sie es merken allerwegen. Denn einem Schlosser wäre es dorten einmal übel bekommen, dass ihm das Gedächtniss zu rechter Zeit versagt hat, und war nur so lang, als man zählet: eins, zwei, drei. Den liess ein reicher Kaufherr holen: er solle droben am Erker die Dachrinne wieder fest machen, sie hänge schief, und der Wind könnte sie einmal mit herunter nehmen. Der Meister kam selber, stieg vier Treppen hinauf, schob ein Brett zum Fenster hinaus, das lange Theil drinnen, das kurze draussen, und eh' man sich's versah, bohrte und hämmerte er schon, als wär's an seinem Schraubstocke. Im Stübchen sass der Maurer Peter so fest auf dem Brett, als wär' er hingenagelt. Also war des goldnen Spruches auf der einen Seite genugsam gedacht, der liebe Meister Schlosser draussen hätte sich aber auch ein wenig um den Leib anbinden sollen, wenn auch nur mit einem Kreuzerstrick. Denn am Ende, wenn das Glück die Oberhand behalten soll über das Unglück, ist ihm ein Zwirnsfaden lieber, als gar Nichts. Der aber sagte: „dass ich den Schwindel nicht habe, weiss ich noch vom Strassburger Münster her. Da bin ich frank und frei auf der höchsten Spitze gestanden eine gute Stunde lang, und habe weit und breit in's Frankreich hineingesehen, wie Nichts. Betrunken bin ich auch nicht, denn mein Magen ist noch bodennüchtern und quackert, wie ein Laubfrosch.“ Also ward gebohrt und gefeilt und geklopft, wie zu ebener Erde. Dem Maurer Peter aber wurde die Zeit lang, und er musste gähnen. Er holte seine Dose hervor, nahm eine raisonnable Priese und that einen kräftigen, erquicklichen Nieser. „Helf dir Gott, Bruder!“ rief der Schlosser zum obern Fensterflügel herein, und es kitzelte ihm auch in der Nase. „Schütt' mir auch ein wenig Pulver auf die Pfanne. Die Sonne brennt mich auf die Glatze, dass mir's Hirn pfopfert.“ Peter liess sich das nicht zwei Mal sagen und präsentirte die Dose, jedoch ihre Arme reichten nicht zusammen. Also nahm er noch ein bescheidenes Theil, und indem er gar behaglich die liebe Nase schüttelte, und Alles andere darüber vergass, stieg er ohne Weiteres herunter, um auch dem Meister Schlosser sein Prieschen darzubringen. Da knappte das Brett auf, schlug ihm die Dose aus der Hand, und vor dem Fenster draussen stand Niemand mehr.

Der theilnehmende Leser wird nun nicht weniger erschrocken seyn, als der Maurer Peter, der da stand schneeschlatterweiss, und winselte wie ein Kettenhund, der das Läuten nicht vertragen kann. Als er jedoch

zum Fenster hinunter schaute, um zu sehen, wie sie den Armen schon mit dem Besen zusammenkehren, da sass derselbe auf einem grossen Baumwollensacke, der eine Stunde vorher bei dem Kaufmanne abgeladen worden war, und schnaufte noch ein wenig aus, denn der Athem hatte sich ihm schier verfangen. Für heute ging er aber nach Hause und merkte sich Dies und Jenes, und als er am andern Tage seine Arbeit vollendete, war er ganz vorsichtiglich mit einem dicken Seile umhalftert. Denn drunten lag kein Wollsack mehr, und er wusste gar wohl, dass die Pflastersteine so und so viel mal härter sind.

186. Wie man Jemanden los werden kann.

In einer Stadt, wo auch die Häuser gar schon links und rechts an einer Brücke hingen, und viele Einwohner dem Erfinder der Brücken danken, dass sie zwerch und nicht in der Länge im Flusse stehen, begegnete hart neben dem Thore rechter Hand einem Doctor, der auf der Strasse nicht gern Red' und Antwort stand, eine Frau, und hielt ihn, weil er so hastig lief, am Rocke, und „Ihr kommt mir grad' wie gerufen," sagt sie, „eben wollt' ich zu Euch, Herr Doctor!" — „Nun so komme Sie ein ander Mal, wenn ich daheim bin. Sie weiss ja, wo ich wohne!" sagt der Doctor. „Schon recht," erwidert die Frau, „aber man geht so oft bei Euch fehl, und ich arbeite im Tagelohne. Die Brücke ist ein wenig zu lang und der Tag zu kurz, als dass man die Reise ein paar Mal umsonst machen sollte." — „Sie ist wunderlich, Frau," sagt der Doctor, indem er seinen Rock an sich zieht, „dass Sie mich da fest hält; sey Sie doch klug und seh' Sie, wie die Leute stehen bleiben, weil sie nicht wissen, ob es bei Ihr oder bei mir nicht recht richtig ist. Lass' Sie mich fort, und komm' Sie ein ander Mal." — „Lieber Herr Doctor!" sagte die Frau, „diessmal oder nicht mehr. Achtet das Bischen Regen und Leut' nicht, es kommt mir auch nicht drauf an. Fragt mich ein wenig hin und her, sagt mir, wo mir's fehlt, und verrathet mir dann etwas, hernach will ich Euch gehen lassen." — „Wenn Sie denn nicht anders will, in Gottes Namen, so sey's. Also drück' Sie die Augen fest zu, aber recht fest. So, und jetz streck' Sie die Zunge heraus, so weit sie kann; aber, mach' Sie mir kein Aug' auf, bis ich's Ihr sage. So ist's recht!" Und jetzt schleicht der Herr Doctor ganz sachte auf den Zehen fort, und lässt sie unter dem Volke stehen. Wer nicht wusste, was es war, meinte, das müsse so seyn, und man habe vielleicht im Sinne, rechter Hand an's

Thor auch so Etwas zu stiften, wie links Etwas war. Denn man muss wissen, dass selbige Brück' noch etwas Besonderes hat, und wenn man am Ende derselben links am Thore in die Höhe sieht, so muss man lachen, weil dort ein Gesicht angebracht ist, welches in jeder Minut' einmal die rothe Zunge herausstreckt, als wollt' es sagen: die Minut' ist vorbei und lässt euch schön grüssen, und lauft ihr brav nach, und wollte die Leute, welche sie nicht brauchten, auslachen nach seiner Art. Wie nun das Gesicht dort mit jeder Secunde die Augen verdreht und die Zunge gleich wieder hineinzieht, so könnte, wer es nicht wüsste, denken: vermuthlich soll dann die Frau, weil sie's umgekehrt macht, anzeigen, dass es eben doch immer die nämliche und unveränderliche, alte Zeit sey. Wer es aber nicht wusste, dem winkte man nur mit dem Finger, still zu seyn und sich herzustellen. Wer das Lachen halten konnte, der hielt es. Aber als erst die Büblein, welche sich umher gesammelt hatten und denen das Stillhalten sauer ankam, aus dem Kichern in's Lachen geriethen, und die Alten in tiefen Stimmen im Chor mitlachten, da gingen der Frau ob dem Gelächter die Augen auf. „Wo ist der Doctor?“ indem sie herum guckt, „dass dich — und der —,“ bis sie ihre volle Galle ausgeladen hatte und durch die ganze sie umgebende Menge ein Loch brach, um den Doctor aufzusuchen. Bis dahin nur erzählte es der Doctor, aber weiter nicht, und wenn er es erzählte, brauchte auch sonst Niemand zu lachen, als er.

Merke: Wenn du einen Doctor, oder sonst jemand Vornehmes um Rath fragen willst, so ist es unschicklich, es auf der Strasse, wo Jedermann zuhören kann, zu thun. Wenn du aber selber ein Doctor, oder sonst jemand Vornehmes bist, so ist es noch viel unschicklicher, Jemand auf diese Art los zu werden.

187., Der Spiegel.

Eine einfältige Frau, die in der Jugend schön war, wurde im Alter hässlich. Als sie das im Spiegel sah, ward sie unwillig, und schlug denselben in Stücken; kaufte einen andern, und that demselben eben so. Da sie nun keinen Spiegel fand, in welchem sie schöner ward, rief sie: „Ach, vor Zeiten machten die Leute doch bessere Waare, als jetzt.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, dass Keiner glauben soll, die Welt werde schlechter, wenn er es selbst geworden.

188., Die Wirthshæuser.

Ich bin viel in der Welt umher gereiset und habe viele Dörfer gesehen. Wo die meisten Wirthshäuser waren, da habe ich immer die meiste Armuth gefunden. Und wo kein Wirthshaus war, als etwa, Reisende zu beherbergen, da sa man überall einen gewissen Wohlstand in den Häusern. Die Wirthe bringen nicht umsonst in ihren Schildern das Bild eines Raubthieres an, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Thiere leben vom Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen einen goldnen Engel aus, aber es ist ein böser Engel, der Recruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus. Wer am Wirthstische die Spielkarten nicht braucht, schafft sich eine Bibel und Gotteswort in's Haus. Wer nicht bei den Zechern um theures Geld Kopfweh kauft, freut sich daheim bei Weib und Kind unentgeldlich. Wer dem Wirthe kein Geld zahlt, behält es im Beutel. Es ist mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flasche Wein, als im Wirthskeller ein Fass voll zu haben.

189., Die beste Klugheit.

Warum hat man in der Welt so vielen Verdruss? Weil man gar oft unklug handelt; und man handelt oft unklug, weil man nicht immer rechtschaffen denkt. — Am Ende ist jedes Unrecht, das wir thun, ein dummer Streich, mit dem wir uns selbst schlagen. Mit aller Klugheit und Vorsicht einen dummen Streich machen wollen, ist eben so wahnsinnig, als dumm seyn wollen, um recht klug und vorsichtig zu handeln.

190., Kleiderbetrachtung.

Ein Kleid von Seide, wer wird's verachten? Aber wenn du mit Eitelkeit darnach trachtest und mit Stolz an Dem vorüber rauschest, der nur in Leinenzeug einher geht: dann, Lieber! ist es Zeit, dass du dein Seidengewand betrachtest, und dich erinnerst, wer der allererste Webermeister desselben gewesen ist. Fällt dir's ein, so bedenke dann ein wenig näher, wie wunderlich sich's trifft, dass ein Wurm einher prangt im Gespinnste eines andern Wurmes, und am Ende sammt seiner Pracht wiederum von einem dritten Wurme gefressen wird! Hast du das fein ordentlich und wohl bedacht, so acht' ich, solltest du dich deines Kleides nicht mehr erheben!

4. Volksreden und Kernsprüche.

191.

Nimm dir diese Lehre:
Sagt der Greis: zerstöre!
Und die Jugend: bau!
Nur dem Alter trau —
Denn des Greises Niederreissen
Kann oft Auferbauen heissen,
Wo der Jugend Auferbau'n
Als Ruin ist anzuschau'n.

* * *

Fürchtet nicht den Pharisäer,
Selbst den Gegner prüfet näher,
Nur den Heuchler, diesen fleucht —
Der dem Pharisäer gleicht.

* * *

Erwerb verscheuchet Zeitvertreib
Und Zeitverderb verscheucht Erwerb.

* * *

Mag die Myrte treiben,
Unter Dornenreih'n —
Myrte wird sie bleien
Myrt' ihr Name seyn.

* * *

Kommst du in die Fremde, dann
Nimm die fremde Sitte an.

* * *

Weislich zu der Biene sprich
Nichts vom Honig, Nichts vom Stich!

* * *

Willst du als weise dich bewähren?
So lass von Jedem dich belehren —
Als Held? so zeige deine Kraft
Im Kampfe wider Leidenschaft.
Als reich? so sey nur stets zufrieden
Mit dem, was dir dein Gott beschieden.

* * *

Bei des reichen Spenders Thür
Brüder, Freunde, auf und nieder —
In des Armen Wohnrevier
Keine Freunde, keine Brüder.

* * *

In Brunnen, der dir Wasser gab,
Wirf nimmer einen Stein hinab.

* * *

Das ist des Lügners Lohn:
In seinem Munde
Klingt auch die Wahrheit schon
Wie falsche Kunde.

* * *

Gewöhne, dass die Zunge spricht,
Bescheiden stets: ich weiss es nicht —
Leicht wär's sonst, dass Unwissenheit
Dich öffentlich der Lüge zeih't.

* * *

Der bösen That folgt überall
Gewissensangst und Reuequal.

* * *

Wenn Rebe rankt an Rebe sich,
Vereint sich herrlich gleich und gleich;
Doch rankt sich Reb' um Dorngesträuch,
Dann ist der Anblick widerlich.

* * *

Das Gespräch, das ungefähr
Kinder auf der Strasse führen,
Wird gewiss vom Vater her,
Oder von der Mutter rühren.

* * *

Die Erdensöhne sind
Den Pflanzen zu vergleichen,
Die Einen — sie erblüh'n
Die Andern — sie erbleichen.

* * *

Es wünsche Keiner sich den Tod auf Erden.
Wenn Einer böse ist, kann er noch
Sich bessern; wenn er gut ist, doch
Noch immer besser werden.

* * *

Wenn, von des Tages Arbeit matt,
Du suchst bei Nacht die Lagerstatt,
Sprich: Herr, vor dem es nicht wird Nacht,
Dir übergeb' ich mein Geschäfte,
So weit ich es durch dich gebracht;
Und wenn ich's morgen, neuerwacht,
Fortsetzen soll, gib neue Kräfte!

* * *

Sä' und pflanze früh und späth!
Wenn von dem, was du gesä't
Und gepflanzt, ein Vogel frisset,
Ein Thierlein isset,
Denk', dass es ein Almosen ist,
Das du den Armen schuldig bist.

* * *

Geh', es ist kein Mensch im Haus
Rief der Geizige heraus,
Als den Gast er hörte pochen.
Hat er Wahrheit nicht gesprochen?
Wo man lässt den Gast nicht ein
Muss kein Mensch im Hause seyn.

* * *

Sieh! keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn
Ohn' einen Blick zum Himmel auf zu thun;
Und ohne vor anbetend sich zum Staube
Geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube.
Was sie bewusstlos thun, thu' du's bewusst,
Dass du vor ihnen dich nicht schämen musst!

* * *

Wenn diese Welt wär' unsre feste Stätte,
Wir dürften klagen, dass sie hart uns bette.
Sie ist nur unser Reisenachtquartier:
Wer suchet Hausbequemlichkeiten hier?

Weise bist du in der That,
Wenn in jeglichem Geschäfte
Du vertraust auf Gottes Rath
Und gebrauchest deine Kräfte.

* * *

Gott sieht mit einem Blick voll Sorgen
Den Sünder an am Abend und am Morgen,
Und redet zu ihm still verborgen:
Du bist nun alt und deine Kraft gebrochen,
Welk deine Hand und mürbe deine Knochen,
Bald wird der Tod an deine Thüre pochen.
O heute steht es noch bei dir,
Geh' in dich, schäme dich vor mir,
Ich schäme mich vor dir,
Vor deinem grauen Haar, dass ich zu Flammen
Es morgen soll verdammen.

* * *

Du sprichst mit Unbedacht ein Wort.
Und deinen Bruder kränkt es dort.
Du sagest wohl: es war ein Scherz;
Doch deinen Bruder brennt's auf's Herz.
Fürwahr! das ist kein Scherz zu nennen,
Was fähig ist, in's Herz zu brennen.
Kaum Aerg'res hättest du gestiftet,
Wenn du vorsätzlich ihn vergiftet.

* * *

Mensch, wenn Gott ein Wohlgefallen
Haben soll an deinem Wallen,
So gebeut den Gliedern allen:
Deinem Auge, dass es spähe
Gutes fern und in der Nähe,
Und nicht auf das Böse sehe.
Deinem Ohre, dass es höre
Weisen Rath und fromme Lehre
Lieber, als der Thorheit Chöre;
Deiner Zunge, dass sie bringe
Dankesopfer und lobsinge,
Nicht von Eitelkeit erklinge;
Deinen Händen, dass sie spenden,
Das Erworb'ne nicht verschwenden,
Es zu Gottes Preis anwenden;
Deinen Füssen, dass sie gern
Gehen zu dem Haus des Herrn,
Und dem Haus der Weltlust fern:
So gebeut den Gliedern allen,
Mensch, wenn Gott an deinem Wallen
Haben soll ein Wohlgefallen.

* * *

Wenn du zum Wort nicht ohne Noth,
Nicht ohne Hunger greifst zum Brod,
Bringt dir dein Reden nie Verdruss,
Nie Unbehagen dein Genuss.

* * *

Sage niemals: dieses nun,
Und dann jenes will ich thun
Ohne dass du bei dir still
Setzest zu: so Gott es will.

* * *

5. Lieder.

192., Passahfest, oder Fest der ungesæuerten Brode.

1.

Dir, Herr, sey diese Festeswoche
In stiller Dankbarkeit geweiht!
Du hast die Väter von dem Joche
Der tiefsten Sklaverei befreit.
Durch Moses, deinen Knecht, entwand
Sie einst dein Ruf des Drängers Hand.

Wie war das Volk gequält, verachtet,
Das du dir, Herr, erwählet hast!
Wie hatten sie in Noth geschmachtet!
Wie drückte sie der Arbeit Last!
Du sahst die Noth, sie suchten dich
Und deine Huld erbarmte sich.

Den strengen Herrscher zu bewegen,
Erfolgte Schlag auf Schlag;
Bis endlich über harten Schlägen
Sein Stolz doch deiner Macht erlag,
Sein Frevel dann durch deine Hand
Den Tod in Meereswellen fand.

Das hast du, allgewalt'ger Retter,
An unsern Vätern einst gethan.
Drum Ew'ger, keine andern Götter,
Dich beten wir im Staube an;
Du bist allein der Herr der Welt,
An den sich unser Glaube hält.

Noch immer bist du unsre Stütze,
Du Herrscher aller Welten, du!
Du führst uns mächtig dem Besitze
Beseligender Freiheit zu
Und lenkest unsrer Fürsten Sinn
Zu unserm Schutz und Glücke hin.

Uns zeigen Lehrer, wie man lebe,
Von finsterm Wahne frei,
Wie unser Gottesdienst sich hebe,
Und deiner Herr stets würdig sey.
Lass dieser Freiheit uns zu freu'n,
Sich unser Herz dir immer weih'n!

Lass Treue gegen Obrigkeiten
Der Unterthanen Losung seyn,
Und flösse Herzenslenker, Beiden
Vertrauen gegenseitig ein!
Wer eingedenk lebt seiner Pflicht,
Dem fehlt, o Gott, dein Beistand nicht.

2.

Wir denken heut' vergangner Zeiten
Da von Mizrajim's Sklavenhaus
Herr, deine wunderbar Befreiten
Mit lautem Jubel zogen aus
Ihr Arm war nun entkettet
Da du sie, Gott gerettet
An helles Licht aus Nacht und Graus.

In harter Knechtschaft tief versunken,
War unermesslich Jakob's Noth;
Es schwand der letzte Hoffnungsfunken,
Rings herrschte Jammer, Schmach und Tod.
Da schlugst du die Tyrannen —
Wir zogen frei von dannen,
Von keinem Drangsal mehr bedroht.

Du Ew'ger, tödtest und belebest,
Dein Wink regiert, dein Auge wacht;
Du beugest nieder und erhebest,
Dein ist die Weisheit, dein die Macht.
Wann hat, was dort geschehen,
Die Erde je gesehen?
Die Wunder, die dein Arm vollbracht?

Dass aus der Zahl der Nationen,
Der Ew'ge sich ein Volk erkürt,
Und durch der Feinde Legionen
Zu seinem Heiligthum es führt,
Mit Wundern und mit Zeichen
Die kein Gesang erreichen
Und preisen kann, wie sich's gebührt?

Frei sollten Jakob's Kinder werden,
Und wandeln in des Lichtes Bahn;

Gebeugt von keiner Macht auf Erden,
Und dir nur, Ew'ger, unterthan.
Die Lehre gabst du ihnen,
Und ihr getreu zu dienen
Ist aller Weisheit höchster Plan.

Noch heut ist diese heil'ge Lehre
Israel's und der Menschen Zier,
Und unser Reichthum, unsre Ehre
Bei allen Völkern ruht in ihr;
Du hast sie uns erhalten,
Und nie kann sie veralten,
Denn ihre Stimme zeugt von dir.

Ja, Herr, du hast zu allen Zeiten
Wie in Mizrajim uns geschützt,
In Tausenden von Fährlichkeiten
Mit deiner starken Hand gestützt.
So segne nun und immer,
Verlass das Häuflein nimmer,
Das deiner Liebe Wort besitzt.

3.

Der du einst am Binsenmeere
Unsrer Väter freiem Heere
Wunderhilfe fast gebracht,
Dir ertönen unsre Lieder
Jetzt im Frühlingsmonde wieder,
Froh besingend deine Macht.
Sklaven, die zur Freiheit zogen
In das gottverheiss'ne Land,
Leitete durch Sturm und Wogen,
Hüter Jakob's! Deine Hand.

Herr! wer deinem Schutz vertraut,
Wer zu dir nach Rettung schaut,
Ist geborgen immerdar.
In des Meeres finstern Gründen,
Weiss er sichern Pfad zu finden;
Mitten durch der Feinde Schaar,
Aus des Löwen offnem Rachen,
Aus der wilden Flammen Gluth
Führest unverletzt den Schwachen
Du mit liebevoller Hut.

Pharaonen-Ueberwinder!
Schau herab auf deine Kinder
Mit der Gnade Sonnenblick;
Und wie einst der Dränger Schaaren,
Halte Leiden und Gefahren
Stets von unserm Haupt zurück.
Leih' dein Ohr den frommen Betern,
Hör' uns, Gott! zu jeder Zeit,
Und so, wie mit unsern Vätern,
Sey mit uns in Ewigkeit.

Wir vertrauen deinem Bunde;
Deinen Namen in dem Munde,
Steh'n wir gegen eine Welt.
Du hast Meeresfluth gespalten,
Dir gehorcht ja Erd und Welt.
Seitdem du uns dort erkoren,
In Mizrajim's Schreckensnacht,
Gibst du nimmer uns verloren,
Leben wir in deiner Macht.

193. Wochenfest.

1.

Gesetz! o göttlich grosses Wort,
Das durch den Strom der Zeiten fort
Der Menschen Wohlfahrt gründet.
Dir tönt mein Loblied heute zu,
Des Himmels schönste Gabe du,
Die Welt mit Welt verbindet.

Voll Blut und Thränen überall,
War diese Welt ein Jammerthal,
Dem Elend Preis gegeben.
Nichts schied den Menschen von dem Thier,
Ein steter Krieg voll blinder Gier,
Verzehrete das Leben.

Da sandtest du vom Himmelsthron,
O Gott! dem schwachen Erdensohn
Die Heilung seiner Wunden.
Du gabst Gesetz und Obrigkeit;
Und wo diess heil'ge Paar gebeut,
Ist Krieg und Noth geschwunden.

Drum feiern wir die Stunde noch,
Die des Gesetzes sanftes Joch
Einst unsrem Volk gegeben,

Dort auf des Sinai Flammenhöh'n,
Bei Donner und Posaungetön,
Und bei der Erde Beben.

Noch heute fliesst ja klar und hell,
Aus diesem Wort des Lebens Quell
Für alle Nationen.
So lang wir sind in dieser Welt,
Soll Alles, was es reich enthält,
In unsern Herzen wohnen.

Gesetz, o Herr! und Obrigkeit,
Sie mögen uns zu jeder Zeit
In deinem Namen leiten.
Vor Gott und Menschen zeigen kann
Sich jede unsrer Thaten dann,
Und segnend uns begleiten.

2.

Auf, Israel, frohlock' dem Herrn
In lauter Jubelchören!
Er ist von seinem Volk nicht fern,
Lasst ihn uns freudig ehren!

Kommt dankend vor sein Angesicht,
Bringt Ruhm dem Allregierer;
Er, er verlässt die Frommen nicht,
Ist stets ihr treuer Führer.

Gott nahm sich unser gnädig an,
Gab liebend uns Gesetze,
Dass Niemand auf der Pilgerbahn
Das Heilige verletze.

Drum machte der Propheten Mund,
Die Gottes Geist erweckte,
Uns früh schon seinen Willen kund,
Da Nacht die Völker deckte.

Er blickt auf Alle mild herab,
Die redlich denken, handeln,
Und von der Wiege bis an's Grab
Nach den Gesetzen wandeln.

Lasst uns des Segens würdig seyn,
Ihn durch Gehorsam ehren!
Fern von der Tugend falschem Schein,
Die Zahl der Frommen mehren.

Gewähre gnädig, unser Gott,
Was wir von dir erflehen!
Stärk' uns, dass wir nach deinem Wort
Den Pfad der Tugend gehen.

Dann nimmst du einst nach dieser Zeit,
Wenn dieses Leben schwindet,
Uns auf in deine Herrlichkeit
Wo Ruh' die Seele findet!

194., Neujahrsfest.

1.

Ein neues Jahr beginnt
Im raschen Flug der Zeiten,
Und meine Seele sinnt:
Was wird es mir bereiten?
O Gott, ich weiss es nicht!
Doch kenn' ich deine Güte;
Diess füllet mein Gemüthe
Mit Trost und Zuversicht.

Was mir das Jahr auch gibt,
Dir Herr, will ich es danken;
Von dir, der treu mich liebt,
Soll nie mein Glaube wanken.
Ich fürchte keine Noth,
Mich schrecken keine Schmerzen,
Du wohnst in meinem Herzen.
Im Leben und im Tod.

Du weisst ja, was mir frommt,
Du bist es, der mich schützet,
Und was von dir nur kommt,
Gewiss, es heilt und nützet.
Des nenen Jahres Bahn
Betret' ich ohne Zagen;
Nicht gibst du mir zu tragen
Mehr, als ich tragen kann.

Herr! stärke Leib und Geist,
Dass ich auf meinem Wege,
Was dein Gebot mir heisst,

Gehorsam üben möge.
Dass ich in Freud' und Schmerz
Den reinen Sinn bewahre,
Und in dem neuen Jahre
Veredle Geist und Herz.

2.

Kurz und flüchtig ist das Leben,
Wechselvoll der Erdenlauf;
Jahre kommen und entschweben
In der Zeiten schnellem Lauf;
Ein Geschlecht macht Raum dem andern.
Und das Glück verdrängt der Schmerz,
Unaufhörlich zieh'n und wandern
Lust und Leid von Herz zu Herz.

Auf dem sturmbewegten Meere
Schiffen hoffend wir dahin,
Sehen oft am Himmels Heere
Wolken trüb vorüberzieh'n.
Doch will dann der Muth uns sinken,
Bricht hervor das Sonnenlicht
Und die Abendsterne winken:
Gott verlässt die Seinen nicht!

Auch ein Jahr, das uns entschwunden,
War uns Gottes Güte nah.
Wer hat Hilfe nicht gefunden,
Der zum Höchsten aufwärts sah?
Seine Liebe hat gewaltet,
Wenn das Glück uns Kränze wand;
Wie der Wechsel sich gestaltet,
Reicht er uns die Vaterhand.

Mancher Edle ist geschieden,
Den der Tod rief himmelwärts;
Dem Verklärten wurde Frieden,
Trost dem hinterbliebnen Schmerz.
Mancher wird uns noch verlassen, —
Jedes Jahr bringt neues Leid;
Lasst Vertrauen, Muth uns fassen!
Gottes Schutz ist stets bereit.

Alles mag im Wechsel kreisen, —
Gott nur ist unwandelbar;
Lasst uns dankend heut' ihn preisen,
Zu ihm fleh'n am neuen Jahr.
Herr! wir rufen dir entgegen,
Schaue mild auf uns herab!
Leite uns auf deinen Wegen,
Leit' uns bis an's kühle Grab.

195., Versœhnungstag.

1.

Nicht gedenke, Herr! der Sünder,
Denke meiner Fehler nicht;
Gleich Gewölke lass sie schwinden,
Gott vor deinem Angesicht.

Willst ja, dass der Sünder lebe,
Sein Verderben magst du nicht!
Willst, dass er nach Reinheit strebe,
Wandelnd, Herr! in deinem Licht.

So hast, Vater! du verheissen
Durch der Seher heil'gen Mund:
Wie der Sünde Ketten reissen,
Fester wird der Liebe Bund.

Gnädig willst du Dem verzeihen,
Der sich, Gott! zu dir bekehrt;
Willst die alte Huld erneuen,
Denn auch Sünder sind dir werth.

O so lächle deine Gnade
Dem geängstigten Gemüth,
Und auf meines Lebens Pfade
Werde du mein Sieg, mein Lied!

Kämpfen will ich, überwinden,
Locket mich der Sünde Lust;
Will ein Heiligthum dir gründen,
Vater! in der reinen Brust.

Dir, o Gott! weih' ich mein Leben,
Heilig sey mir Recht und Pflicht;
Nach der Tugend will ich streben,
Bis im Tod' mein Auge bricht.

2.

Zum Tag, den du, mein Gott, erkoren
Dass er der Tage grösster sey,
Bin ich erwacht und neu geboren,
Denn deine Gnade stand mir bei,
Ich eil' an deine heil'ge Stätte,
Denn Licht und Leben ist bei dir;
O dass ich doch die Gabe hätte,
Dich, Herr, zu preisen nach Gebühr!

Von deinem Lobe, deinem Preise,
Ist meine ganze Seele voll;
Doch weiss ich nicht, auf welche Weise
Ich meine Huld'gung zeigen soll.
So eng sind meines Geistes Schranken,
Und deine Güte reicht so weit.
So Vieles hab' ich dir zu danken, —
Wie fühl' ich meine Endlichkeit!

Du willst mir meine Schuld vergeben,
Du heilest meiner Seele Leid,
Bewahrst vor Untergang mein Leben,
Umgibst mich mit Barmherzigkeit.
Du sättigst mich mit deiner Güte,
Verjüngest mich, dem Adler gleich;
Mir sagt mein innerstes Gemüthe:
Herr! du bist gross und gnadenreich!

Nimm meines Busens inn're Regung,
O Gott! als ausgesprochen an,
Wenn seiner heil'gen Gluthbewegung
Nicht meine Lippe folgen kann.
Du kennest meines Herzens Falten,
Herr! der du mich in's Leben riefst,
Und Nichts kann ich dir vorenthalten,
Dir, der du Herz und Nieren prüfst.

Ich weiss es, ich bin zu geringe
Zu treten vor dein Angesicht;
Doch mein Gefühl, das ich dir bringe,
Ich flehe, Herr! verwirf es nicht!
O wolle mich von Schuld erlösen,
Und helfen meinem schwachen Sinn!
Du kennest ja mein ganzes Wesen,
Gedenkest, dass ich Staub nur bin.

Ich blühe, gleich des Feldes Blume, —
Sie blüht, sie welkt, sie ist nicht mehr!

Doch bleib ich dir zum Eigenthume;
Diess hebet meine Hoffnung sehr!
Ich leb' und sterb' in deinen Händen;
Diess gibt mir frohe Zuversicht.
Der Tag beginnt; der Tag wird enden,
Doch deine Gnade endet nicht!

3.

(Nach Ezech. 33, 11.)

So wahr ich lebe, spricht dein Gott,
Mir ist nicht lieb des Sünders Tod;
Ich will, dass er vom Bösen sich
Mit Ernst bekehr' und suche mich:
Vom Elend seiner Sünden frei,
Geheiligt mir und heilig sey.

Vernimm, o Mensch, diess gnäd'ge Wort,
Und wandle nicht zum Tode fort!
Gern will dein Gott dir gnädig seyn;
Gern alle Sünden dir verzeih'n.
Sei reuvoll, doch verzage nicht,
Und fasse Muth zu deiner Pflicht.

Heut' lebst du, heut' bekehre dich;
Wie leicht und bald verändert sich!
Wer heut' ist stark, gesund nnd schön,
Kann morgen an dem Grabe steh'n:
Stirbst du nun ohne Bess'rung hin,
Wie willst du dem Gericht entflieh'n?

Drum hilf, o Vater, hilf, dass ich
Noch heute, heute bess're mich;
Eh' meine Schuld noch mehr sich häuft,
Eh' mich ein schneller Tod ergreift.
Gib, dass ich heut' und jeder Zeit,
Vor dich zu treten sey bereit.

196., Hütten- oder Erntefest.

Dich, Gott, erheben unsre Lieder,
Dir stammeln wir, o Vater, unsern Dank;
Der Segen kam von dir hernieder,
Der auf Gefilde, Berg und Hügel sank.
Von dir, Allgütiger, von dir allein
Kam Leben, Wärme, Segen und Gedeih'n.

Wer kann die Güte ganz ermessen,
Die über alle deine Welten reicht?

Wer kann sie undankbar vergessen,
Die Treue, Herr, die niemals von uns weicht? —
Nicht kärglich schenkst du Wohlseyn und Genuss,
Du gibst uns Freude, gibst uns Ueberfluss.

Durch Wüsten, wo nicht Ernten blühen,
Wo kahler Fels nur ist und öder Sand,
Hiess dein Gebot die Väter ziehen,
Vertrauungsvoll in das verheiss'ne Land.
Und deine Hand erhielt sie wunderbar,
Bot ihnen Schutz und Rettung in Gefahr.

In Hütten wohnten sie, und Speise,
Die jeden Morgen neu vom Himmel sank,
Erquickte Männer, Weiber, Greise,
Am frischen Quell, der aus dem Felsen sprang.
Gross zeigte, Herr! sich deine Huld;
Sie fehlten oft, und du verziehst die Schuld.

O möchten wir auch nie vergessen
Der Dürftigen in ihrer bittern Noth;
Es werde ihnen zugemessen,
Wie du uns reichlich miss'st, ihr täglich Brod,
Und ist Gefahr dem Bruder drohend nah,
So sey auch unsre Hilfe schleunig da.

So wird dein Beifall uns beglücken
Und auch dein Segen, güt'ger Herr der Welt!
So feiern alle mit Entzücken
Diess heil'ge Fest, wie dir es wohl gefällt.
Und alle Welt bekennet dann es laut:
Heil Dem, der still im Herzen dir vertraut!

197., Beschlussfest.

1.

Wir feiern heut' des Festes Schluss,
Der Andacht Gluth soll uns beleben
Der letzte Tag der Feier muss
Das Herz, o Gott, zu dir erheben.
Von dir kam hoher Festgenuss.
Dein sei des Herzens Dankerguss.

Wie mancher Tag, dir, Gott, geweiht,
Ist, reich an Segen, uns entschwunden!
Wie vielen Reiz zur Frömmigkeit,
Hat unser Herz dabei empfunden.

Dein Geist erwacht' in unsrer Brust,
Und uns durchströmte reine Lust.

Den segenreichen Saaten gleich,
Sey nun dein Wort, das wir vernommen;
An guten Früchten sey es reich,
Und reich an Kraft und Trost der Frommen!
Ja, was wir fühlen werd' zur That,
Zur reichen Ernte werd' die Saat.

Der Erd' verleih' nun neue Kraft.
Erquicke sie durch fruchtbar'n Regen,
Der unsere Saat zur Ernte schafft
Durch deinen treuen Vatersegen
Und unser Herz erhalte rein,
Und lass es dir geweihet seyn.

2.

Gürte dich, als wie ein Mann,
Nebo zu betseigen,
Denn ich will dir Kanaan
Von der Spitze zeigen.
Diese Ruhe nach der Noth
Soll dein Auge sehen;
Und dann wirst du durch den Tod
Zu den Vätern gehen.

Moses höret, was er spricht,
Gott vom Wolkensitze;
Eilt mit heiter'm Angesicht
Auf des Nebo's Spitze:
Schaut das honigreiche Land,
Das die Seinen erben;
Sinket dann in Gottes Hand,
Sel'gen Tod's zu sterben,

Soll den Berg des Todes hier
Ich dereinst ersteigen,
O so wolle, Gott, auch mir
Die Gefilde zeigen,
Wo für den befreiten Geist,
Nach dem Kampf des Todes,
Wein und Milch und Honig fleusst
In dem Garten Gottes.

Wo von Elend ungeplagt,
Keine Thränen fliessen,
Wo die Lippen, die geplagt,
Ewig jauchzen müssen.
Müder Wand'rer steige fort,
Um das Land zu schauen;
Wo wir mit den Vätern dort,
Friedenshütten bauen.

198., Morgenlieder.

1.

Du läss'st mich, Gott, sie wiederseh'n,
Die Morgensonne; wie so schön
Kommt sie in ihrem Heldenlauf,
Durch Nebel dort zu uns herauf!

Sie kommt, und Alles wird erhellt,
Die Stadt, das Land, der Wald, das Feld.

Wie wird der Mensch von dir geliebt,
Der diesen Glanz der Sonne gibt!

Sie strahlt uns Wärme, Tag und Licht;
Strömt Freud' in Herz und Angesicht.
Dich, ihren Schöpfer bet' ich an;
Du nur bestimmst ihr ihre Bahn!

Durch dich beginnt sie ihren Lauf;
Du führst sie jeden Tag herauf,
Dass sie von Freud' und Segen voll,
Den Völkern allen leuchten soll.

Auch in mein Aug' bringt jeder Tag
Mehr Freuden, als ich fassen mag.
Welch frohes Lied gebührt von mir
Dir, aller Freuden Schöpfer, dir.

2.

Ich wache zu dem Leben auf,
Das du, mein Gott, gegeben.
O segne meiner Tage Lauf!
Was nützt mir sonst diess Leben?

Ich ehre deine Majestät
An diesem frühen Tage.
Mein bestes Opfer ist Gebet
Und meine Andacht Klage.

Reich ist des Lebens Augenblick
An Folgen ohne Ende.
Gib, dass ich ihn zu meinem Glück,
Zum Wohl der Welt verwende!

Du schufest mir ein fühlend Herz
Für fremde Lust und Leiden;
Stets sey er mein, der Tugend Schmerz,
Und mein sey'n ihre Freuden!

Du gabst mir einen Engel, du,
Vernunft zu guten Thaten.
Lass mich zu Allem, was ich thu',
Nie sein Geleit entrathen!

Mach mir den niedern Stand beliebt!
Willst du mich höher setzen,
So lass den Rang, den Unschuld gibt,
Mich über Kronen schätzen!

Mit Güter segne meinen Fleiss!
Doch sind sie mein Verderben —
So lass mich nur mit bitter'm Schweiss
Ein sparsam Brod erwerben.

O, wenn die Freuden, die du gibst,
Zur Thorheit mich verwöhnen;
So sende mir, wenn du mich liebst,
Gelegenheit zu Thränen!

Nichts ist das Leben dieser Welt,
Nicht werth der Freud' und Klagen.
Nimm diesen Hauch, wenn dir's gefällt,
Und gib mich bessern Tagen!

Ach, wenn mein kindisches Gebet
Mit deiner Absicht stritte;
So gib mir Alles unerfleht,
Nur das nicht, was ich bitte!

199., Abendlieder.

1.

Herr, es ist von meinem Leben
Abermal ein Tag dahin;
Lehre mich doch Achtung geben,
Ob ich fromm gewesen bin!
Zeig es mir, o Vater an;
Hab' ich was nicht recht gethan,
O, so gib, dass meine Seele
Ihre Schuld sich nicht verhehle.

Freilich wirst du Manches finden,
Das dir nicht gefallen hat;
Ach, nur allzuviele Sünden
In Gedanken, Wort und That.
Denn wie oft verging ich mich,
O, mein Gott, nicht wider dich!
Wer kann merken, wer kann zählen,
Wann wir und wie oft wir fehlen?

Aber, o du Gott der Gnaden,
Habe noch mit mir Geduld;
Heile meiner Seele Schaden
Und vergib mir meine Schuld!
Deine grosse Vatertreu
Werd' auch diesen Abend neu.
Hilf mir künftig deinen Willen
Freudiger, als heut' erfüllen.

Heilige du mein Gemüthe,
Dass mein Schlaf nicht sündlich sey!
Steh' mit deiner grossen Güte
Auch in dieser Nacht mir bei!
Nimm dich unser Aller an,
Wehre dem, was schaden kann
Und lass morgen mit den Meinen
Keinen Unfall mich beweinen.

Lass mich dir zum Preis erwachen
Und den Tag dir heilig seyn,
Mich in allen meinen Sachen,
Vater, deiner Hilf' erfreu'n.
Doch bestimmt dein Rath, o Gott,
Heute Nacht für mich den Tod;
So befehl ich dir am Ende,
Leib und Seel' in deine Hände.

2.

Gott der Tage, Gott der Nächte!
Unsre Seele harret dein,
Lehnet sich an deine Rechte,
Nie kannst du uns ferne seyn;
Auch in stiller Nächte Stunden
Hat sich manches Herz gefunden,
Und sich aus dem Lärm der Welt
Einsam bei dir eingestellt.

Vater, viele Menschen weinen,
Viele Kranke schmachten nun!
Aber du verlässest Keinen,
Heissest wachen, heissest ruh'n,
Trocknest viele tausend Thränen,
Und erfüllst das heisse Sehnen
Unzählbarer Leidenden,
Die um Ruh' und Lind'rung fleh'n.

Vater, sende Muth den Schwachen,
Licht in jedes dunkle Herz!
Allen, die bekümmert wachen,
Lindre du den heissen Schmerz!
Lass die Wittwen, lass die Waisen
Deine Lieb' und Treue preisen!
Gönne Kranken sanfte Ruh!
Sterbenden sprich Tröstung zu!

O du treuer Menschenhüter!
Nacht ist vor dir, wie der Tag.
Allgewaltiger Gebieter,
Du verwandelst Schmerz und Plag
Unverseh'ns in Dank und Freuden!
Ach, lass Alle, die jetzt leiden,
Bald erlöst aus ihrer Pein,
Deiner Vaterhuld sich freu'n!

Vater, dieser Nam' erweitert
Jede Brust voll Angst und Schmerz;
Wie der Mond die Nacht erheitert,
Kommt die Ruh' in jedes Herz,
Das nach deinem Troste weinet,
Eh' die Sonne wieder scheinet.
O wie oft verwandelst du
Bangen Schmerz in süsse Ruh!

200. Frühlingslieder.

1.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Dich lieblichen Frühling in's Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar!

Wie munter sind Schäfer und Herde:
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Es sonnt sich der Spatz auf dem Dache,
Die Enten zieh'n schnatternd zum Bache,
Das Täubchen sucht Körner im Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime,
Nun prangen mit Blättern die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt.
Nun rauschen lebendige Quellen,
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, die Auen, den Wald.

O freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings! Bald flimmert die Sonne
Euch näher in heisserer Gluth.
Nie reize die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude,
Gesundheit und fröhlicher Muth.

2.

Der Apfelbaum prangt grün und weiss
Auf zartbegraster Weide,
Der Wonneruf des schönen Mai's
Weckt uns zu sanfter Freude.
Doch wird des Frühlings Wiederkehr
Uns Alle hier vereinen?
Ach, wessen Stätte trau'rt dann leer,
Und wen muss man beweinen?

Gefährten, ach, die Stunde naht,
Wo wir auch müssen scheiden!
Bestreut indess den kurzen Pfad
Mit Blüthen reiner Freuden!
Seyd gut! Der Unschuld strahlt das Ziel
Von Abendroth umgeben,
Und jedes edlere Gefühl
Folgt uns zum bessern Leben.

201. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schiessen;
An der Schmele schlank und fein
Glänzt der Thau, wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fliessen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis;
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte weh'n,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weisse Wölklein steigen auf,
Zieh'n dahin im stillen Lauf.
Gottes Schäflein geh'n zur Weide.

Herzensfrieden,
Wollt' ihn Gott uns Allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur;
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat und wer's bewachet
In dem Blitz vom Weltgericht
Schaut er und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

202., Herbstlied.

Früh, mit umwölktem Angesicht,
Geht schon die Sonne nieder;
Und spät erscheint ihr schwächer Licht
Am trüben Himmel wieder.
Das schöne Jahr ist nun entfloh'n;
Die rauhen Stürme rauschen schon
Durch die bereiften Felder;
Die letzte Blume neigt ihr Haupt,
Des Herbstes kalter Hauch entlaubt
Die schattenreichen Wälder.

Verödet stehet schon die Flur,
Entblösst von ihrem Segen;
Entkräftet siehet die Natur
Der Winterruh' entgegen;
Die Vögel eilen und entflieh'n
In Schaaren vor dem Frost, und zieh'n
Weit über Land und Meere.
Gott nimmt sich dieser Wandrer an,
Bezeichnet ihnen ihre Bahn,
Und sättigt ihre Heere.

Uns, seine Menschen, will er hier
Im Winter selbst versorgen.
Ja seiner Huld vertrauen wir;
Neu wird sie jeden Morgen.
Er schafft, dass wir in Sicherheit
Der ungestümen Monden Zeit
Beginnen und vollenden.
Nichts trägt das Land jetzt; er gewährt
Uns doch, was unser Leben nährt,
Mit väterlichen Händen.

Wie sind nicht unsre Kammern voll
Von deiner Güte Gaben,
Vom Segen, der uns nähren soll,
Vom Vorrath, uns zu laben!
Vorsehend liess schon unser Gott
Das Laud uns für den Winter Brod,
Dem Vieh sein Futter geben,
Und Wein, der unser Herz erfreu't,
Und unsers Lebens Kraft erneu't,
Trieft aus der Frucht der Reben.

Ach unser Leben auch verblüht,
Wie jetzt das Feld, im Alter.
Getrost, Gott ist, wenn es verblüht,
Ein mächtiger Erhalter;

Er, der die Schwachen gern beschützt,
Die Müden trägt, die unterstützt,
Die nach dem Grabe wanken
Gebeugt vom Alter werden wir
Mit frohem Herzen, Gott, doch dir,
Wie in der Jugend, danken.

Wohl Allen, die, treu ihrer Pflicht,
Früh deine Gnade suchen!
Die werden ihrer Jugend nicht,
Im Herbst des Alters, fluchen.
Wohl Dem, der redlich sich bemüht,
Weil seiner Jahre Kraft noch blüht,
Der Tugend Frucht zu tragen.
Ihm wird das Alter Jugend seyn,
Und Gottes wird er sich noch freu'n
In seinen letzten Tagen.

203. Winterlied.

Wie ruhest du so stille
In deiner weissen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
Des Sommers bunt Gefieder,
Und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet,
Kein Lamm und Schäfchen weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummet
Und keine Biene summet,
Doch bist du auch im Schlummer schön.

Die Zweig' und Aeste schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet
Und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben,
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn im Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
Wirst du verjüngt erstehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder,
Dann, Erde, stehst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

204. Bei Gewittern.

1.

Der schwüle Himmel dunkelt sich,
Ein schwarzes Wetter dräut;
Ich bebe nicht, ich freue mich,
Gott, deiner Herrlichkeit.

Im Donner, Vater, zürnst du nicht,
Bleibst unser Schutz und Gott,
Auch wenn dein Blitz aus Wolken bricht,
Und uns zu tödten droht.

Dem Frevler nur, der dich nicht kennt,
Bist du dann fürchterlich,
Dem aber, der dich Vater nennt,
Zeigst du als Vater dich.

Du reinigst durch den Blitz die Luft,
Dein Regen kühlt die Saat,
Ein frischer balsamvoller Duft
Stärkt, was geschmachtet hat.

Streck' deine Arme nach uns aus,
Bewache unser Feld,
Und unsre Brüder, und diess Haus,
Du bist ja Herr der Welt.

Lass frei das Herz von Aengsten seyn,
Wenn uns dein Wetter droht;
Weg bange Furcht! wir sind ja dein;
Du bist die Lieb', o Gott!

2.

Es donnert, Mensch! wer donnert? Wer
Blitzt aus dem Wolkenzelt?
Merk' auf, o Sünder! Wer? der Herr,
Der grosse Herr der Welt.

In seiner ausgestreckten Hand
Liegt schweigend die Natur;
Und Erd' und Himmel ist im Brand,
Ist nicht mehr, spricht Er nur.

Es donnert, Gott! wie schrecklich ist
Des Himmels Wetternacht!
Es blitzt, es donnert! Gott du bist,
Und gross ist deine Macht!

Gott donnert in des Sünders Ohr;
Der Sünder hört's und zagt;
Hebt zitternd kaum sein Aug' empor,
Wenn das Gewissen sagt:

Den, der dich schuf, ernährt und schützt,
Dich väterlich empfing,
Den Gott, der nun am Himmel blitzt,
Den hieltest du gering.

Gott kennt dein Herz, und weiss dein Thun,
Er, der die Menschen wägt;
Was bist du, wenn sein Donner nun
Dich schnell zu Boden schlägt?

Barmherzig bist du, Vater, doch
Voll Langmuth und Geduld!
Verschone, Herr, den Sünder noch
Nach deiner Vaterhuld!

Der Blitz des Herrn fährt wunderbar,
Trifft, folgsam seiner Pflicht,
Nur Den, den Gott will; krümmt kein Haar,
Wenn Gott ruft: diesen nicht!

Sprich, wenn dein Gott dich tödten will:
Gerecht ist sein Gericht!

Er ist der Herr! ich halte still,
Und lass' im Tod' ihn nicht!

Der Herr des Donners ist mein Freund,
Wenn er mich schnell entrückt,
So weiss ich, dass er's gnädig meint,
Und ewig mich beglückt.

Wer Gott bei stillem Wetter ehrt,
Singt ihm ein frohes Lied,
Wenn er auf schwarzen Wolken fährt,
Der Sünder vor ihm flieht.

Umsonst verbirgt der Frevler sich,
Wer kann dem Herrn entflieh'n?
Ihn träf' der Blitz, wohin er wich;
Im Dunkeln träf' er ihn.

Du zitterst vor des Donners Streich,
Und schlägst an deine Brust:
Doch nach dem Wetter eilst du gleich
Zurück zu deiner Lust.

Gott ist barmherzig und verschont,
Doch ewig schont er nicht;
Er ist gerecht, der Richter lohnt
Dem Sünder mit Gericht.

Was gegen jenen grossen Tag
Ist dieser Donner? Nichts!
Zehntausend Wetter sind ein Schlag
Vom Donner des Gerichts.

205., Nach verliehenem Regen.

Der Sonne Gluth hat wieder
Der Fluren Angesicht verbrannt;
Der Blumen Haupt hängt nieder;
Nach Regen seufzt das dürre Land;
Im Schatten des Gefildes
Liegt matt die Heerd' umher;
Das heis're Schrei'n des Wildes
Schallt aus den Wäldern her.
Gott gibt den Wolken Flügel,
Er spricht, so träufeln sie,
Erquicken Thal und Hügel,
Erquicken Mensch und Vieh.

Der Sturm beginnt, die Wolke
Von Donner schwer, verbreitet sich.
Sey gnädig deinem Volke,
Allgütiger, erbarme dich!
Du winkest den Gewittern;
Es blitzt aus dunkler Nacht!
Es donnert! Berge zittern

Vor deines Donners Macht!
Der stolze Sünder bebet,
Weiss nicht, wohin er flieht;
Der Fromme, der erhebet
Zu dir sein betend Lied.

Ein milder Regen sinket
Erquickend auf die dürre Flur.
Wie labt sie sich! wie trinket
Ihn die verschmachtende Natur!
Die sanften Ströme kühlen
Die Lüfte weit umher,
Und die Geschöpfe fühlen
Sich nicht mehr träg und schwer.
Gott spricht: der Donner schweiget,
Die finstern Wolken flieh'n;
Der Frommen Danklied steiget
Zu Gott, und preiset ihn.

Mit Muth im Angesichte
Beschaut des Ackers Herr sein Feld;
Beschützt hat Gott die Früchte,
Er, der Versorger seiner Welt.
Reif sind der Saaten Aehren,
Vom Mark der Erde voll,
Das seine Menschen nähren,
Und sie erfreuen soll.
Auf, preiset Gottes Milde!
Er ist's, der Regen schickt,
Und lechzende Gefilde
Voll Vaterhuld erquickt.

Erhalter unsers Lebens,
Gott, dem wir uns jetzt dankbar nah'n,
O lass uns nicht vergebens
Den Segen deiner Hand empfah'n!
Du sendest Thau und Regen,
Gibst milden Sonnenschein,
Du eilst mit deinem Segen
Uns alle zu erfreu'n.
Ach lass uns nicht vergebens
So manche Gab' empfah'n,
Und nimm, o Quell des Lebens,
Dich unsrer ferner an!

206. Lied vom Regen.

Steht die Erde grün und heiter,
Voller Blumen, voller Kräuter,
Recht wie Lebensüberschwang:
Blickt der Himmel Tage lang
Liebefrohen Angesichtes
Aus der Hülle seines Lichtes
Wohlgefällig auf sie nieder.

Und die Blumenschaaren heben
Da die kleinen, kleinen Augen
Zu der grossen, grossen Sonne,
Ihrem Mutterauge, auf.
Und die Berge steh'n und rauchen,
Und die vollen Aehren beben,
Und der Fluss geht seinen Lauf.

Und der Mensch zerfliesst in Wonne,
Ja, dem Himmel selber treten
Warme Thränen in's Gesicht;
Und ein Tuch, gewebt aus Wolken,
Hat er sich von Gott erbeten,
Seine Thränen zu verbergen
Aber er vermag es nicht.

Eine träufelt nach der andern
Aus dem Wolkentuche nieder,
Und das Land, davon befruchtet,
Regt vor Freuden seine Glieder.
Und der Regenbogen leuchtet,
In den Lüften schmettern Lerchen,
Und der Mensch singt frohe Lieder.

6. Verschiedene Sätze für Kopf und Herz.

207.

1. Wer keinem Menschen glaubt, dem glaubt kein Mensch.

2. Je unwürdiger Der ist, dem du Gutes thust, desto göttlicher handelst du, wenn du ihn der Wohlthat würdig zu machen suchst.

3. Ehre dich selbst, oder du wirst nichts Ehrwürdiges ehren.

4. Wer des Augenblickes nicht achtet, wird Tage wegwerfen.

5. Wer spricht, wie er denkt, wird handeln, wie er spricht.

6. Die Demuth leidet; die Stärke trägt; die Kraft wirkt; die Sanftmuth duldet; die Liebe geniesst, indem sie zu geniessen gibt.

7. So wenig das Licht Finsterniss ist, so wenig kann heller Verstand verdunkeln und ein guter Mensch Böses thun.

8. Glaub' sicher, kein Schurke hat innere Herzhaftigkeit.

9. Ein Sünder und ein Narr gleichen sich, wie Nacht und Finsterniss.

10. Wer sich über des Andern Freude nicht mitfreut, und dem nicht jede Gelegenheit, Freude zu machen, willkommen ist, der liebt nicht.

11. Ein ganz guter Mensch ist mehr werth, als hundert Halbgute.

12. Wer nicht aufmerksam hören kann, kann nicht lernen, nicht glauben, nicht lieben.

13. Wer im Kleinen vorsätzlich betrügen kann, wird bei Gelegenheit auch im Grossen betrügen.

14. So wenig du je aufhören kannst, Mensch zu seyn, so wenig hört der Unglücklichste und Verworfenste auf, es zu seyn.

15. Wer ruhig ist in sich selbst, wie kann der Unruhe ausser sich erregen wollen? Und wer unruhig ist in sich selbst, wie kann der um sich her Ruhe verbreiten?

16. Wer gern gibt, ist gut, und wer wohl zu geben weiss, ist weise und edel.

17. Der Gute hat Sinn für's Gute, der Kluge für Klugheit, wie der Geizige für's Geld.

18. Wer fragt, ohne die Antwort abzuwarten, ist ein Thor, wie Der, so da antwortet, ehe er die Frage gehört.

19. Wer den Schmerz der Seele, die heissesten Kämpfe der Tugend unter einem frohen Gesichte verbergen kann, ist der Heiligkeit nahe.

20. Wen der Neid plagt, der trägt einen schlimmen Feind in der Brust.

21. Neidlos seyn und gut und glücklich seyn, ist Eins.

22. Wer die Fortschritte des Lichts der wahren Aufklärung unter irgend einem Vorwande aufzuhalten strebt, der frevelt an dem Ebenbilde der Gottheit.

23. Verachte die Verachtung Verachtungswürdiger, und du bist gross — aber klein, wenn du die Verehrungswürdigen verachtest.

24. Der Menschen grösste Schwachheit ist, sich schwächer zu glauben, als sie sind.

25. So wie das Wasser das Feuer löschet, so überwältigt die Bescheidenheit den Stolzen; sie ist bisweilen der Ring, den man dem Bären durch die Nase zieht.

26. Wer ein Tiger in seinem Hause ist, pflegt ein Schaf ausser demselben zu seyn.

27. Brich dem Hungrigen dein Brod, und so du einen armselig gekleideten Menschen siehst, glaube, dass ein Loch in deinem Strumpfe sey.

28. Die Thörichten haben ihr Herz im Munde, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.

29. Hüte dich vor Dem, der sich selbst gezeichnet hat.

30. Was Niemand wissen soll, sage Keinem.

31. Halte dir selbst Wort, mein Kind! so wirst du es auch Anderen halten.

32. Denke Alles, was du sagst; aber sage nicht Alles, was du denkst.

33. Da ist kein ächter Ruhm, wo ächte Tugend fehlt.

34. Geliebt werden ist besser, als gerühmt werden.

35. Je schlimmer du von Anderen denkst, desto schlimmer bist du selbst.

36. Furcht Gottes ist Ahnung der Weisheit. Ein Weiser in seinem Vaterlande ist wie Gold im Schachte.

37. Es ist besser du bewahrest dein Geheimniss, als ein Anderer. Wer dir schmeichelt, der verachtet dich. Wer dir erzählt, will auch wissen.

38. Der Thor ist sich selber feind. Wie kann er eines Andern Freund seyn? Ein weiser Feind ist besser, als ein thörichter Freund.

39. Dem Neidischen fehlt Ruhe, dem Lügner Genuss.

40. Wer die Tugend ohne Zeugen nicht liebt, liebt nicht so fast die Tugend, als den Zeugen der Tugend.

41. Der Reiche ohne Wohlthätigkeit gleicht einem Baume ohne Früchte. Der Arme ohne Geduld einem Flusse ohne Wasser.

42. Wirf keinen Stein in den Brunnen, aus welchem du getrunken hast.

43. Wer bei Hilfeleistung an die Danksagung Derer denkt, denen er hilft, der hilft nur mit halbem Herzen.

44. Man muss böse Menschen nicht fürchten, sondern nur fliehen.

45. Schaden thun kann Jeder — aber nützlich zu seyn, ist nur die Kunst des Weisen und Guten.

46. Dulde, was du nicht ändern, mangle gern, was du nicht haben kannst, oder darfst.

47. Willst du den Tod nicht fürchten, so denke oft an ihn.

48. Es ist ein grosses Uebel, kein Uebel tragen zu können.

49. Was du Anderen gethan hast, das erwarte von Anderen.

50. Dem Geizigen mangelt das, was er hat, wie das, was er nicht hat.

51. Verzeihe jedem Andern eher, als dir.

52. Der ist geizig, der immer Entschuldigungen und Ausreden an der Hand hat, wenn er wohlthun soll.

53. Bist du nicht selbst weise, so wird es dich wenig nützen, einen Weisen zu hören.

54. Ein wohlwollendes Gemüth kennt kein Ende seiner Dienstbegierde.

55. Es ist eine Wohlthat, die Wohlthat schnell abzuschlagen, die du nicht erweisen *kannst*.

56. Wenige erkennen, was ihnen Gott Gutes gegeben.

57. Du sollst den Neigungen gebieten, aber nicht gehorchen.

58. Je weniger du verlangest, und je mehr du gibst und leistest, desto grösser bist du.

59. *Reine*, nicht *volle* Hände schaut Gott an.

60. Der am Wenigsten verlangt, hat am Meisten.

61. Der Mächtige wird mächtiger durch Verzeihung vieler Fehler.

62. Es ist Glückseligkeit, *können* was man *will*, und Geistesstärke, *wollen*, was man *kann*, und Tugend, *thun*, was man *soll*.

63. Ein Mensch, der zu viel lacht, wird leicht lächerlich.

64. Der Mensch soll essen, um zu leben; nicht leben, um zu essen.

65. Der Beweggrund oder die Absicht allein bestimmt den Werth der menschlichen Handlungen.

66. Die wahre Grossmuth ist so uneigennützig, dass sie weder an Dankbarkeit noch Undankbarkeit voraus denkt.

67. Mit Leuten, die nur aus Feinheit Alles anhören und wenig sprechen, sprechet ihr noch weniger, oder wenn ihr viel sprechet, so saget wenig.

68. Wie lächerlich die Eitelkeit sey, erhellet daraus, dass sie sich nicht zeigen darf, und dass sie sich mit dem Scheine der Bescheidenheit zu decken sucht.

69. Es gibt für den Menschen nur ein wahres Unglück — sich selbst Etwas vorzuwerfen zu haben.

70. Die wahre Tugend ist ein immer brennendes Feuer, welches Licht und Wärme aus sich hervorbringt.

71. Gleich gute Gesinnungen bilden die Freundschaft; die Gefälligkeit nährt sie; die Rechtschaffenheit des Herzens erhält sie — aber die allzuleichtsinnige Offenherzigkeit zerstört sie.

72. Wem seine Zeit lang ist, der ist einem Menschen gleich, welcher drei Batzen im Vermögen hat, und auf Mittel denkt, wie er solche unter die Leute bringen könne.

73. Späte Reue ist selten aufrichtig; aufrichtige Reue aber ist selten zu spät.

74. Was dir genommen werden kann, ist nicht wahrhaft dein.

75. Der Mann von Verstand ist fest; der Thor ist eigensinnig.

76. Wer zu rechter Zeit schweigt, kann zu rechter Zeit reden.

77. Wer guten Gesetzen gehorcht, gehorchet Gott.

78. Wenn ein Mensch Gutes gethan hat, so muss er es nicht mit Posaunen ausblasen; sondern er muss gleich zu einem andern guten Werke schreiten.

79. Es hängt nicht von uns ab, glücklich zu seyn, aber von uns, es zu verdienen.

80. Der ist böse, der sich gern zu Bösen gesellt.

81. Wer sich selbst beherrscht, kann Alles beherrschen.

82. Allen und Niemand gefallen, ist gleich schlimm.

83. Der ist redlich, den Nichts von der Redlichkeit wegschrecken, Nichts zur Unredlichkeit hinlocken kann.

84. Der ist nie glücklich, der einen Glücklichern ungern sieht.

85. Wie ausgespeites Blut das Zeichen einer kranken Lunge ist, so sind unreine Reden der Auswurf einer unreinen Seele.

86. Der ist unweise, der heute Etwas thut, was ihn morgen gereuen kann.

87. Sey gütig gegen Jeden; schmeichelnd gegen Niemand, vertraut mit Wenigen; billig gegen Alle. — Sprich wenig; höre viel.

88. Weisheit ist die Sonne, Freundschaft das Salz, Mässigkeit der Vorrath, Geduld die Arznei, ein gut Gewissen das Leben des Lebens.

89. Die Sonne, wie sie aufgeht und wie sie untergeht, sey Vorbild deines Wirkens und deiner Ruhe.

90. Sprich und thue Nichts, wovon du nicht willst, dass es die ganze Welt sehen und hören könne. — Wer zu viel thut, thut zu wenig.

91. Sollen unsere Verdienste für uns reden, so müssen wir selbst davon schweigen. — Unsere Ehre steigt, wie unser Hochmuth sinkt. Wo die Prahlerei aufhört, da fängt die wahre Würde an

92. Ein einziges: Ich habe Unrecht — ist mehr werth, als hundert sinnreiche Entschuldigungen.

93. Die verleumderische Zunge gleicht einem Schwerte, welches mit einem Streiche Drei verwundet — sich — den Beleidigten oder Abwesenden — und den Zuhörer.

94. Wir würden wenige Dinge mit Eifer verlangen, wenn wir das, was wir verlangen, genau kennen würden.

95. Die beste Weise, sich zu rächen ist diese: Demjenigen, der uns beleidigt hat, nicht ähnlich zu werden.

96. Ist es nicht lächerlich, wenn du deine eigenen Fehler duldest, die du verhindern kannst und die eines Andern nicht duldest, die du nicht verhindern kannst?

97. Das Gebot bahnt den Weg zum Himmel — die Mässigkeit öffnet die Thüre — und thätige Liebe führt hinein.

98. Der ahmt der Gottheit nach, der Allen nützen und Keinem schaden will.

99. Wer nicht zu schweigen weiss, der wird auch nicht zu reden wissen.

100. Glücklich Der, der solchen Dingen nicht nachgeht, die drücken, wenn man sie besitzt; beflecken, wenn man sie liebt; quälen, wenn man sie verliert.

101. Selig der Mensch, den die Liebe regiert, durch welche der Himmel regiert wird.

102. Es ist ein grosses Unglück, wenn man nicht genug Geist hat, um zu sprechen, und nicht genug Vernunft, um zu schweigen.

103. Es ist Thorheit, das zu begehren, was mit Recht abgeschlagen werden kann.

104. So nützlich ist dir kein Königreich, wie Freunde, durch Verdienste erworben.

105. Sei unbekümmert, wenn Andere leise von dir sprechen. Nur wer ein böses Gewissen hat, denkt, Jeder spreche von ihm.

106. Die, so mich loben, zeigen mir den Weg, den ich wandeln soll. Und Die, so mich tadeln, warnen mich vor den Gefahren, denen ich leicht ausgesetzt bin.

107. Sich selbst überwinden, ist das Mittel, durch Andere nicht überwunden zu werden.

108. Sprich nie von deinem Glücke mit einem Unglücklichen.

109. Wünschest du, dass dein Ruhm glänze, wie das feinste Gold, so wisse auch, dass ohne die Gluth mannigfaltiger Trübsale dieser Glanz nicht möglich sey.

110. Sage nie: „die Pflicht ist leicht“, die du auszuüben nie einen Anlass gehabt hast.

111. Nur sehr Tugendhafte können mit Menschen ohne Tugend schadlos umgehen.

112. Man hat Zeit für Alles, was man thun soll, wenn man die Augenblicke wohl benützt.

113. Der ist ein grosser Held, der im Zorne vernünftig spricht und handelt.

114. Wer Tugend hat, hat Alles, — der Lasterhafte hat nicht einmal sich selber.

115. Der Weise ist bedächtig in seinen Reden, und schnell in seinen Thaten.

116. Es ist schändlich, Denen zu schmeicheln, die man verachten muss.

117. Wenn du ein Geschäft übernimmst, dem du nicht gewachsen bist, so wirst du dasselbe nicht nur schlecht verrichten, sondern sogar ein anderes Geschäft versäumen, welches du gut verrichten könntest.

118. Wer gesunden Leibes ist, kann Frost und Hitze ausstehen; so kann auch, wer gesunder Seele ist, gegen Zorn, Betrübniss und Freude — Stand halten.

119. Wer recht thut, ist an jedem Orte sicher.

120. Nicht unempfindlich, aber unbeweglich, wie der Stein, bleibt der Weise bei Lob und Tadel.

121. Ein Gemisch von Stärke und Schwäche macht zornig oder feindselig. Eine wahre Erhabenheit macht gelinde.

122. Der Weise zieht mehr Vortheil von seinen Feinden, als der Thor von seinen Freunden.

123. Wo die Leidenschaft die Schwelle betritt, verabschiedet sich die Vernunft.

124. Der für sein und des nächsten Wohl beschäftigte Mensch, ist ein glücklicher Mensch.

125. Ungehorsam verdient Züchtigung; Schwachheit Mitleiden; Thorheit Spott; Narrheit Verachtung; Bosheit Strafe.

126. Wer Alles verachtet, wie kann der Achtung verdienen?

127. Freundschaft, die aufhören kann, war nie wahre Freundschaft.

128. Der ist glücklich, der die Gabe des Himmels wohl zu brauchen, harte Armuth zu ertragen weiss, und jede Lasterthat mehr als den Tod hasst.

129. Ist der, den böse Zungen stechen, dir ganz genau bekannt, so sey ein Mann, und vertheidige deinen abwesenden Mitbruder.

130. Glücklich der Mensch, den in bangen Stunden sein eigenes Gewissen nicht anklagt.

131. Der Tugend Lohn ist eine wahre, innere Seelenfreude, die nur gefühlt, aber nicht deutlich beschrieben werden kann; der Sünde Lohn ist Gram und Unruhe, Schmerz und Traurigkeit etc.

132. Gerechte Sache erwartet immer Hilfe vom Himmel.

133. Der unbedeutendste Feind kann dir mehr schaden — wenn er bösartig ist — als der wärmste und mächtigste Freund dir nützen kann.

134. Das Stillschweigen ist entweder ein Zeichen der Weisheit oder der Dummheit. — Wer zu voll und zu leer ist, schweigt.

135. Der, dem sein Geld lieber ist, als seine Ehre, ist weder der Ehre, noch des Geldes werth.

136. Wer aufhört zu lernen, verlernt die Kunst zu lehren.

137. Der gute Mensch wird nie bei irgend einer Sache von einem Hauche des Neides berührt.

138. Nur dann bin ich wahrhaft gross, wenn ich dem Gesetze Gottes und der Vernunft gehorche.

139. Gott kann nichts Grösseres geben, und der Mensch nichts Edleres empfangen, als Wahrheit.

140. Die Vergebung der Beleidigung ist das Merkmal grosser Seelen.

141. Nichts drückt das Gewissen so sehr, als das Bewusstseyn, an unsern Nächstén eine vorsätzliche Ungerechtigkeit begangen zu haben.

142. Ein aufrichtiges Herz wird sich vor keinem Erinnerer fürchten.

143. Alles, was dich schmäht, wecke in dir hohe Heldentugend!

144. Ein tapferes Herz wird grösser im engsten Gedränge.

145. Schmähe keinen Menschen, der mit Unglück schwer beladen ist.

146. Gib keinem Bösen die Ehre, die nur dem Guten gebührt.

147. Lebe, um zu lernen, und lerne, um zu leben.

148. Willst du weise Feinde nöthigen, dich zu loben, so gestatte deinen Freunden, dich zu tadeln.

149. Das Merkmal der wahren Freundschaft ist, wenn sie in der Abwesenheit zunimmt.

150. Sey klug und gut, und vertraue auf Gott.



Inhalt.

Seite.

Erster Abschnitt.

1., Religion 1
2., Werth und Wichtigkeit der Religion 1
3., Gott ist der Schöpfer alles dessen, was da ist 4
4., Gott wird aus seinen Werken erkannt 5
5., Gott ist Erhalter und Regierer der Welt 7
6., In Gottes Welt gibt es keinen Zufall, kein Ungefähr 10
7., Gott lenkt nach seiner Huld und Gnade die Schicksale einzelner Menschen und ganzer Völker 11
8., Auch die Uebel der Welt und die Leiden des Erdenlebens stehen unter Gottes väterlicher Leitung 12

Zweiter Abschnitt.

Lehre von Gottes Eigenschaften.

9., Gott ist ein ewiger, unerschaffner Geist 15
10., Gott ist allgegenwärtig 17
11., Gott ist allwissend 20
12., Gott ist allweise 22
13., Gott ist allmächtig 25
14., Gott ist allgütig, Gott ist die Liebe 27
15., Gott ist heilig 31
16., Gott ist gerecht 32

Dritter Abschnitt.

Pflichten gegen Gott.

17., Liebe gegen Gott 35
18., Ehrfurcht vor Gott 37
19., Abgötterei 39

Seite.

Einige Erzählungen.

I., Die Thorheit des Götzendienstes 40
II., Wie Abraham sich gegen Nimrod vertheidigt und aus dem feurigen Ofen gerettet wird 42
20., Aberglaube 43
Einige Lehren verbunden mit einer Erzählung 44
21., Mißbrauch des göttlichen Namens, leichtsinniges Schwören rc. 46
22., Dankbarkeit gegen Gott 47
23., Gehorsam gegen Gott 49
24., Vertraue auf Gott 51
25., Ergebung in den Willen Gottes 53
26., Das Gebet 55
27., Die Heiligung des Sabbath's 58
28., Die Heiligung der Festtage 59

Vierter Abschnitt.

Pflichten des Menschen gegen sich selbst.

29., Selbstachtung 61
30., Die wahre Selbstliebe 62
31., Scheue kein Opfer, dir Kenntnisse zu erwerben 63
32., Geistesbildung im Bunde mit zweckmäßiger Thätigkeit und Arbeitsamkeit . 64
33., Rechtmäßige Benützung der Jugend bringt Segen, Glück und Ehre . . 65
34., Eine gute Lehre 66
35., Morgenstunde hat Gold im Munde 67
36., Vorsichtigkeit 68
37., Drei Freunde 69
38., Der Mond, — ein Bild des Lebens und der Unschuld 69
39., Halte Körper und Seele rein 70
40., Keine Unthat bleibt verborgen 71
41., Nütze die Jugend 73
42., Der Jüngling am Scheidewege 75
43., Selbsterkenntniß und Selbstprüfung 77
44., Selbstbeherrschung 78
45., Widerstehe der Versuchung 80
46., Tod und Leben hängt von der Gewalt der Zunge ab 82
47., Eitelkeit 83
48., Geize mit deinen Kenntnissen nicht nach Ehre und Gewinn 83
49., Arbeitsamkeit und Treue in Erfüllung unseres Berufs 84
50., Arbeite, so lange deine Kräfte es gestatten 85
51., Weise Sparsamkeit 87
52., Geiz und Verschwendung 87
53., Das Kornfeld 88
54., Der Gewinn in der Lotterie 89
55., Der Trunkenbold 93
56., Mäßigkeit und Sorge für die Gesundheit 94

		Seite.
57.,	Zufriedenheit	95
58.,	Genügsamkeit	96
59.,	Das Ackerwerk Gottes	97
60.,	Die Rettung	98
61.,	Die Einsamkeit	98
62.,	Einsamkeit ist ein großes Hilfsmittel zur Tugend	100
63.,	Einsamkeit führt zu Gott	101
64.,	Der doppelte Schwur der Besserung	103
65.,	Böser Umgang	106
66.,	Der See	107
67.,	Gleichmuth	110
68.,	Bescheidenheit	111
69.,	Der Tulpenbaum	112
70.,	Demuth	113
71.,	Ordnung	115
72.,	Enthaltsamkeit	115
73.,	Edle Gesinnung im Unglück	116
74.,	Gelübde soll man halten	117
75.,	Pflichtmäßiges Verhalten in Ansehung der zeitlichen Güter	118
76.,	Streben nach Herzens- und Gewissensruhe	120
77.,	Es gibt Unthaten, über welche kein Gras wächst	121
78.,	Bedachtsamkeit	123
79.,	Nüchternheit	123
80.,	Die Aehre und die Distel	125

Fünfter Abschnitt.

Pflichten des Menschen gegen Andere.

81.,	Nächstenliebe	126
82.,	Mitleid bringt wahres Leben und unvergängliche Schätze	127
83.,	Segen der Wohlthätigkeit	128
84.,	Gedenke stets der Armen	130
85.,	Die Armen sind unsere Brüder, denn Gott ist ihr Vater, wie der unsrige	131
86.,	Spotte nicht der Armuth und der natürlichen Gebrechen	132
87.,	Wohlthun	133
88.,	Die Leiter der Barmherzigkeit	133
89.,	Die Diamanten-Ernte	135
90.,	Menschenrettung	135
91.,	Edelmüthige Aufopferung	138
92.,	Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe	140
93.,	Der Gute übt gern Gerechtigkeit	142
94.,	Die Krone des Alters	143
95.,	Wahrheit und Aufrichtigkeit dürfen nicht der Höflichkeit geopfert werden	144
96.,	Ehrlichkeit, Redlichkeit und Rechtlichkeit dürfen unter keinen Umständen verletzt werden	144

		Seite.
97.,	Früher begangenes Unrecht eines Unglücklichen darf das Mitleid gegen ihn nicht hemmen	146
98.,	Hasse nicht die Sünder, sondern die Sünde	148
99.,	Betet für die, die euch beleidigen	149
100.,	Sey großmüthig	150
101.,	Dankbarkeit	150
102.,	Die Sanftmuth gewinnt und der Ungestüm stößt zurück	151
103.,	Was nicht die Sanftmuth thun kann	153
104.,	Gamaliel dient seinen Gästen	154
105.,	Der Wanderer und der Dattelbaum in der Wüste	155
106.,	Freundschaft	156
107.,	Züge ehrenwerther Gesinnung	157
108.,	Die Ueberschwemmung	158
109.,	Jeder trage zum Gemeinwohl bei	158
110.,	Richte nicht nach dem ersten Scheine	159
111.,	Verdamme deinen Bruder nicht, wegen einzelner Handlungen	160
112.,	Der Menschenfreund	162
113.,	Sorge für des Nächsten Ehre und guten Namen	163
114.,	Die Verleumdung	164
115.,	Pflichtmäßiges Verhalten gegen andere Religionsgenossen	165
116.,	Untreue schlägt den eigenen Herrn	167
117.,	Sorge für des Nächsten Eigenthum	168
118.,	Die himmlische Lampe	170
119.,	Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und Feindesliebe	171
120.,	Höflichkeit und Dienstfertigkeit	173
121 ,	Gerechtigkeit und Billigkeit	175

Sechster Abschnitt.

Pflichten des Menschen in besonderen Verhältnissen.

122.,	Fürbitte der Aeltern für ihre Kinder	177
123.,	Väterliche Liebe und Sorgfalt	178
124..	Mutterliebe der Gräfin von Spadara	179
125.,	Die gute Mutter	180
126.,	Kindliche Liebe und Dankbarkeit	182
127.,	Kindliche Anhänglichkeit	185
128.,	Aufopfernde Kindesliebe	186
129.,	Wahre Kindesliebe hört nie auf	187
130.,	Kindliche Ehrfurcht	188
131.,	In deinem Glücke schäme dich deiner geringen Aeltern nicht	189
132.,	Liebe für Großältern	190
133.,	Wahre Bruderliebe	192
134.,	Der edelmüthige Bruder	193
135.,	Schwesterliche Liebe	196
136.,	Dank gegen Lehrer	199
137.,	Liebe und Hochachtung gegen den Lehrer	200

Seite.
138., Der treue Mitschüler 201
139., Albertine oder die Schülerin, wie sie alle seyn sollten 202
140., Die würdige Confirmandin 203
141., Gesinnungen einer frommen Herrschaft 204
142., Gesinnungen eines frommen Dienstboten 205
143., Beispiele zur Nachahmung für Dienstboten 206
144., Vaterlandsliebe 208
145., Zwei Beispiele von Vaterlandsliebe 211
146., Unterthanenpflicht 212
147., Unterthanentreue 213
148., Soldatenstand 214
149., Soldatentreue 218
150., Menschlichkeit gegen Thiere 219
151., Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes; aber des Frevlers Herz ist grausam 221
152., Das Storchennest 223

Siebenter Abschnitt.

Parabeln, Fabeln, erheiternde Erzählungen, Kernsprüche, Lieder und verschiedene Sätze für Kopf und Herz.

1. Parabeln (Gleichnisse).

153., Das Kind der Barmherzigkeit 225
154., Adam und der Cherub 226
155., Die Lerche 226
156., Die untergehende Sonne 228
157., Die Stellvertreter 228
158., Der irdische und himmlische Segen 229
159., Finsterniß im Lichte 231
160., Alexander und der Schädel 231
161., Die sieben Kindlein 233
162., Gott der Hirt 234

2. Fabeln.

163., Der Fuchs im Garten 235
164., Das Kartenhaus 236
165., Die Bienen 236
166., Der junge Adler 237
167., Der geplünderte Apfelbaum 237
168., Der Hirsch und der Weinstock 238
169., Der Löwe und die Maus 239
170., Die Schlange 240
171., Die Rose und der Schmetterling 240
172., Das Veilchen und der Dornenstrauch 241
173., Die Sonne und die Wolken 241
174., Die vorsichtige Nachtigall 242

Seite.
175., Die Gemse und die Ziege 242
176., Das Pferd 243
177., Der Schmetterling und die Biene 244

3. Erheiternde Erzählungen.

178., Wie Rabbi Jehosua belehrt wurde 245
1., Das kluge Kind 245
2., Die bestrafte Neugier 246
3., Das kluge Mägdlein 246
4., Weisheit rechtfertigt nicht den Mangel an guter Lebensart 247
179., Der zerbrochene Mörser, oder wie die Frage, so die Antwort . . . 247
180., Auch durch scherzhafte Einfälle kann Mancher zur Besinnung kommen . 249
181., Die Frau mit dem Korbe 249
182., Der Wettermacher 250
183., Der gerechte Spruch 252
184., Die Wette 253
185., Maurer und Schlosser 253
186., Wie man Jemanden los werden kann 255
187., Der Spiegel 256
188., Die Wirthshäuser 257
189., Die beste Klugheit 257
190., Kleiderbetrachtung 257

4. Volksreden und Kernsprüche.

191., ... 258

5. Lieder.

192., Passahfest, oder Fest der ungesäuerten Brode 261
193., Wochenfest 262
194., Neujahrsfest 263
195., Versöhnungstag 264
196., Hütten- oder Erntefest 266
197., Beschlußfest 267
198., Morgenlieder 268
199., Abendlieder 270
200, Frühlingslieder 271
201., Sommerlied 271
202., Herbstlied 272
203., Winterlied 273
204., Bei Gewittern 273
205., Nach verliehenem Regen 275
206., Lied vom Regen 276

6. Verschiedene Sätze für Kopf und Herz.

207., ... 277 bis 284.

Druckfehler.

Seite 3 Zeile 20 von Oben: himmlisches lies himmlisch. 15, 7 dem l. den. 21, 23 von l. vor. 28, 23 Vatter l. Vater. 38, 7 Verwogenheit l. Verwegenheit. 50, 38 Seyn l. Sein. 54, 13 Licht l. Licht. 56, 14 Andere l. Anderen. 59, 1 erzeugte l. erzeigte. 61, 24 freu'n' l. freu'n. 74, 27 Abglauben l. Aberglauben. 76, 25 fortzusprechen l. fort zu sprechen. 77, 17 u. 18 Vorspielungen l. Vorspiegelungen. 80, 25 sammelten l. sammelte. 80, 30 von l. vor. 81, 36 ndem l. indem. 86, 20 vom l. von. 92, 29 l. auf den Kaufmann. 96, 8 wohlbeahnd l. wohlhabende. 100, 15 Beispieis l. Beispiels. 101, 20 hilfe l. hälfe. 107, 20 tauschten l. tauchten. 107, 24 wär l. wäre. 112, 12 dei l. die. 115, 17 thutst l. thust. 117, 34 Willehier l. Wille hier. 119, 25 ihm l. ihn. 128, 33. bat l. hat. 130, 5 Menschengabe l. Menschen Gabe. 147, 12 mit l. mir. 185, 14 einen l. einem. 189, 36 hate l. hatte. 191, 26 schon dem l. schon von dem. 198, 10 Tage l. Tagen. 199, 11 übrigen l. übrigen. 206, 35 Todenbette l Todtenbette. 207, 27 ihren l. ihrer. 227, 36 der Thau l, den Thau. 234, 1 Spalte 5 von unten Das l. Dass. 235, 10 (2te Spalte) blickt l. blinkt. 240, 5 von unten Jener l. Jene. 245 22 einere l. einer. 247, 14 tbat l. that. 247, 8 178 l. 4. 247, 25 welche l. welchen. 257, 5 sa l. sah. 258, 4ter Spruch bleien l. bleiben. 262, 22 (1te Spalte) fast l. hast.

Nachbemerkungen.

1) Das Lesestück Nro. 33 Seite 65 ist aus Versehen unvollständig abgedruckt worden.
2) Seite 261, 3ter Vers (links) muß die 2te Strophe heißen: Erfolgte Strafe Schlag auf Schlag.
3) Seite 262, 3ter Vers (rechts) ist nach der Strophe: „Du hast Meeresfluth gespalten," noch hinzuzusetzen: „Du wirst gnädig uns erhalten,"

